



BART
VAN ES

Das Mädchen
mit dem
Poesiealbum

DUMONT



Lien war acht Jahre alt, als sie von einem Tag auf den anderen ihre Eltern für immer verlassen musste, um fortan bei einer fremden Familie zu leben. Das war 1942. Mehr als siebenzig Jahre später stößt ein junger Professor für Englische Literatur in Oxford auf Liens Spuren. Er ist der Enkel jenes Paares, das das jüdische Mädchen damals aufnahm. Doch warum wusste er bislang nichts von Liens Existenz? Bart van Es macht sich auf Spurensuche. Am Ende lüftet er nicht nur das Geheimnis seiner Familie, sondern findet auch die charismatische Lien de Jong, mit der er Freundschaft schließt.

»Für die sensible Auseinandersetzung mit den Traumata einer ausgelieferten Generation gewann van Es zu Recht den britischen Costa Book of the Year Award.«

BRIGITTE WIR

DUMONT

www.dumont-buchverlag.de
ISBN 978-3-8321-6532-1 € 12,00 (D)



Die verborgene Geschichte einer Familie

Viele Familien haben ein Geheimnis. Doch nur wenige ein solches wie die von Bart van Es. 1942 versteckten seine Grosseltern, einfache Arbeiter aus Dordrecht, das ihnen völlig unbekannte jüdische Mädchen Lien vor den Nazis. Achtjährig war es von seinen Eltern von Den Haag aus zu den van Es geschickt worden, mit seinem Poesiealbum und einem Brief seiner Mutter an die Pflegeeltern in der Tasche. Doch schon einige Monate später musste Lien die Familie, die sie schnell lieb gewonnen hatte, verlassen und in ein sichereres Versteck auf dem Land weiterziehen, wo es ihr nicht gut erging. 1945 kehrte sie zu den van Es zurück und wurde von ihnen adoptiert. Doch Bart kannte Liens Geschichte nicht – wie konnte das sein, wo sie doch gemeinsam mit seinem Vater und dessen Geschwistern aufgewachsen war? Warum hatte seine Grossmutter den Kontakt zu ihr abgebrochen?

Bart van Es lüftet das Geheimnis seiner Familie und schlägt damit ein wichtiges Kapitel der niederländisch-deutschen Geschichte auf. Er lernt Lien de Jong kennen, die heute in Amsterdam lebt. Sie erzählt ihm die Geschichte ihres Lebens, die zu Barts Erstaunen auch seine eigenen Lebensfragen berührt.

«Keine Schwarz-Weiss-Malerei – das ist das Besondere an dem Buch.» Claudia Wallbrecht, TTT

Bart van Es wurde in den Niederlanden geboren und zog als Kind mit seinen Eltern nach England, wo er auch heute noch mit seiner Familie lebt. Er ist Professor für Englische Literatur an der Universität Oxford und Fellow des St. Catherine's College. Er veröffentlichte auch populäre Bücher über die Werke von William Shakespeare.

Bart van Es
**DAS MÄDCHEN
MIT DEM POESIEALBUM**

Aus dem Englischen von
Silvia Morawetz und Theresia Übelhör

DUMONT

Für Charles de Jong und Catharine de Jong-Spiero und
Henk van Es und Jannigje van Es-de Jong

PROLOG

DEZEMBER 2014

«Ohne Familien gibt es keine Geschichten.»

Die Frau, die das zu mir sagt, macht in ihrer Amsterdamer Wohnung Kaffee. Ihr Name ist Hesseline, kurz Lien. Sie hat die achtzig überschritten, ist aber immer noch eine Erscheinung von schlichter Schönheit mit ihrer hellen Haut ohne sichtbares Make-up, der kleinen silbernen Uhr, die sie als einzigen Schmuck trägt, und den glänzenden, nicht lackierten Nägeln. Sie hat eine forsche Art, die lange, dunkelgraue Strickjacke mit dem wehenden bordeauxroten Paisley-Schal verleiht ihr aber auch einen Hauch von Bohème. Meines Wissens bin ich ihr vor dem heutigen Tag noch nie begegnet. Dennoch ist diese Frau mit meinem Vater aufgewachsen, der unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg in den Niederlanden geboren wurde. Sie war einmal ein Teil meiner Familie, aber das ist nicht mehr so. Ein Brief wurde abgeschickt und eine Verbindung abgebrochen. Noch heute, fast dreissig Jahre später, schmerzt es Lien, davon zu sprechen.

Wir gehen aus ihrer weissen offenen Küche in den Wohnbereich, in den die Wintersonne scheint, teils durch Kunstwerke aus buntem Glas gefiltert, die vor die Scheiben gelehnt sind. Unter der Glasplatte eines niedrigen Couchtischs liegen Bücher, Museumskataloge und Kulturbelagen aus Zeitungen. Die Möbel sind modern, genau wie die Bilder an den Wänden.

Wir unterhalten uns auf Niederländisch.

«In Ihrer Mail haben Sie geschrieben, Sie interessieren sich für die Familiengeschichte und wollen vielleicht ein Buch schreiben», sagt sie. «Familie ist bei mir eigentlich kein Thema. Die van Es waren in meinem Leben lange Zeit wichtig, jetzt aber nicht mehr. Was für Sachen schreiben Sie denn?»

Ihr Ton ist freundlich, aber nüchtern. Ich erzähle ihr ein bisschen von meiner Arbeit als Professor für englische Literatur an der Universität Oxford – wo ich wissenschaftliche Bücher und Artikel über Shakespeare und Renaissancedichtung verfasse –, wovon sie das meiste jedoch bereits aus dem Internet weiss.

«Warum wollen Sie das tun?», fragt sie.

Warum ich das tun will? Ich bin mir nicht sicher. Ihre Geschichte könnte interessant sein, auf vielen Ebenen. Diese Dinge festzuhalten ist wichtig, besonders heute, bedenkt man den Zustand unserer Welt, in der der Extremismus überall wieder auf dem Vormarsch ist. Hier ist eine noch nicht erzählte Geschichte, die nicht verloren gehen sollte.

An diesem strahlenden Dezembervormittag unterhalten wir uns über die Weltlage und Israel, über die niederländische Politik und die Situation in Grossbritannien, wo die Koalitionsregierung unter David Cameron ans Ende ihrer fünfjährigen Amtszeit kommt. Wir springen von einem Thema zum nächsten, fast wie bei einem Vorstellungsgespräch.

Nach vielleicht einer Stunde schiebt Lien ihre leere Tasse zur Seite und sagt bestimmt: «Ja, ich glaube, das kann etwas werden. Sollen wir uns an den Tisch setzen? Haben Sie Stift und Papier dabei?»

Ich hatte nicht wie ein Reporter aufkreuzen wollen und muss sie daher um etwas zum Schreiben bitten, aber kurz danach sitzen wir an ihrem Esstisch aus hellem Holz. Ich darf sie nach allem fragen, woran sie sich erinnert: danach, was andere sagten und taten, was sie anhatte und was sie ass, in was für einem Haus sie wohnte – und was sie träumte.

Wir sitzen in der warmen modernen Wohnung, und Stunden vergehen über unserem ersten Kennenlernen. Dokumente – Fotografien, Briefe, diverse Gegenstände – kommen erst nach und nach zum Vorschein, so wie sie ihr einfallen, und als es am fortgeschrittenen Nachmittag draussen zu dämmern beginnt, ist der Tisch mit Andenken bedeckt. Darunter befinden sich ein Kinderbuch mit hellgelbem Umschlag und einem Dampfboot in der Mitte sowie eine Keramikachel mit der



Charles und Catharine (links)

Karikatur eines Ertrinkenden darauf. Auch ein Fotoalbum aus rotem Kunstleder mit stark abgenutztem Rücken ist dabei, auf dessen erster Seite das Bild eines hübschen Paares klebt, darunter die mit Blau geschriebenen Wörter «Mamma» und «Pappa».

Die Frau links auf dem Foto ist Liens Mutter und heisst Catharine de Jong-Spiero. Sie sitzt auf der Kante eines Rattansessels, dessen geschwungene Lehne sie einrahmt. Die Sonne scheint ihr voll ins Gesicht, und sie lächelt etwas scheu. Ihr Mann Charles, Liens Vater, sitzt vor ihr auf dem Boden, die grossen Hände ruhig auf den Knien. Er lehnt mit dem Rücken an seiner Frau, die eine Hand auf seine Schulter legt, und schaut mit selbstsicherem, ironischem Blick in die Kamera. Es hat etwas Lässiges, dass er trotz des gestellten Bildes lachen kann, was seiner steif lächelnden Frau sichtlich schwererfällt.

Die Selbstsicherheit des Mannes teilt sich auch auf den wenigen anderen Fotos mit, die auf der ersten Albumseite eingeklebt sind.



Charles hinten im Automobil



Strandgesellschaft

Eins zeigt ihn auf der Rückbank eines Automobils, links und rechts neben ihm elegante junge Männer. Insgeheim deutet er mit Zeige- und Mittelfinger Hasenohren hinter dem Kopf eines Freundes an, der mit Handschuhen und Gehstock vor ihm posiert. Auf einem anderen Foto steht er, den Hut in der Hand, vor einem breiten schwarzen Torweg, ein Bein mit Lackschuh nach vorn geschoben. Von diesen frühen Aufnahmen gibt es ungefähr ein Dutzend. Das am stärksten zerknitterte – eingerissen, geknickt und mit vergilbendem Leim geklebt – zeigt eine Strandgesellschaft von vielleicht zwanzig jungen Männern und Frauen in Badekleidung, Arm in Arm, lächelnd. Eine Frau in Weiss in der Mitte hält etwas hoch, das wie ein Volleyball aussieht. «Mamma, Pappa, Tante Ro, Tante Riek und Onkel Manie» lautet der handschriftliche Vermerk unter dem Foto.



Gedicht

Obwohl ich in Interviews nicht geübt bin, findet unsere Unterhaltung bald zu einem gewissen Rhythmus. Ich stelle zahllose Fragen, erkundige mich aufs Geratewohl nach irgendeinem Detail, mache mir Notizen.

«Wie sah das Zimmer aus?»

«Von wo kam das Licht?»

«Was für Geräusche konnten Sie hören?»

Erst wenn alle Details einer Episode ausgeschöpft sind und sie mir nichts mehr dazu sagen kann, fahren wir fort.

Es ist bereits dunkel, als Lien ihr Poesiealbum erwähnt, ein Buch mit gesammelten Gedichten und Andenken, wie es fast alle Mädchen in den Niederlanden hatten. Sie kann es nicht gleich finden, geht aber nach nebenan und bittet mich, auf einen Stuhl zu steigen und ganz oben im Regal nachzuschauen, und da liegt es auch tatsächlich, staubgeschützt in einer kleinen Plastiktüte. Das Album ist in graues Leinen gebunden und etwa vierzehn mal sechzehneinhalb Zentimeter gross; ein verblasstes Blumenmuster ziert den Umschlag. Auf der ersten Doppelseite steht ei-

ne Reihe von Versen, unterschrieben mit «Dein Vater» und datiert mit «Den Haag, den 15. September 1940». Der Anfang des Gedichts lautet:

*In dieses Buch sollen Freunde schreiben, die dir dein Lebttag
Freunde bleiben und mit dir durch die Jahre gehen, dich allzeit lä-
cheln und nie weinen sehen.*

Ich halte kurz inne und betrachte die nach rechts geneigte Handschrift. Gegenüber, auf der linken Seite, sind drei altmodische Glanzbilder: ganz oben ein Weidenkorb mit Blumen, darunter zwei Mädchen mit Strohhüten. Das Mädchen rechts lächelt und sieht fröhlich aus, so wie Liens Mutter auf dem Foto, das Mädchen links aber umklammert mit zusammengepressten Lippen sein Blumensträusschen. Es schaut zur Seite, so als weiche es dem Blick des Betrachters aus.

**DEN HAAG,
APRIL 1941**

Im Grunde ist es Hitler, der Lien zur Jüdin macht. Ihre Eltern sind zwar Mitglieder eines jüdischen Sportvereins (es gibt ein Mannschaftsfoto, auf dem ihr Vater in dicken Socken und einem Hemd mit offenem Kragen zu sehen ist), praktizieren ansonsten ihre Religion aber nicht. Sie essen Matze zum Pessachfest und haben auf Wunsch der Familie in einer Synagoge geheiratet. Mit sechs ist Lien jedoch das holländische Pendant zum Weihnachtsmann, der Nikolaus, wichtiger, und sie weiss noch, wie zornig sie geworden ist, als sie hören musste, dass es den gar nicht gebe. Die Erwachsenen haben sie geprellt, und vor Wut und Beschämung versteckt sie sich in dem Wandschrank unter der Treppe, die zur Wohnung über ihnen führt.

Dieser Schrank in der Pletterijstraat 31 in Den Haag befindet sich im Flur direkt gegenüber ihrem Zimmer, das man beim Eintritt in die Wohnung vor sich sieht. Kommt man in ihr Zimmer, so sind dort vier kleine Fenster, direkt unter der Decke, zu weit oben, um hinauszusehen. Sie lassen nur wenig Licht herein. Auf der anderen Seite der Fenster liegt das hintere Schlafzimmer, das Liens Eltern gehört. Ein weiteres Schlafzimmer, das zur Strasse hinausgeht und zur Küche weiterführt, wird von Frau Andriessen zur Untermiete bewohnt. Sie ist schon älter und eine eher vornehme Dame und schreibt wie alle anderen auch etwas in Liens Poesiealbum. «Liebe Lien, gehorche stets, sei brav und rein, / so wirst

du wohlgelitten sein», gibt sie dem Kind als Lehre mit. Die Blumenbilder, die Frau Andriessen ihr dazugeklebt hat, fesseln Lien mehr als der kluge Rat.

Am 20. April 1941, als Frau Andriessen ihren Vers beisteuert, sind Juden in den besetzten Niederlanden nicht mehr wohlgelitten. Sie müssen mit «J» gestempelte Personalpapiere mitführen; sie dürfen nicht im Staatsdienst arbeiten, nicht ins Kino oder ins Café gehen, nicht die Universität besuchen; Juden ist der Radiobesitz unter Strafe verboten. Für Lien aber ist alles noch ziemlich normal. Sie besucht eine gemischte Schule, und die sorgfältig und mit Füllfederhalter in ihr Album eingetragenen Kindernamen sind grösstenteils nicht jüdisch.

«Wir bleiben für immer Freundinnen, liebe Lientje, was hältst du davon?», schreibt Ria.

«Ein glückliches Leben voll Sonnenschein, das soll dir beschieden sein», von «deiner Freundin Mary van Stelsen».

«Wirst du dich auch ohne diese Albumseite an mich erinnern?», fragt Harrie Klerks.



Sportklub

Der Eintrag bereitet Lien grossen Verdross, denn obwohl er versprochen hat, sauber zu schreiben, kleckst Harrie und verdirbt die Seite, die daraufhin mit dem Papiermesser aus dem Album herausgetrennt werden muss. Trotzdem gibt Lien ihm grosszügig eine zweite Chance.

Echte Sorgen, könnte sie sie in Worte fassen, bereitet Lien nicht der Krieg, sondern die Ehe ihrer Eltern. Als sie noch sehr klein war, gerade mal zweieinhalb, musste sie die über einem Laden gemietete Wohnung, in der sie damals lebten, verlassen und bei Tante Fie und Onkel Jo und ihren beiden Kindern in einem anderen Stadtviertel wohnen. Ihre Eltern liessen sich scheiden. Mamma kam sie besuchen, Pappa aber sah sie sehr lange nicht. Zwei Jahre später heirateten Mamma und Pappa wieder, richteten sich in der Pletterijstraat ein und fingen noch einmal von vorn an. Pappa ist nicht mehr so viel auf Reisen wie in seiner früheren Tätigkeit als Handelsvertreter für Grossvater und bleibt abends öfter zu Hause, schnitzt am Tisch unter dem Deckenlicht in der Küche Kinderpuzzles aus Holz. Für Lien malt er ein Bildchen von Jan Klaassen und Katrijn, den holländischen Pendants zum Kasper und zur Gretel, das ihr wertvollster Besitz ist. Auf einer grauen Wolke, aus der es regnet, sitzen Jan Klaassen und Katrijn oben in der Sonne, haben Regenschirme in der Hand und lächeln. Vielleicht sind die beiden ein bisschen wie Mamma und Pappa, die sich freuen, weil für sie nun wieder die Sonne scheint?

Lien bekommt schlimme Bauchschmerzen und will ausser Nachtisch nichts essen. Sie hat vom Arzt schon Medikamente verschrieben bekommen und musste, als sie einmal richtig dünn geworden war, für sechs Wochen in ein Krankenhaus, in dem man viel Milch trinken und Haferbrei essen muss. Dort noch mal hinzumüssen wäre schrecklich, deshalb gibt sie sich Mühe und isst so viel von dem Grünkohl und dem Kartoffelbrei, den Mamma ihr macht, wie sie kann, braucht dafür aber immer sehr lange.

Für seine neue Arbeit hat Pappa eine kleine Fabrik wie die von

Grossvater, im Grunde ein Schuppen, zu dem er bloss hinter der Wohnung über den Hof zu gehen braucht. Er macht Marmeladen und Mixed Pickles und benutzt dafür Bottiche mit Obst und Gemüse und verschiedenen grosse Gläser. Lien sieht ihrem Pappa bei der Arbeit zu, darf selbst aber nicht helfen, weil Sauberkeit hier das A und O ist und Kinderfinger manchmal schmutzig sind. Man findet sie jetzt meistens auf der Strasse, wo Kinderlieder gesungen werden und gespielt wird. Bei «Wo soll ich mein Taschentuch hintun?» zum Beispiel stellen sich alle in einem dichten Kreis auf, und ein Kind geht rundherum, bis es einem Mitspieler das Taschentuch gibt und der es nun fangen muss, um es ihm zurückzugeben. Lien mag solche Spiele sehr; wenn die Sonne scheint, ist sie fast immer draussen, und für den Spass, den sie hat, nimmt sie sogar ein bisschen Regen in Kauf.

Sie geht auch zum Ballett, das ist sehr damenhaft, und manchmal treten sie vor Publikum auf. In Mammas und Pappas Schlafzimmer hängt ein Foto, das sie vor einer Bühnendekoration zeigt. Es wurde nach einer Aufführung gemacht: Lien hat ihr Kostüm an, schwarzer Rock und weisse Bluse, und hält mit der rechten Hand eine Handpuppe in die Höhe. Die Puppe ist ein wenig zerrupft und zerraut und sieht eulenhaft aus, soll aber Micky Maus sein. Ausser ihrem Ballettkostüm mag Lien noch ihre zwei besten Kleider. Das aus blaugrauer Seide hat sie mit Mamma bei einem Einkaufsbummel in der Bonneterie gekauft, dem riesigen Kaufhaus mit den Glastüren und der hohen Decke, das sie förmlich verschluckt hat. Die Fussböden glänzen dort so stark, dass man sich darin spiegeln kann, und wenn man von der Galerie in die Eingangshalle hinabschaut, sind die Leute unten klein wie Ameisen. Das andere Lieblingskleid ist aus Satin und hat einen Glockenrock mit einem Unterrock darunter, den ihre Mutter selbst genäht hat.

Liens Welt besteht aus Schule und dem Spielen auf der Strasse, aus Grossmüttern und Grossvätern, Tanten und Onkeln und Cousinen und



Ballettauftritt

Cousins. Bis zur Familie ist es nie weit: Entweder geht man von der Pletterijstraat ein kurzes Stück zu Fuss oder man fährt ein kurzes Stück mit der Strassenbahn. Im Sommer fahren sie mit der Strassenbahn nach Scheveningen und spielen am Strand. Das gefällt auch dem Familienhund, einem Weibchen, das Pretty heisst und, so schnell es kann, durch den nassen Sand rennt, immer knapp an der Wasserlinie entlang, und mit seinen vier Pfoten Abdrücke hinterlässt, die das Meer fortspült. Wenn Lien einen Tennisball wirft, bringt Pretty ihn, tiefend nass, klebrig und sandig, in Windeseile zurück.

Rini und Daafje sind Liens Lieblingscousins. Sie sind fast wie Bruder und Schwester für sie, weil sie in der langen Zeit bei ihnen gewohnt hat, in der Mamma und Pappa keine Freunde sein konnten. An einem der vielen Tage, die sie zusammen verbringen, schreibt Rini ihr einen kurzen belehrenden Vers darüber, dass man Menschen so nehmen solle, «wie sie sind», ins Poesiealbum. Sonderlich passend sind die Zeilen nicht, denn Lien urteilt eigentlich über nichts und niemanden, aber manchmal ist es leichter, sich beim Schreiben im Rahmen des Üblichen

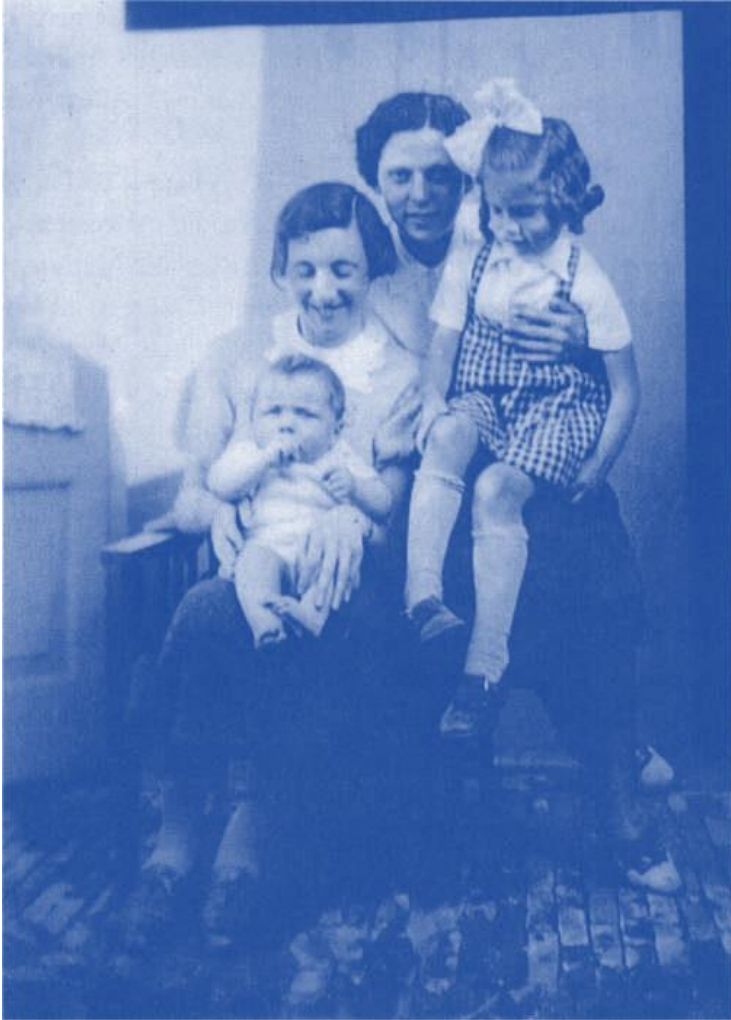
zu bewegen. Daran ist auch nichts auszusetzen, wenn die Handschrift und die eingeklebten Bilder schön sind, und deshalb schreibt Lien Rini ebenfalls etwas Erbauliches ins Poesiealbum.

Und dann ist da Tante Riek mit Liens Cousin Bennie und den beiden Kleinen, Nico und dem Säugling Robbie, auf die Lien manchmal mit aufpasst. Es gibt ein Foto von Tante Riek und Mamma, beide auf einen Sessel gequetscht und mit Bennie (Daumen im Mund) und Lien (weisse Schleife im Haar) auf dem Schoß. Mamma sitzt auf der einen Armlehne und hält mit der linken Hand Lien und mit der rechten Hand Riek fest. Der Sessel sieht ziemlich wacklig aus, so als könnte er jeden Augenblick mit ihnen umkippen, und auch wenn Mamma ihr seriöses Kamera-Lächeln beibehält, muss ihre Schwägerin schon lachen.

Sehr gern geht Lien auch in die Eisenwarenhandlung ihres Onkels Manie, die näher am Stadtzentrum liegt und in der die Wandregale bis zur Decke reichen und voll sind mit Schraubenziehern, Türklopfen, Häm- mern und Fahrradklingeln. Einmal bekommt sie dort wunderschöne



Rinis Gedicht



Mamma, Tante Riek, Lien und Bennie

Schlittschuhe, weiss und mit langen, scharfen silbernen Kufen. Die wird sie im Winter ausprobieren können. Lien sieht es schon vor sich, wie sie mühelos an den anderen Kindern vorbeigleitet, in der Sonne dahinjagt und eine Pirouette auf dem Eis dreht.

Liens Erinnerung nach kommt der Krieg mit der Besetzung Hollands im Mai 1940 aus heiterem Himmel. Sie steht neben ihren Eltern, als sie die Flugzeuge am Himmel sieht, und die Eltern sagen: «Das ist der Krieg.» Ansonsten passiert nicht viel. Deutsche Soldaten sind da, die an den Caféhaustischen im Freien sitzen und manchmal durch die Strassen gehen. Sie sind freundlich. Die Dinge verändern sich nur langsam.



Lien mit Bennie

Ab Herbst 1941 tauchen andere Namen in Liens Poesiealbum auf. Oder, besser gesagt, sie haben alle eine Gemeinsamkeit: Roosje Sanders, Judith Hirsch, Ali Rosenthal, Jema Abrahams: Alle, die Lien zwischen September 1941 und März 1942 etwas ins Poesiealbum schreiben, sind unverkennbar Juden, was daran liegt, dass Lien nun in eine jüdische Schule gehen muss. In ihren Gedichten geht es immer noch um Freundschaft, um Engel und Blumen, aber pastellfarbene Glanzbilder von Blumenbouquets und von Mädchen mit Krinolinen, wie sie auf den vorderen Seiten überall kleben, sind nun selten. Am 15. September 1941 tauchen neue Schilder vor Bibliotheken und Märkten, vor Parks, Museen und Schwimmbädern auf: «Für Juden verboten».

DEN HAAG, JANUAR 2015

Im Dezember hatte ich Lien für einen Tag besucht und bin nun für einige Wochen wieder in die Niederlande gekommen, um unsere Gespräche fortzusetzen. Wir finden es auch beide nützlich, wenn ich die Orte besuche, an denen sie gelebt hat. Fotos, die ich dort mache, sollen ihre Erinnerungen stimulieren, und ich soll ein Gespür für die Örtlichkeiten entwickeln. Deshalb fahre ich nach Den Haag.

Historisch betrachtet galt Den Haag immer als Dorf und erlangte formal nie den Status einer Stadt. Die Quizfrage nach der Hauptstadt der Niederlande ist nicht leicht zu beantworten, weil Amsterdam unstreitig die *hoofdstad* der Holländer und Den Haag lediglich der Regierungssitz ist. Obwohl es im ausgehenden 16. Jahrhundert als Stätte für die Zusammenkünfte der «Generalstaaten» der neuen Republik, des niederländischen Parlaments, gewählt wurde, wurde Den Haag nicht die Ehre einer Universität oder auch nur der Errichtung einer Stadtmauer zuteil. Die protestantischen Vertreter der sieben Provinzen, die sich vom spanischen Reich lossagten, trafen sich dort, weil es neutrales und ungefährliches Gebiet war. Sie hielten ihre Beratungen in der von einem Graben umgebenen Festung ab, die noch heute Sitz des niederländischen Parlaments ist. Auch wenn Den Haag keinen grossen Hafen hat und auch keine traditionelle Handelsstadt ist, gilt sie mit Recht als Geburtsstätte der niederen Lande. Sie steht auf Sand, Dünen und den Überbleibseln

eines morastigen Küstenstreifens, den Subsistenzbauern im neunten Jahrhundert trockenlegten. Wie so vieles in Holland wurde die Siedlung der Nordsee von Menschenhand abgerungen.

Der Weg nach Den Haag führt über Autobahnen, die den alten Meeresboden durchschneiden, heute ein einfarbiger Teppich aus identischen Rechtecken. Im Vergleich zu England, wo ich seit meiner Jugend lebe, wirkt das ländliche Holland in seiner flachen, perfekt organisierten Einformigkeit total modern. Alle paar Minuten komme ich an einem hübschen Bauernhaus aus rötlich-braunem Backstein mit Steildach vorüber. Auf den Höfen dieser Häuser stehen blitzsaubere Traktoren und Futtersilos; von dem bäuerlichen Gerümpel, das man auf der anderen Seite des Atlantiks vorfindet, ist hier nichts zu sehen. Sogar das Vieh macht einen normierten Eindruck: kantige Kühe, allesamt bedruckt mit Variationen desselben Schwarz und Weiss. Schnurgerade, silberne Gräben durchschneiden das Land in gleiche Portionen, die sich im Morgennebel ausdehnen.

Als ich die Ausläufer der Stadt erreiche, weichen die Bauernhöfe schickeren Konstruktionen aus Glas und Stahl, Autohäusern, Zentrallagern, Schallschutzwänden und Gewächshäusern mit geregeltm Licht und Kohlendioxidgehalt. Wie die landwirtschaftlich genutzten Flächen muten auch diese Bauten eher künstlich an. Durchs Autofenster gesehen wirkt Holland vollkommen geschichtslos.

Nach der Abfahrt von der Autobahn finde ich mich bald in einer langweiligen Siedlung mit Reihenhäusern aus rotem Backstein wieder. Ich parke in der Pletterijstraat, der Strasse, in der Lien gewohnt hat. Zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, als diese Häuser gebaut wurden, erlebte die Stadt einen rapiden Aufschwung. Plakate mit Jugendstil-Illustrationen warben bei Bauern aus dem überfüllerten Umland und Einwanderern aus den Kolonien und dem Nahen Osten für ihre Vorzüge als Wohnoase. Auf einmal war Den Haag nicht bloss eine Stadt, sondern eine Stadt für die ganze Welt. Im Jahr 1900 wurde sie Sitz des Internationalen Gerichtshofs – so sollte er bald bezeichnet werden –, der in den

neu erbauten prächtigen Friedenspalast einzog. Wie in seinen Anfängen war Den Haag abermals ein neutraler Begegnungsort für die Grossmächte geworden. Die Pletterij-straat, 1912 fertiggestellt, behauptete sich in dieser Stadt der Hoffnung.

Noch heute ist es fast eine reine Wohnstrasse, in der es einen Eckladen und zwei unabhängige Autowerkstätten gibt, die auch mit Gebrauchtwagen handeln. Die Erdgeschosswohnung des Hauses Nummer 31 beherbergt jetzt eine kleine physiotherapeutische Praxis, schon von aussen an dem gelben Logo «Fysio Fitness» auf den Mattglasscheiben erkennbar. Ich läute und warte, bis ein junger Mann im Trainingsanzug die Tür öffnet. Er ist einer der Physiotherapeuten. In der Diele hinter ihm stehen zwei ältere Herren in Sportkleidung: pludrige Shorts, verblichene Baumwollpullover, helle Turnschuhe und Socken, die etwas zu lang sind.

Ich bleibe allein in der Diele zurück, während die Sportgruppe ihre Stunde in dem Raum fortsetzt, der einst Frau Andriessens Zimmer war. Ich höre die Übungsgeräusche und den Trainer, der seine Schützlinge anspornt.

Rechter Hand befindet sich der Wandschrank, in den sich Lien verkroch, als sie erfuhr, dass es keinen Nikolaus gibt. Mir gegenüber liegt ihr ehemaliges Schlafzimmer, heute ein Büro, an dessen Wänden Ausbildungszertifikate hängen. Fahles Januarlicht dringt durch die Fenster.

Der Rundgang durch die Dreizimmerwohnung dauert nicht lange. Alles ist anständig, einfach und von vernünftiger Grösse. Hinter dem Büro liegt das Schlafzimmer von Liens Eltern; hier stehen jetzt ein Massagetisch und ein anatomisches Skelett mit einer roten Pudelmütze auf dem Kopf. Mit dem Raum verbunden ist eine kleine Küche, darin ein Wasserkocher und ein paar Fitness-Prospekte auf der Ablage. Der schäbige Hinterhof ist zum Abstellplatz für ein Sammelsurium von Gegenständen geworden: ein Abfallkübel aus Metall, eine Schneeschaufel, ein

Fahrrad, Rasengittersteine, ein Stapel Teller und kaputte Stühle. Ich schaue über den Zaun und versuche zu errahnen, wo Charles de Jongs kleine Fabrik gestanden haben mag.

Nach nicht einmal zehn Minuten habe ich alles gesehen, und ich winke beim Hinausgehen dem Therapeuten und den alten Männern freundlich zu.

Wieder auf der Strasse, ergibt sich der nächste Schritt nicht zwangsläufig, und ich frage mich plötzlich selbst, was ich hier eigentlich tue. Trotz meiner wissenschaftlichen Arbeit bin ich natürlich kein Fachmann für niederländische Geschichte oder für die Verfolgung durch die Nazis. Ist es wirklich Recherche, die Stationen von Liens Geschichte aufzusuchen? Leicht gereizt, mit der Frage im Hinterkopf, gehe ich die Strasse entlang.

Gegen Ende der Zwischenkriegszeit wurde dieses Viertel immer jüdischer. 1920, als die Häuser recht neu waren, wohnten lediglich sieben jüdische Familien in der Pletterijstraat. 1940 waren es neununddreissig. Schräg gegenüber von Liens Haus stand das jüdische Waisenhaus, das 1929 in diesen Räumlichkeiten seine Tätigkeit begann und schon bald darauf Flüchtlinge aus Deutschland aufnahm. Fünfunddreissigtausend flohen nach der Machtergreifung der Nazis in die Niederlande.

Diejenigen, die in den 1920er- und 1930er-Jahren in diese Reihenhäuser einzogen, waren keine Nachfahren der alten sephardischen Familien, die im ausgehenden 15. Jahrhundert aus Portugal in die Niederlande geflohen waren. Die Neuankömmlinge waren Deutsche und Polen, folgten aber ebenfalls einer bewährten Route, waren doch seit dem 18. Jahrhundert immer wieder aschkenasische Juden aus Osteuropa, deren Muttersprache Jiddisch war und nicht Hebräisch, nach Holland eingewandert. Die erste deutsche oder *hoogduitse* Synagoge wurde in den Zwanzigerjahren des 18. Jahrhunderts in Den Haag gebaut. Über die Jahre machten sich Zehntausende quer durch den Kontinent hierher auf den

Weg. Hier gab es keine Pogrome, hier konnte man Zünften beitreten, konnte ein Bürger der Stadt werden und den Bürgerstatus sogar in der Familie vererben. Auch wenn es Stadtviertel gab, in denen mehr Juden lebten als in anderen, grenzte man sich nicht scharf voneinander ab. Generation um Generation übernahmen Einwanderer die Sitten und Gebräuche ihrer Mitmenschen und wurden zu Holländern. Und als Napoleon das Königreich Holland 1811 schliesslich annektierte und eine namentliche Registrierung anordnete, nutzten viele Juden die Gelegenheit zur Anpassung ihrer Familiennamen. Joseph Izak beispielsweise, ein langjähriger Bürger, entschied sich für das schlichte, niederländisch klingende «Joseph de Jong».

Die portugiesischen Juden, die sich als Erste in Holland angesiedelt hatten, wahrten Abstand zu den neueren, häufig aus Arbeitermilieus stammenden jüdischen Einwanderern. Sie bildeten eine Art Aristokratie, waren stark mit der politischen Macht verflochten und trieben Handel. Diese sephardischen Juden, die sich nach dem Laterankonzil von 1179, das die Zinsnahme unter Christen bei Strafe der Exkommunikation verbot, als Geldverleiher betätigten, waren der Verfolgung im Süden entkommen und gelangten im 17. Jahrhundert in den grossen Hafenstädten Nordeuropas zu Wohlstand. Obwohl sie weniger als 0,01 Prozent der Bevölkerung ausmachten, besaßen die sephardischen holländischen Juden ein Viertel aller Zuckerplantagen in Surinam und waren für das Finanzwesen der neuen Republik unverzichtbar. Es war der portugiesisch-jüdische Bankier Francisco Lopes Suasso, der die notwendigen zwei Millionen Gulden vorstreckte und die Anwerbung von sechstausend schwedischen Söldnern organisierte, als Wilhelm III. von Oranien 1688 Anspruch auf die britische Krone erhob und mit einer holländischen Flotte in England landete.

In Den Haag stand die Gemeinde der sephardischen Juden womöglich in noch höherem Ansehen als die in Amsterdam. Es war in Den Haag, wo 1677 der skeptische jüdische Philosoph Baruch de Spinoza mit

grossem Prunk auf dem Friedhof der evangelischen *Nieuwe Kerk* bestattet wurde. Das war eine erstaunliche Geste der Akzeptanz, auch wenn die Kirchenobersten das Grab bald darauf wieder auflösten, weil die Gebühren nicht bezahlt worden waren.

Sein Status als Dorf, das gleichzeitig die Residenz der königlichen Herrscher war, machte Den Haag zu einem Ort, an dem sich Sonderinteressen leicht durchsetzen liessen. Deshalb wurde hier auch ein Disput, zu dem es 1690 über Passagen im Talmud kam, schnell bereinigt. Strittig war, ob man am Sabbat ausserhalb seiner eigenen vier Wände, in der Öffentlichkeit also, Gegenstände bei sich tragen durfte, was eigentlich strikt verboten war. Was aber sollte als «Öffentlichkeit» gelten und was nicht? In Amsterdam hatte man entschieden, dass die von einer Mauer umgebene ganze Stadt eine Einheit bilde und mit Fug und Recht als das «eigene Zuhause» aufgefasst werden könne. Den Haag besass leider keine Stadtmauer. Findige Rabbiner hatten jedoch ausgetüfelt, dass man bloss die beiden Steinbrücken über die Kanäle der Stadt durch Zugbrücken zu ersetzen brauche, damit Den Haag ebenfalls als eigenes Zuhause gelten könne – logisch. In der Folge trat eine jüdische Delegation an den regierenden Stadtrat heran. Sei es denkbar, die existierenden Brücken umzubauen, wenn sie die Kosten trügen? Und tatsächlich wurden die Brücken zwei Jahre später im Geiste politischen Entgegenkommens abgebrochen und ersetzt.

Die in den 1920er- und 1930er-Jahren in der Pletterijstraat lebenden deutschen und polnischen Einwanderer konnten solche Ausgaben nicht tätigen, selbst wenn ihnen dieselbe Findigkeit bei der Auslegung der göttlichen Gesetze zu Gebote gestanden hätte. Dennoch war das Viertel am Fluss, wenngleich nicht wohlhabend, sehr hübsch. Damals wie heute war es von Vielfalt geprägt, lebten dort unterschiedliche Rassen und Religionen nachbarschaftlich zusammen. Unter Nichtjuden gab es durchaus gewisse Vorbehalte gegen den Umfang der Einwanderung, denen die Regierung mit einer Begrenzung der Zahlen begegnete. Je nachdem,

in welchen Kreisen man verkehrte, wurden sie als Sozialisten oder als Kapitalisten gefürchtet, als Zionisten, als arm und geringqualifiziert oder aber als reich und überqualifiziert, sodass sie die besten Arbeitsplätze erhielten. Es kam auch vor, dass Juden in den 1930er-Jahren Mühe hatten, einen Tisch im Restaurant zu reservieren. Doch selbst bei den Parlamentswahlen 1937 errang die NSB, die *Nationaal-Socialistische Beweging* der Niederlande, nur vier Prozent der Wählerstimmen.

Ich lasse das ehemalige Waisenhaus hinter mir und biege von der Pletterijstraat in eine Seitenstrasse ein. Hier hoffe ich ein Café zu finden und komme an einer Grundschule vorbei, über deren Tür in hübscher Jugendstil-Schrift das Jahr der Fertigstellung des Baus angegeben ist: 1923. Später wurde der Fassade ein Wandbild hinzugefügt, auf dem eine Giraffe aus einem Fenster schaut, ein lächelndes Mädchen auf ihrem Rücken. Im Erdgeschoss gibt es noch mehr Kinderbilder auf dem Backstein, und einer Plexiglastafel entnehme ich, dass es eine evangelische Schule ist. Ein Stück weiter vorn sehe ich ein Einkaufszentrum und gehe in diese Richtung, um irgendwo einen Kaffee zu trinken.

Dort angekommen stellt sich heraus, dass das Einkaufszentrum nicht das ist, was ich erwartet habe. Der Bau ist so ordentlich und hübsch, wie er von Weitem aussah, hat ansprechend beleuchtete Schaufenster, doch in der Fensterreihe sieht man nur Frauen, die in Unterwäsche auf Barhockern vor dunkelrotem Hintergrund in schummrigen kleinen Kabinen sitzen. Bei einigen Fenstern sind die Vorhänge zugezogen, in anderen hängen Hinweise wie «sinnliche Massage», «zwei Frauen» oder «pervers». Auf der Strassenseite mir gegenüber befindet sich ein Urinal aus Stahl, an dem sich zwei Männer erleichtern und die Lage peilen.

Ich komme mir aufdringlich vor, und es ist schwierig, die Frauen im Vorbeigehen nicht anzusehen. Mein Blick huscht von einem Fenster

zum nächsten, und ich bin befangen, da ich zwar kein Kunde bin, als Mann jedoch zur potenziellen Kundschaft gehöre. Die stark geschminkten Frauen sehen fast alterslos aus in dem warmen Licht hinter dem Glas, wie Verkäuferinnen, die aus Langeweile und Verzweiflung am Ladeneingang herumstehen. Eine junge Blondine lächelt mir zu und schaut, als ich ihr Fenster passiert habe, wieder auf ihr Handy.

In drei, vier Minuten habe ich den Bezirk durchschritten und bin wieder auf der Hauptstrasse, die zum Bahnhof führt. Von hier kann ich einen Bogen zurück zur Pletterijstraat schlagen und so zu meinem Auto kommen.

Wieder trifft mich die Seltsamkeit dieses mir vertrauten Landes, das ich vor vierzig Jahren als Dreijähriger verlassen und in all den Jahren nur in den Sommerferien wiedergesehen habe. Mittlerweile bin ich wohl mehr Engländer als alles andere, was erklären dürfte, warum mich der propere Bezirk der Prostituierten so befremdet. Die Holländer sind in diesen Dingen pragmatisch: Es ist logisch, dass sich Sex, Drogenkonsum oder Euthanasie in aller Öffentlichkeit abspielen, ehrlich und geregelt, und wenn es weniger als hundert Meter entfernt von einer Grundschule geschieht, lässt sich das eben nicht ändern.

Diese vergangene Stunde war wie ein Eintauchen in das, was die Niederlande ausmacht: perfekte Autobahnen, eine evangelische Grundschule, ein Rotlichtviertel und eine physiotherapeutische Praxis in Räumen, die früher das Zuhause einer jüdischen Familie waren. Es ist ein tolerantes Land, in dem man die Leute machen lässt und sich nicht in die Angelegenheiten anderer einmischt, solange sich diese nicht störend auf die eigenen auswirken. Diese Einstellung macht die Niederlande fortschrittlich. Ist sie vielleicht aber auch die Erklärung dafür, warum die Deutschen so oft tun konnten, was sie taten? In den Dreissigern gab es

in den Niederlanden noch das, was man «Stützen» der Gesellschaft nennt: voneinander geschiedene gesellschaftliche Schichten wie etwa Protestanten, Katholiken und Liberale, die zwar in Berührung kamen und in höflichem Austausch standen, darüber hinaus aber kaum Kontakt pflegten. Man befolgte die Gesetze und war ordentlich. Alles andere ging einen nichts an; es gab keinen Grund, sich einzumischen.

Von den 18'000 Juden, die 1940 in Den Haag ansässig waren, überlebten 2'000. Von den 400 ehemals portugiesischen Juden, die bereits so lange und so tief in das Gewebe des Staates und der Stadt verflochten waren, kamen nur acht wieder. Das jüdische Waisenhaus auf der anderen Strassenseite wurde am 13. März 1943 aufgelöst. Es gab keine Überlebenden.

DEN HAAG, MAI 1942

«Jude». Im Mai 1942 beugt sich Liens Mutter am Esstisch in der Küche über eine grosse gelbe Stoffbahn. Der Stoff hat ein Muster aus Sternen, schwarz umrandet und mit dem Wort «Jude» in der Mitte aufgedruckt. Die einzelnen Sterne sind von einer feinen gepunkteten Linie eingefasst, damit man sie leichter ausschneiden kann. Von nun an müssen sie diese Sterne sichtbar an der Strassenbekleidung tragen, weswegen Mamma einen von ihnen mit der Aufschrift «Jude» sorgsam auf das Seidenkleid aus der Bonneterie heftet.

Die Kinder von der Strasse, die Lien kennt, sind dieselben wie vorher, aber die auf dem Schulweg sind nicht so nett. Manchmal werfen sie Steine. Und eines Tages kommt eine kleine Kinderschar angerannt, packt sie, schiebt sie in eine Seitenstrasse und ruft dazu im Singsang: «Wir haben einen Juden gefangen.» Als sie nicht pünktlich nach Hause kommt, geht ihr Vater sie suchen. Die Kinder weichen zurück, als sie ihn sehen, aber als er Lien an die Hand genommen hat, schiebt sich ein kecker Junge näher an die beiden heran. «Dreckiger Jude», murmelt er halb verlegen und richtet sich zum Weglaufen auf. Pappa ignoriert ihn, aber nicht mit der Gelassenheit, die Lien von ihm gewohnt ist; seine Finger zittern, als er mit ihr die Gasse verlässt und heimgeht.

Bei Nummer 31 angelangt, steht Frau Andriessen halb auf der Treppe zum Hauseingang, halb draussen auf dem Gehweg und hält Aus-

schau nach ihnen. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht ist beunruhigt und suchend und wechselt, als sie Lien erblickt, zu einem angespannten, erleichterten schiefen Lächeln. Das ist komisch, denn Frau Andriessen ist sonst doch fast immer in ihrem stark nach Seife riechenden Zimmer. Die alte Dame wendet sich halb um und ruft etwas in die offene Wohnungstür hinein; ihre Wangen sind rot und glänzen. Offenbar sagt sie Mamma, dass alles in Ordnung sei. Mit einem Mal fällt Lien ein, dass Frau Andriessen auch jüdisch sein muss, wenn sie bei ihnen in der Pletterijstraat bleiben darf, aber sicher ist sie sich nicht.

Tante Ellie wiederum ist nicht jüdisch, denn sie ist keine richtige Tante, sondern bloss eine gute Freundin von Mamma, die dauernd zu Besuch kommt, obwohl sie keinen Stern an ihren Sachen tragen muss.

Als die Sommerferien anfangen, bleibt Lien oft im Hof oder in der Küche oder auf der Treppe an der Vorderseite des Hauses. Sie lernt Lilly kennen, die in Nummer 29 oben wohnt. Lilly zieht mit Bleistift vier Linien im Album, alle im gleichen Abstand, und schreibt ein Gedicht genau in die Mitte des Blatts:

*Rosen – kleine, Rosen – grosse, weich wie Sammet an der Wand,
doch die weichsten Blütenblätter, die hat Lientjes Herzensrose.*

In die linke Ecke zieht Lilly diagonal noch ein paar Linien: «Ich lümmelte so lang im Bett herum, bis Mama schimpfte, das sei doch zu dumm.» Sie müssen jedes Mal kichern, wenn sie das einander vorlesen.

Dann, eines Abends im August, noch in den Ferien, kommt Mamma wie immer zu Lien, um sie zuzudecken und ihr den Gutenachtkuss zu geben.

Sie setzt sich auf den Stuhl neben dem Bett, legt eine Hand auf die Bettdecke und streichelt Lien mit der anderen das Haar. «Ich muss dir ein Geheimnis verraten», sagt sie. «Du wirst für eine Weile woanders wohnen.»

Es wird still. Alles, was danach folgt, ist verschwommen, nur dieser Satz, gesprochen mit der Stimme ihrer Mutter, bleibt haften. Lien weiss noch, dass ihre Mutter sehr liebevoll und fürsorglich war und sie sich geliebt gefühlt hat.

Das aufregende Geheimnis macht Lien zu schaffen, als sie am nächsten Morgen mit Lilly und einigen anderen Kindern auf der obersten Treppenstufe vor dem Haus sitzt. Sie würde es zu gern erzählen! Es ist etwas Besonderes, ein Geheimnis zu haben, aber es macht keinen Spass, es so lange für sich zu behalten. Als Mamma heimkommt, rennt Lien die Stufen hinunter und ihr entgegen. «Darf ich es erzählen?», flüstert sie. «Es ist ein richtig schönes Geheimnis.» Aber Mamma erlaubt es ihr nicht. Es sei sehr wichtig, dass niemand davon erfahre.

An dem Abend kommen Tanten und Onkel zusammen, quetschen sich in die Küche und suchen sich, als es dort immer voller wird, ein Plätzchen im Flur vor dem Schlafzimmer ihrer Eltern, von dem aus sie wenigstens hineinschauen können. Es ist keine Geburtstagsfeier, denn ausser ihr und Robbie, der noch klein ist, sind keine Kinder da. Trotzdem steht Lien im Mittelpunkt: Sie hat den pelzigen Geschmack von Schokolade im Mund, was bei ihr ganz selten vorkommt, und soll sich bei fast allen auf den Schoss setzen. Aus irgendeinem Grund will sie sich aber schlecht benehmen und zeigt, quietschend vor Lachen, was Mamma nicht leiden kann, auf einen Pickel auf Tante Elsie's Nase – heute aber kann sie quietschen und mit dem Finger zeigen, wie sie will, und wird trotzdem nicht ausgeschimpft. Ihr Gekreis überbört das Stimmegermurmur; die Erwachsenen sprechen leise miteinander und haben nur Augen für Lien. Es geht alles so schnell. Es ist keine Zeit zum Reden oder

auch nur zum Nachdenken über die Fragen, die in ihrem Kopf auftauchen und dann wieder davonestiegen. So schnell das alles an ihr vorbeizieht, geht der Abend trotzdem noch stundenlang so weiter mit Umarmungen und Geflüster; sie bekommt nur halb mit, dass ihr Vater sie, nachdem sie schon eingeschlummert war, auf den Armen in ihr Zimmer trägt.

Am nächsten Morgen hat Lien kaum ihr Brot und den Käse gegessen, als eine Dame an der Tür steht, noch eindrucksvoller als Frau Andriessen und nicht so alt. Sie hat eine bestimmende, fröhliche Art, genau wie die Schwester in der Arztpraxis, sagt nette Sachen über Lien und fragt sie über die Schule und die Bücher aus, die sie gern liest. Lien ist verlegen, denn so viel liest sie gar nicht, aber dann fällt ihr ein, dass sie Jan Klaassen und Katrijn mag. Die Dame ist noch ziemlich jung und gar nicht wie eine Mutter. Es ist ein richtiges Abenteuer, mit ihr mitzugehen, die Sorte Abenteuer, von der man einen schlechten Geschmack im Mund bekommt. Äusserlich ist Lien aufgeregt, innerlich aber ruhig. Die beiden Frauen trennen die Sterne von Liens Kleidern ab – ihre Finger fliegen flink hin und her.

Lien kann ihren Vor- und Nachnamen, de Jong, behalten, darf aber nichts über Mamma und Pappa oder ihre Familie sagen. Sie soll jetzt nicht mehr jüdisch sein, sondern nur ein normales Mädchen aus Rotterdam, dessen Eltern bei der Bombardierung umgekommen sind. Wenn jemand fragt, muss sie sagen, die Dame sei Frau Heroma und bringe sie zu ihrer Tante, die in Dordrecht wohne, einer anderen Stadt. Sie soll der Frau nicht von der Seite weichen und sich möglichst unauffällig verhalten, damit niemand, der sie kennt, mitkriegt, dass sie ihren Stern nicht dranhat. Mamma schärft ihr genau dasselbe ein wie die Dame und lässt Lien die Worte nachsprechen, obwohl sie die doch längst auswendig kann. Dann ein Kuss und eine Umarmung, die ein bisschen wehtut, und sie ist draussen, auf der Pletterijstraat, geht schnell neben der Dame her und drückt sich an ihren Mantel. Die kleine Tasche mit ihren Sachen,

darunter Liens Poesiealbum und Pappas Puzzle, hängt über Frau Heromas Schulter und schlägt bei jedem Schritt mit einer Kante gegen ihren Körper.

Es ist nicht weit von Liens Haus bis zum Bahnhof, deshalb ist ihr Fussmarsch, erst durch Strassen, dann durch den Park (der für Juden verboten ist) zum Bahnhof Hollands Spoor, kaum dass er angefangen hat, schon wieder vorbei. Von vorne sieht das Bahnhofsgebäude aus wie ein Palast, aber sie haben keine Zeit zum Gucken, denn ihr Zug fährt gleich ab. Lien denkt für einen Moment an ihr Zimmer, noch ist es nahe genug, um zurückzurrennen.

Frau Heroma erzählt ihr von lustigen Ortsnamen. Davon gebe es in Holland viele, sagt sie. Zum Beispiel den *Dubbeleworststeeg* (den Doppelwurststeig) in Amsterdam, den *Snor Steeg* (die Schnurrbartstrasse) in Groningen oder den *Eendekotsweg* (Entenkotzweg) in Zeeland. Es gibt auch eine Strasse, die *Achter het Wild Varken* (Hinter dem Wildschwein) heisst. Lien findet diese Namen auch lustig. Sie mag Frau Heroma und muss kichern, als die Häuser von Den Haag immer schneller am Fenster des Zugabteils vorbeiziehen und das *Tschunk-tschunk* der Räder immer lauter wird und die Pausen dazwischen immer kürzer. Der Rauch aus der Lokomotive ist schmutzig, riecht aber sauber. «Kennst du auch lustige Ortsnamen?» Nach langem Überlegen fällt Lien die *Koediefstraat* (Kuhdiebstrasse) in Den Haag ein, von der Frau Heroma noch nicht gehört hatte. «*Koediefstraat*, das ist schön!», sagt sie.

Lien will schon «Die ist bei uns in der Nähe» sagen, beisst sich aber gerade noch rechtzeitig auf die Zunge.

Im Gegensatz zu Den Haag hat Dordrecht nur einen Bahnhof. Der sieht auch aus wie ein Palast, nur ein bisschen kleiner und ohne die Prinzessinnentürme des Bahnhofs, von dem sie abgefahren sind. Sie gehen wieder durch einen Park – der ist grösser als der zu Hause und liegt schläfrig in der Nachmittagssonne –, dann durch Strassen mit kleinen Häusern, die nichts gemeinsam haben mit den dreigeschossigen Wohngebäuden

in Den Haag. Inzwischen sind Liens Beine schwer, und es dauert jedes Mal ein bisschen länger bis zur nächsten Ecke, aber Frau Heroma sagt ihr dort immer den Strassennamen und anschliessend noch einen lustigen von anderswo in Holland, und da kann sie wieder weiter. Sie kommen an den Mauritsweg, wo Frau Heroma «*Broekstraat*» (Hosenstrasse) sagt. Danach an den Krispijnsweg – sie sagt «*Boterberg*» (Butterberg) – und schliesslich an die Bilderdijkstraat, wo Lien vom «*Konijnenhol*» (Kaninchenbau) erfährt. Sie sind am Ziel. Die Häuser, an denen Lien bis jetzt vorüberkam, waren alle klein im Vergleich zu denen in Den Haag, aber in der Bilderdijkstraat sind sie am kleinsten. Eigentlich sieht die Strasse gar nicht so aus, als ob sie Häuser hätte; hier stehen bloss zwei lange, niedrige Mauern aus rotem Backstein mit Türen und Fenstern darin, und sie erstrecken sich so weit, wie Lien sehen kann.

Ein paar Jungs rennen auf der Strasse herum und machen Krach. Frau Heroma beachtet den Tumult gar nicht, sondern geht schnurstracks zur Tür von Nummer 10 und klopft energisch an die kleine runde Fensterscheibe. In ihrer Manteltasche steckt, wovon Lien nichts weiss, ein Brief. Er ist mit derselben ruhigen Hand geschrieben, mit der ihre Mutter sich auf Seite zwei von Liens Poesiealbum eingetragen hat. Der Brief, der sich noch heute in Liens Wohnung in Amsterdam befindet, stammt vom August 1942. Er lautet wie folgt:

*Sehr geehrter Herr, sehr geehrte Frau,
ich kenne Sie zwar nicht, stelle Sie mir aber als den Mann und die Frau vor, die sich wie ein Vater und eine Mutter meines einzigen Kinds annehmen werden. Die Umstände bringen es mit sich, dass ich meine Tochter nicht bei mir behalten kann. Sorgen Sie für sie, als ob sie Ihr eigenes Kind wäre.*

Wie wir Abschied genommen haben, können Sie sich denken.

Wann werden wir sie wiedersehen? Am 7. September wird sie neun.

Ich hoffe, es wird für sie ein Freudentag.

Es ist mein Wunsch, dass sie nur Sie als ihre Mutter und ihren Vater betrachtet und dass Sie sie in Momenten der Traurigkeit, die sie unweigerlich erleben wird, wie solche trösten.

Wenn Gott es will, werden wir alle uns nach dem Krieg glücklich wiedervereint die Hand reichen. Gerichtet an Sie vom Vater und der Mutter von:

Lientje

Augustus, 1942

Heer Zwaarte Heer en Vrouw,

Alleswel persoonlijk geheel onbetreft, dat ik mij voor een man en een vrouw, die als de vader en moeder voor mijn eenig kind, ander zeer onmenselijk door mij afgestaan, naar beste willen en weten zullen zorgen.

Steld ik vast voor, het afbreken tusschen haar en ons. Wanneer zullen wij haar weer zien? 7 September wordt zij negen jaar. Ik hoop, dat het voor haar een belangrijke volle dag zal worden.

Faders spreek ik de wenssel uit, dat zij ik geheel als een vader en moeder zal betrouwen, en dat ik haar in haar droevige oogenblikken die ongetwijfeld zullen komen te als vooderij niet kunnen troosten.

Als God wil, zullen we elkaar allen na de oorlog de hand reiken in blij en gelukkig weerzien.

Uw toegewijde vader en moeder van
Lientje

Maitimas Brief

DORDRECHT, FRÜHJAHR 2015

Ich sitze im Zug nach Dordrecht (umgangssprachlich «Dordt» genannt), der Stadt, in die Lien im Spätsommer 1942 gebracht wurde. Von der Eisenbahnbrücke kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof sieht man die *Grote Kerk* über hübschen Giebelhäusern aufragen, hinter denen Werften und ein Industriegebiet liegen. Mit knapp 120000 Einwohnern nach heutigen Massstäben zwar klein, war die Stadt einmal die grösste in Holland. Errichtet auf einer Insel, an der mehrere Flüsse Zusammentreffen, erlebte Dordrecht im 15. Jahrhundert eine Blütezeit und wurde zu einem wichtigen Umschlagplatz für landwirtschaftliche Güter. Eine Zeit lang war es auch Handelszentrum. Die stark verschlammten Flüsse erwiesen sich jedoch als ungeeignet für die grösseren Schiffe, die für den Übersee-Handel schon bald benötigt wurden, und das hatte zur Folge, dass Dordt mit der Zeit von Rotterdam, seinem Nachbarn im Westen, überflügelt wurde.

Es war hier und nicht in Den Haag, wo die Bestrebungen nach Unabhängigkeit der Niederlande ihren Ausgang nahmen. In Dordrecht hielt 1572 Vertreter der meisten *Staten van Holland* die Ständeversammlung ab, auf der Wilhelm von Oranien offen seine Rebellion gegen den spanischen König erklärte. Und hier, auf der Dordrechter Synode, fasste die neue Republik, die ihre Unabhängigkeit errungen hatte, den Beschluss über die Staatsreligion: Von 1618 bis 1619 kamen Vertreter der protestantischen Kirchen Europas zusammen und debattierten über die

grossen theologischen Fragen. Auf der einen Seite standen die Anhänger von Jacobus Arminius, die einen Kompromiss mit dem Katholizismus für möglich hielten: In den Stand der «Gnade» (des grossen Akts göttlicher Vergebung der dem Menschen angeborenen Sündhaftigkeit) zu gelangen liess sich vielleicht ja doch durch Taten befördern, durch Reue etwa oder durch gute Werke? Dem widersprachen die Calvinisten, die nicht an dem rütteln lassen wollten, was sie als die «völlige Verderbtheit» des Menschen bezeichneten. Der Lehre Calvins gemäss wurde nur ein kleiner, von Gott bereits vor Anbeginn der Zeit ausgewählter Personenkreis vor der Verdammnis bewahrt, ganz gleich, wie eifrig andere danach trachten mochten, sich den «Erwählten» anzuschliessen. Die Calvinisten konnten sich auf der Synode durchsetzen, und schon vier Tage nach ihrem Abschluss wurde Johan van Oldenbarnevelt, der wichtigste Beschützer der Arminianer, zum Richtblock geführt. Die Gültigkeit der Lehre von der «völligen Verderbtheit» wurde ein weiteres Mal bekräftigt.

Nach dem Verlassen des zweckmässigen Bahnhofsinneren werfe ich einen Blick zurück auf die klassizistische Fassade des Gebäudes und laufe dann auf der Hauptstrasse stadteinwärts. Als Erstes will ich das kleine Kriegsmuseum besichtigen. Auf dem kurzen Weg dorthin gehe ich zunächst durch ein Viertel mit modernen Bürogebäuden, dann durch hübsche mittelalterliche Strassen voller Radfahrer und Anwohner. Zu dieser Morgenstunde sind vorwiegend Rentnerpaare in funktionaler Kleidung unterwegs, die in Jogginghosen und Regenumhängen in lebhaften Farben wie Lila, Lindgrün und Pink ihre Einkäufe erledigen.

Das Museum befindet sich in einem Stadthaus gegenüber dem Hafen und ist wie Hunderte andere Museen auch: die Wände ein bisschen verblasst, beengt und so grell beleuchtet, dass alles unwirklich aussieht. In der Mitte der Eingangshalle hat ein Armeejeep einen Ehrenplatz auf ei-

nem mit Kunstrasen belegten Podium. Steife Gliederpuppen sitzen darin, die saubere Helme mit strammen Kinnriemen tragen und in Augengradeaus-Pose wie Lego-Männchen lächeln. Dahinter werden anhand von Karten die deutsche Luftlandung und die Befreiung durch die Alliierten gezeigt. Dicke Pfeile, ergänzt durch Zahlen und Daten, verdeutlichen Truppenbewegungen. In anderen Räumen sind Fotografien und Schaukästen voller Waffen, Dokumente und Medaillen.

Dordrecht gehörte zu den Städten, die bei der Invasion der Deutschen echte Kämpfe erlebten. Fallschirmjäger wurden am 10. Mai 1940 beim ersten Tageslicht abgesetzt, um die Brücken einzunehmen. In der hiesigen Garnison waren 1500 Soldaten stationiert, die niederländische Armee, die seit über zwei Jahrhunderten in keinem echten Krieg mehr gekämpft hatte, war jedoch sensationell schlecht vorbereitet. Nur wenige Männer hatten eine umfassende Kampfausbildung erhalten, und ein Grossteil ihrer Munition wurde in einem zentralen Depot verwahrt, sodass sie lediglich über einen geringen Patronenbestand verfügten. In den frühen Morgenstunden blickten viele Verteidiger der Stadt nur furchtsam gen Himmel, über den die Junkers zogen. Andere vergeudeten ihre Munition bei dem Versuch, sie abzuschiessen.

Nachdem sich der Schock über die deutsche Landung gelegt hatte, kam es dennoch zu schweren Gefechten. An einem Tag wurden Dutzende Soldaten des deutschen Sturmtrupps getötet oder verwundet und rund achtzig gefangen genommen und gerade noch rechtzeitig nach England gebracht. Am 13. Mai schliesslich rollten an die zwanzig Panzer in die Stadt, von denen fünfzehn auf Kosten von vierundzwanzig holländischen Leben kampfunfähig geschossen wurden. Nach nur vier Tagen waren die Kämpfe in Dorcht allerdings zu Ende, die Stadt ergab sich wie die übrigen Niederlande, und die Soldaten verwendeten ihre letzten Kräfte darauf, die eigene Ausrüstung zu vernichten, damit sie dem Feind nicht in die Hände fiel.

Da ich der einzige Museumsbesucher bin, habe ich unweigerlich das Gefühl zu stören. Die anderen Männer im Raum (ich vermute, sie arbeiten ehrenamtlich hier) gehen Inventarlisten durch, entstauben Gegenstände aus den Schaukästen und ordnen die kleine Bücherei mit Schriften über den Krieg. Ich überfliege die ramponierten Buchrücken und wende mich an einen weisshaarigen Mann in einem blauen Hemd, der Bücherstapel auf einem Tisch sortiert. Er blickt auf, erfreut über mein Interesse an Geschichte, und freut sich noch mehr, als ich ihm von Lien und ihrer Reise aus Den Haag hierher erzähle. Bei der Erwähnung von Frau Heroma, die Lien nach Dordrecht brachte, zieht ein Ausdruck des Erinnerns über sein Gesicht. Er will wissen, was ich bereits weiss.

Auf meinem Laptop, den ich aus dem Koffer hole, habe ich ein abfotografiertes Dokument: ein gelbes, liniertes A4-Papier, bedeckt mit knappen Notizen, teils durchgestrichen, «Was sollte bei der Ausgestaltung eines neuen Gesetzes berücksichtigt werden?» Dieses Dokument trägt die Handschrift von Frau Heroma, fotografiert habe ich es in Amsterdam. Es gelangte nach ihrem Tod zu Lien. Als die Streichungen vorgenommen wurden, lange nach dem Krieg, war Dieuke Heroma-Meilink (die von ihren Freunden «Took» genannt wurde) Mitglied der *Partij van deArbeid* (PvdA), für die sie auch im Parlament sass, und ging später zur UN. Die Anmerkungen auf dem Schriftstück betreffen praktische Fragen; Lien wird hier als Beispiel für ein Einzelkind genannt, das in einer grösseren Familie untergebracht werden musste. Ein Detail macht die Situation aber doch menschlich: Liens Mutter hatte die Tür in der Pletterijstraat gerade hinter sich zugezogen, da hörte Frau Heroma bereits ihre ersten Schluchzer.

Der Mann ruft andere herbei, und binnen Kurzem beugt sich eine kleine Gruppe über meine Schulter und betrachtet das Dokument auf dem Bildschirm. Ich scrolle durch die Bilder, die ich gespeichert habe – des Poesiealbums, der Briefe und der Fotografien –, und ein starkes Gefühl der Anteilnahme erfüllt den Museumsraum.

Der Einzige, der sich damit wirklich auskenne, sagt man mir, sei Gert van Engelen, einjournalist, der auch für das Museum arbeite. E-Mails werden geschickt und Nachrichten auf Mobilboxen gesprochen, und in der Zwischenzeit sucht die Gruppe in Verzeichnissen und Datenbanken



Took

und gibt mir Tipps, wo ich eventuell mehr in Erfahrung bringen kann. Ich fühle mich fast wie unter Freunden. Am fortgeschrittenen Nachmittag habe ich eine Liste mit Websites und Publikationen und schaue mir ein Video an, aufgenommen vom amerikanischen Holocaust Memorial Museum in Washington vor fünfundzwanzig Jahren, in dem Frau Heroma etwas zögerlich schildert, was sie und ihr Mann während des Krieges taten.

In den 1930er-Jahren lebten die Heromas in Amsterdam, wo Jan Heroma an sein erstes Studium der Psychologie noch eins der Medizin anhängte. Die beiden waren politische Freigeister und beschlossen, einfach zusammenzuleben, statt zu heiraten; sie teilten sich die Wohnung mit der späteren sozialistischen Ministerin für Volksgesundheit Irene Vorrink (die mit ihrer Politik der Entkriminalisierung weicher Drogen Bekanntheit erlangen sollte). Nach einer Ausbildung zur Sozialarbeiterin wurde Took bei einer Gewerkschaft angestellt, für die sie die politische Bildung von Frauen aus der Arbeiterklasse organisierte. In den Abendstunden übersetzte sie zu Hause in ihrer Wohnung an einem kleinen Schreibtisch wissenschaftliche Literaturjüdischer Verfasser vom Deutschen ins Niederländische und tippte die Texte auf der Schreibmaschine ab. Das war notwendig, weil jüdisch-deutsche Akademiker, die in ihrem Heimatland von den Nazis verfolgt wurden, ohne diese Übersetzungen in den Niederlanden nur schwer Arbeit gefunden hätten. Die Heromas betrachteten das liberale, politisch neutrale Holland als natürliches Fluchtland.

Beim deutschen Einmarsch führte Jan Heroma bereits eine eigene ärztliche Praxis in Dordrecht, die in einem eleganten Reihenhaus am Dubbeldamseweg 14 untergebracht war. Durch eine nachträglich eingebaute Tür gelangten Patienten im Erdgeschoss direkt ins Wartezimmer, von dem aus sie wiederum direkten Zugang zum Sprechzimmer des Doktors hatten. Die Heromas bewohnten eine Wohnung im Obergeschoss.

Zunächst taten die deutschen Besatzer nur wenig, was den Alltag in den Niederlanden störte. Sie übernahmen zwar die Macht und setzten Arthur Seyss-Inquart als Reichskommissar für die zivile Verwaltung ein, die staatlichen Strukturen und öffentlichen Einrichtungen wie Polizei und Schulsystem, Einzelhandel, Kirchen und Betriebe bestanden jedoch mehr oder weniger unverändert fort. Antijüdische Massnahmen wurden schleichend eingeführt und intensiviert: der Ausschluss vom Aufenthalt in Luftschutzbunkern; ein «Ariernachweis» für Angehörige der Verwaltung; die Pflicht zur Registrierung aller Juden. Im Februar 1941 begannen die Massenverhaftungen, zunächst noch langsam. Diejenigen, die von den Heromas in deren Land in scheinbare Sicherheit gebracht worden waren, gerieten nun in Gefahr, und die Übersetzungen und die neuen Stellen an den Universitäten, zu denen sie ihnen einst verholfen hatten, nützten ihnen nichts mehr.

November 1941 erschienen regelmässig Anzeigen in der unteren linken Ecke des Anzeigenteils der Dordrechter Tageszeitung. Neben Mitteilungen des Zahnarztes, des Modegeschäfts und des Konzertsaaes gab es Hinweise wie diesen:

J.F. HEROMA

ARZT

Änderung der Sprechstunden

In Krispijn täglich um 11 Uhr,

ausser samstags;

PRIVATSPRECHSTUNDE

täglich von 13.30 bis 14.00 Uhr

Wenn es darauf ankam, wussten die Menschen, was diese Angaben bedeuteten.

Als die Besatzung im Alltagsleben immer stärker spürbar wurde, entstanden in ganz Holland Netzwerke des Widerstands gegen die Nazis:

zarte Bande des Vertrauens, die von Paaren wie den Heromas in Dordrecht mit andernorts lebenden, ihnen persönlich gar nicht bekannten Menschen geknüpft wurden. Oft stützten sich die Netzwerke auf Institutionen der Vorkriegsgesellschaft, auf medizinische Standesorganisationen, Studentenverbindungen, Kirchengemeinden und politische Gruppen. Jan Heroma war Arzt und Mitglied der *Sociaal-Democratische Arbeiderspartij* und ausserdem mit vielen Juden aus dem akademischen Milieu befreundet. Das machte das Haus am Dubbeldamseweg 14 zu einem Knotenpunkt. Mit ihrem kleinen Auto waren die Heromas sehr beweglich, sodass ihre Fahrten zwischen den Häusern von Patienten, manchmal weit über Land, das Netz unmerklich vergrösserten.

Als Jan Heroma und seine Frau Menschen durchs Land beförderten und in ihrem Keller versteckten, wurden auch in anderen Städten Hilfsnetzwerke aktiv. Jooske de Neve beispielsweise, Mitglied einer Widerstandsgruppe, die sich *Naamloze Vennootschap* (Namenlose Gesellschaft) nannte, bestieg in Amsterdam die Eisenbahn und begleitete, selbst vor Angst und Kopfschmerz zitternd, jüdische Kinder. Als sie Jahre später darüber sprach, wusste sie noch, dass sie immer genau spürte, in welchem Moment Mitreisende die Grüppchen der stillen Jungen und Mädchen als Juden erkannten. Sie musste einfach darauf hoffen, dass sie sie nicht verrieten. Einmal kamen zwei Schaffner durch den Waggon und kontrollierten die Ausweise und Fahrkarten. In panischer Angst lief sie zur Toilette und spülte einen Stapel falscher Papiere, die sie ausser den Kindern noch transportierte, auf die Gleise. Im Nachhinein plagte sie ständig die Sorge, dass diese falschen Papiere womöglich gefunden worden waren.

In Utrecht schloss sich Hetty Voûte, eine Biologiestudentin, einer Gruppe an, die sich *«Kinderkomitee»* nannte. Sie fuhr mit dem Fahrrad über Land und suchte nach Adressen, wo man Jungen und Mädchen, die nun von ihren Eltern getrennt waren, verstecken konnte, und bat nach Gutdünken Bauersfamilien um ihre Hilfe.

Am Tor eines Bauernhauses stehend, sagte der Besitzer des Gehöfts zu ihr: «Wenn es Gottes Wille ist, dass diese Kinder weggebracht werden, ist es Gottes Wille.»

Hetty schaute dem Mann in die Augen. «Und wenn Ihr Hof heute Nacht niederbrennt, ist das dann auch Gottes Wille?», gab sie zurück.

Bei sich zu Hause hatte Hetty ein in Leder gebundenes Buch im Regal stehen, auf dessen Rücken *Gesammelte Erzählungen von John Galsworthy* geprägt war. Darin bewahrte sie, systematisch geordnet, Karteikarten mit den Namen und Anschriften der 171 jüdischen Kinder auf, die sie in Verstecke gebracht hatte.

Ungefähr zur gleichen Zeit wurden einem Bauern im Süden der Provinz Limburg ebenfalls Kinder zur Unterbringung gebracht, angefangen mit einem dreijährigen Mädchen, das vor seiner Tür abgesetzt wurde. Heute weiss man, dass dieser Mann, Härmen Bockma, Mühe hatte, sich selbst über Wasser zu halten. Er musste schon morgens in aller Frühe eine Milchrunde fahren und arbeitete in Schichten in einer Steinkohlemine seines Orts, um über die Runden zu kommen. Um Kinder bei sich aufzunehmen, musste er auf seinem Bauernhof zusätzlichen Raum schaffen, was Geld und Zeit erforderte. Deshalb schnitt er sich ein Fingerglied ab, wodurch er eine bezahlte Krankschreibung von der Mine bekam, die er für die Fertigstellung dieser Umbauten benötigte.

Solche und ähnliche Geschichten sind im Museum und in der Dordrechter Stadtbücherei dokumentiert. In einem Kaffeehaus mit hohen Decken spreche ich mit Gert van Engelen, der unterdessen Mailadressen und Telefonnummern in mein Notebook einträgt und mir Anregungen gibt, welche für die Kriegszeit wichtigen Orte und Plätze ich mir in und ausserhalb der Stadt anschauen könnte.

Zwei Geschichten bleiben mir schliesslich im Gedächtnis haften. Die eine ist der Fall des Studenten Ger Kempe, der Ende 1942 in Häuser ging und Spenden für eine Widerstandsgruppe sammelte, die Kinder versteckte. Als er an der Tür einer ihm Unbekannten klopfte, öffnete eine

alte Dame und bat ihn zögernd herein. Auf ihrem Sofa im Wohnzimmer sitzend, hielt der junge Mann einen kurzen Vortrag, nach dem zunächst ein peinliches Schweigen eintrat. Die Frau liess viel Zeit verstreichen, ohne eine Antwort zu geben, und sagte schliesslich, er solle in ein paar Tagen wiederkommen. Als er es tat und nur wenig oder gar nichts erwartete, übergab die alte Dame ihm 1'600 Gulden, ein Vermögen, mit dem viele Leben gerettet werden konnten.

Die zweite Geschichte handelt von einer Gruppe von Studentinnen. Ende 1942 waren die noch in den Niederlanden lebenden Juden so verzweifelt, dass Mütter ihre Neugeborenen und kleinen Kinder auf Türschwellen ablegten in der Hoffnung, die Bewohner des jeweiligen Hauses nähmen sie auf. Die deutschen Besatzer, die von dieser Entwicklung wussten, gaben bekannt, dass ab sofort alle Findelkinder als jüdisch angesehen würden und dass sogar Kinder, die bisher von «arischen» Familien angenommen und adoptiert worden seien, polizeilich gesucht würden. Die jungen Studentinnen sahen nur eine Lösung: jüdische Kinder als uneheliche eigene registrieren zu lassen, gezeugt mit deutschen Soldaten. Das bedeutete Sicherheit für die Kinder, aber grosse Schande für die Frauen selbst. Jahre später schilderte An de Waard ihre Erfahrungen auf dem Standesamt, wo man sie lange, den Blicken aller Anwesenden ausgesetzt, warten liess. Von dem Angestellten verächtlich beäugt, liess sie das Kind schliesslich als «Willem» eintragen, also mit einem königlichen Namen, was für sie ein kleiner Akt des Widerstands war. Wie die fünf anderen auf diese Weise geretteten Kinder überlebte Willem den Krieg.

In Dordrecht setzten die Heromas unterdessen ihre Arbeit fort, brachten Juden aller Altersgruppen in Verstecke und organisierten ihre Versorgung und Verpflegung, obwohl ihre Angst davor, überwacht zu werden, zunahm. Einmal machte sich Jan Heroma auf den Weg, um in einem Unterschlupf nach einer kranken Jüdin zu sehen, die trotz all seiner Be-

mühungen ein paar Stunden später eines natürlichen Todes starb. Da es unmöglich war, die Tote unbemerkt aus dem Haus zu schaffen, schaufelte er im Schutz der Nacht im dahinterliegenden Garten ein Grab für sie. In einem anderen Fall eilten er und Took zu einem Haus, das von einer Bombe der Alliierten getroffen worden war, weil sich darin, wie sie wussten, ein jüdisches Paar befand. Sie holten die beiden zurück in den Dubbeldamseweg und versteckten sie im Keller ihres eigenen Hauses. Gleich danach fuhr Jan mit seinem kleinen Auto noch einmal los und holte die Tochter des ausgebombten Paares ab, die weit entfernt in einem Bauernhaus untergebracht worden war. Nach der langen Trennung erkannte die Kleine ihre Mutter nicht gleich wieder, aber als sie es dann doch tat, jauchzte sie so laut vor Freude, dass die Heromas befürchten mussten, entdeckt zu werden.

Monatelang ging alles gut, eines Nachts aber klopfte es an der Tür. Polizisten standen davor, die Jan Heroma, in dessen Keller immer noch Juden versteckt waren, mitten in der Nacht abführten und ins Gefängnis brachten, wo er einem ungewissen Schicksal entgegenschau.

Während meines Aufenthalts in Dordrecht schaue ich mir vieles an, doch erst bei Anbruch der Dämmerung an meinem letzten Tag suche ich, bevor ich wieder mit dem Zug nach Den Haag fahre, die Adresse in der Bilderdijkstraat auf, zu der Lien nach ihrer Ankunft in der Stadt als Erstes kam. Vom Bahnhof sind es zu Fuss zehn Minuten, und ich gehe, meinen Koffer neben mir herrollend, im schwächer werdenden Sonnenlicht erst durch den Park und dann über den groben Asphalt einer Hauptstrasse, auf der nun reger Feierabendverkehr herrscht.

Die Bilderdijkstraat selbst ist schmal und ziemlich düster. Auf den ersten fünfzig Metern stehen links und rechts hohe graue Schallschutzwände, verblichen und mit Graffiti beschriftet. Danach öffnet sich die

Strasse links zu einem städtischen Spielplatz, an den ein Skatepark angrenzt. Ich bleibe stehen und betrachte die leeren Schaukeln und Rutschen, denen das hochwertige glänzende Metall, aus dem sie gefertigt sind, das Aussehen von abstrakten Kunstwerken verleiht. Umgeben von Asphalt wachsen ein paar Bäume auf kleinen Inseln aus grauer Erde; Gras gibt es nicht. Ungefähr ein halbes Dutzend Teenager von nordafrikanischem Aussehen unterhalten sich, auf den Sitzen ihrer Bikes hockend. Ein Eckladen auf der anderen Seite wirbt mit billigen Auslandstarifen fürs Handy und Halal-Fleisch.

Seit den 1970er-Jahren sind die Niederlande ein Einwanderungsland. Ein Fünftel der Bevölkerung ist entweder ausserhalb ihrer Grenzen geboren oder gehört bereits zur zweiten Generation. Die Integration ist vor allem unter den zwei Millionen Einwanderern nichtwestlicher Herkunft alles in allem nur mässig erfolgreich verlaufen, und die Isolation wird in dieser Strasse augenfällig.

Auf der Suche nach Nummer 10 wandert mein Blick über die Hauseingänge, während mein Koffer über die Pflastersteine rattert. Kurz vor dem Strassenende steht eine Zeile aus neuen Reihenhäusern, die sich von den niedrigen Mietshäusern aus Backstein in ihrer Umgebung abhebt. Einige sind bewohnt, andere haben jedoch Stahlgitter vor den Fenstern, schon länger, wie es aussieht. Der Neubau hat das Nummerierungssystem durcheinandergebracht, und ich gehe zuletzt immer wieder auf demselben Strassenabschnitt hin und her. Die Jungs mit den Fahrrädern wirken in keiner Weise bedrohlich, beäugen mich aber mit wachsendem Interesse, was bei einem komischen Kauz nicht verwundert.

Als ich zu dem Schluss komme, dass Nummer 10 an der Stelle stand, wo heute der Spielplatz ist, wirft die Sonne bereits lange Schatten über die Strasse. Ich zücke mein Handy und mache ein paar Fotos, erst von der Halfpipe mit den dünnen Bäumchen drumherum und dann von der Häuserreihe gegenüber. Die ganze Häuserreihe ist ein durchgehender

Bau mit Flachdach. Es ist, als wäre die lange Front in einer Fabrik gewalzt worden und als hätte eine riesige Maschine anschliessend Fenster und Türen ausgestanzt.

Ich stecke gerade mein Handy ein, da geht eine Tür auf, und ein Mann von Ende vierzig in einem Kamiz kommt auf mich zu und fragt argwöhnisch und mit starkem Akzent, was ich hier tue. Die Jungs mit den Fahrrädern rücken näher an uns heran. Mit den Fragen konfrontiert, bin ich plötzlich ausweichend und erkläre mit sehr allgemeinen Worten, dass ich Forschung über den Zweiten Weltkrieg betreibe.

Aus welchem Grund erzähle ich dem Mann nicht von Lien? In der Pletterijstraat habe ich es doch auch getan, genau wie bei anderen Adressen in Dordrecht, wo ich in den vergangenen Tagen in etlichen Wohnzimmern gegessen und vergnügt mit den Bewohnern gesprochen habe. Aus welchem Grund habe ich hier Schuldgefühle?

Es liegt an der Distanz, die ich zwischen uns spüre. Es liegt an meiner Vermutung, dass die Geschichte der Juden hier nicht gern gehört werden wird.

«Sie sollten Leute nicht ausspionieren», sagt der Mann zu mir, und bei seinen Worten sehe ich mich plötzlich selbst von aussen: mit meinem Rollkoffer, meiner Handkamera und meinen bestossenen, teuren braunen Lederschuh. Wenn ich die ganze Geschichte erzählt hätte, hätte das vielleicht eine Brücke aufgebaut. Stattdessen treten wir beide nervös den Rückzug an, und ich lenke meine Schritte wieder in Richtung Feierabendverkehr und Hauptstrasse, wo die Autos mittlerweile alle mit Licht fahren.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof muss ich daran denken, dass die Muslime in Bezug auf den Hass, der ihnen entgegenschlägt, den Juden des vergangenen Jahrhunderts wahrscheinlich näher stehen als jede andere Gruppe. Auch wenn sich simple Parallelen verbieten, weht durch die Sprache von Geert Wilders (dessen Partei für die Freiheit bei Parlamentswahlen bereits 15 Prozent der Wählerstimmen errang) ein Hauch

der 1930er-Jahre. Wilders zufolge sollten der Koran und der Bau weiterer Moscheen in den Niederlanden verboten werden. Er hat den Propheten Mohammed als «Pädophilen» bezeichnet und den Islam ein «Übel» genannt, er hat von einer drohenden «islamischen Invasion» gesprochen und möchte generell nicht, dass noch mehr Muslime ins Land kommen. Er hat sogar die Abschaffung des Artikels 1 der niederländischen Verfassung gefordert, der Diskriminierung aus religiösen Gründen verbietet. Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass die Bewohner der Bilderdijkstraat Misstrauen hegen. Und umso schlimmer, dass ich herkam, mit meinem Koffer und der Kamera, und nur schaute, nicht sprach.

DORDRECHT, SPÄTSOMMER 1942

Alles ist anders. Die Familie in der Bilderdijkstraat in Dordrecht hat eine *mooie kamer*, eine gute Stube an der Frontseite des Hauses, die besonderen Anlässen vorbehalten ist und die übrige Zeit unbenutzt bleibt, kühl und dunkel. Lien ist schon seit ein paar Monaten im Haus, als sie sehr krank wird. Es besteht Verdacht auf Tuberkulose, und sie liegt endlose Tage in diesem Zimmer auf dem Sofa, sieht durch die Vorhänge das Tageslicht kommen und gehen, während Hitze- und Kälteschauer ihren Körper durchrütteln. Die «Tante», wie sie die Mutter in diesem Haushalt nennen soll, bringt ihr in einer Tasse klare Brühe und dazu Toast, der im Hals kratzt, wenn sie ihn hinunterschlucken will. Die Tante reibt Lien mit einem feuchten Handtuch das Gesicht ab und hilft ihr beim Aufsetzen. Das Zimmer ist wie die gesamte eingeschossige Wohnung nur spärlich möbliert; nur zwei Stühle stehen vor dem Sofa, auf dem sie liegt. Einen kostbaren Gegenstand gibt es allerdings noch, er steht neben dem ungenutzten Kohleofen: eine Anrichte aus glänzendem dunklem Holz, darauf eine Teekanne und dazu passende Teetassen. Die Tassen, die nie benutzt werden, sind innen weiss und schimmern sogar, wenn die Vorhänge zugezogen sind. Wenn Lien sich eine sehr vorsichtig vor die Augen hält, kann sie darin ihr Spiegelbild sehen. Auf der nach aussen gewölbten Seite der Tasse spiegeln sich die Wände des Raums so, dass sie Lien umschliessen wie eine Höhle.

Wenn man krank ist, rückt die Welt von einem fort. Durch die Vorhänge und die nach vorn hinausgehenden Fenster nimmt Lien wahr, dass sich draussen auf der Strasse etwas tut: Männer rufen im Dordter Akzent, der ganz anders ist als ihr eigener. Sie beschliessen fast jeden Satz mit «he». Wenn die Kinder aus der Schule kommen, dringt Lärm aus der angrenzenden Küche: Stimmen, ein Stuhl, der zurückgeschoben wird, ein Wasserhahn, der läuft. «Seid still – Lien schläft nebenan, he!» Die Küche ist der Raum, in dem das Haus lebendig wird. Mütter und Kinder kommen von hinten herein, ohne anzuklopfen, bringen Freunde und Neuigkeiten. Die Stimme der Tante ist die lauteste:

«Weisst du, was die beim Fleischer für das Hackfleisch verlangen?»

«Nell bekommt ihr Fleisch direkt vom Bauern, hat Kokkie mir gesagt, he!»

Hier geht es derber zu als in Liens altem Zuhause. Es wird mit Töpfen und Geschirr geklappert, und wenn Kees, der neun ist, sich schlecht benimmt, verpasst sein Vater ihm einen Hieb auf den Arm. Aber jedermann ist willkommen, die Nachbarn sind Freunde, und am Esstisch hört man ständig neue Stimmen. Die Männer sprechen mit Zuversicht und Stärke über Arbeiterrechte und die Chefs in der Fabrik. Intensiver Zigarettergeruch dringt zu dem stillen vorderen Zimmer herüber.

Obwohl ihre Ankunft in der Bilderdijkstraat schon Monate zurückliegt, ist Liens stärkste Erinnerung an das Haus, wie sie schwitzend und mit Fieber in der *mooië kamer* lag. Als Frau Heroma sie ins Haus brachte, ging sie auch dort hinein, sass auf dem Sofa, sah zur Tante hinüber, einer grossen, kräftigen Frau mit rosigen Wangen, die Lien von ihren neuen Cousins erzählte. Neben Lien und Kees gibt es noch zwei andere Kinder in dem Haushalt: Ali, die elf ist, und die kleine Marianne, die bald zwei wird. Ali und Kees hatten erst eine andere Mutter, aber die ist gestorben.

Nach ihrer Unterhaltung im vorderen Zimmer verabschiedet sich Frau Heroma und lässt Lien bei der Tante, die mit ihr in den hinteren Teil des Hauses geht. In der Küche wird Lien vom Trubel aufgesogen. Hier herrscht ein ständiges Kommen und Gehen, sodass man sich nicht lange wie ein Besucher fühlt. Als die kleine Marianne die Küche betritt, kommt sie auf unsicheren Beinchen in die Ecke gewackelt, neben ihr Ali, die sie im Auge behält, und sackt dann zu einem Häufchen zusammen. Lien fühlt sich wie eine von den Grossen, als sie sich hin hockt und die Kleine tröstet, und bei ihr und Ali dauert es nicht lange, da gluckst sie vor Lachen. Als Lien ein bisschen Ballett tanzt, sieht Marianne ihr wie gebannt und mit bewunderndem Blick zu. Und sie gibt Lien, von den Armen der Tante gehalten, zur Schlafenszeit mehrere so feuchte Küsse, dass ihr ein feiner Faden kalter Kindersabber die Wange hinabläuft.

Das erste Abendessen gestaltet sich nicht so einfach. Lien bekommt einen tiefen Teller gereicht, darauf ein Berg Kartoffeln, Rosenkohl und eine Frikadelle, das Ganze in Sosse schwimmend. Am Tisch essen schon alle; die Gespräche gehen dabei, untermalt vom regelmässigen Schaben der Löffel, weiter. Lien spielt mit einer Kartoffel. Das verdauungsfördernde Mittel, das Mamma ihr gewöhnlich mit einem Glas Wasser vor einer Mahlzeit gibt, steckt in ihrer Tasche. Lien hebt die Hand und will fragen, ob sie es holen darf. Es dauert lange, bis jemand auf sie aufmerksam wird, aber schliesslich fragt die Tante mit ihrer lauten Stimme, was sie möchte. «Medizin?», wiederholt sie das Wort laut, als ob es ein Fremdwort wäre.

Lien schlüpft hinaus, das braune Fläschchen holen, hält es ihr mit dem Etikett nach vorn hin und will es erklären. Das rosige Gesicht der Tante ist ganz verzerrt vor Misstrauen, als sie den Gegenstand betrachtet, den Lien ihr ins Haus gebracht hat. Dann verkündet sie ihr Urteil: «Das brauchst du nicht, du kannst dein Abendbrot essen wie alle anderen auch, he», sagt sie und kippt die trübe weisse Flüssigkeit ins Spülbecken.

Dann geht sie zurück an den Herd, nimmt wieder am Gespräch teil und wendet sich nur einmal kurz an Kees, der nicht so schlingen soll.

Um Lien herum leeren sich bereits die Teller. Sobald einer aufgegessen hat, greift die Tante über den am Tisch Sitzenden hinweg nach dem Teller, trägt ihn zur Spüle, wäscht ihn dort gründlich ab und bringt ihn, beladen mit dampfendem Tapioka-Pudding, wieder. Nach und nach durchzieht der Geruch des warmen Desserts die ganze Küche. Lien möchte ihren Rosenkohl und die Kartoffeln gern stehen lassen und zum Nachttisch wechseln, was sie zu Hause oft durfte. Der Junge, Kees, sein Teller ist fast leer, hat aufgehört zu essen und linst mit kameradschaftlichem Verschwörerlächeln zu ihr herüber. Die Tante erstickt die Rebellion jedoch im Keim. Der Rest Tapioka wird aus der Pfanne gekratzt und unter denen verteilt, die bereits Pudding essen und nicht einmal richtig merken, dass sich die Kelle vor ihnen herabsenkt. Die Teller werden abgeräumt, ohne dass ein Wort über die verschmähnten Kartoffeln und den Rosenkohl fällt. Lien ist verblüfft und spürt in sich eine Leere – hier ist alles so anders –, geht aber mit Kees und Ali mit nach draussen.

Eine Stunde lang dürfen sie nach dem Abendessen noch spielen. Kees stellt Lien seinen Freunden vor. Er ist anscheinend stolz auf sie. Ohne Zweifel stolz ist er darauf, dass er auf der bröckelnden Backsteinmauer auf der Brache hinter den Häusern balancieren kann, und winkt ab, als sie ihn hinterher darauf hinweist, dass er sich das Knie angeschlagen habe. Lien fügt sich leicht in die Gruppe der Kinder ein, die Kees zusehen, als er von einem Steinhaufen zum nächsten springt. Die Kinder merken zwar, dass Lien mit einem anderen Akzent spricht, und hören sich auch mit halbem Ohr ihre Geschichte an, aber sie gehört trotzdem schon bald dazu.

Es wird dunkel an diesem Spätsommerabend, die Stimmung der Kinder schlägt um und sie setzen sich, fast so synchron wie ein Vogelschwarm, in Bewegung. Bevor sie sich in die kleinen Reihenhäuser zerstreuen, wechseln sie noch ein paar Worte über die Pläne für morgen. In

Nummer 10 ist Ruhe eingekehrt. Die Tante hat die Küche aufgeräumt und strickt jetzt. Der Onkel sitzt da und liest unter der einzigen Lampe im Raum, die Miene ernst vor Konzentration. Kees, Ali und Lien waschen sich am Spülbecken und gehen noch einmal aufs Klo. «*Trusten*», sagt die Tante, was die Kurzform von *welterusten* ist und «Gute Nacht» heisst.

Die Kinder teilen sich das eine Zimmer, die Erwachsenen und die kleine Marianne das andere. Nicht lange, da sind Kees und Ali eingeschlafen. Lien lauscht ihren regelmässigen Atemzügen. Ihrer Erinnerung nach hat sie noch nie zusammen mit anderen in einem Zimmer geschlafen. Für einen Augenblick denkt sie an ihr Zimmer in der Pletterijstraat. Zu Hause kommt Mamma abends zu ihr, setzt sich ans Bett und streicht ihr über das Haar, bevor sie ihr den Gutenachtkuss gibt.

* * *

Am nächsten Morgen rüttelt Kees sie wach. Es sind immer noch Ferien, und heute will er Kaulquappen fangen. Er kennt eine Stelle, wo man sogar im August noch welche findet, und Lien darf mitkommen. Unter den Augen der Tante schlingen sie am Küchentisch ihr Brot und den Käse hinunter und flitzen zur Tür. Draussen scheint die Sonne, sodass Lien die Kühle kaum spürt, als sie Kees durch die leeren Gassen folgt.

Nach zehn Minuten sind sie bereits in einer Gegend, in der es nur noch Ackerland und Lagerhallen gibt. Hier soll die geheime Kaulquappenstelle sein. In den verstopften Graben, in dem sie zu finden sein soll, führt ein rutschiger Abhang, der mit Gras und Brombeergestrüpp bewachsen ist. Kees steigt vorsichtig hinunter, mit der rechten Hand auf einen Stock gestützt, der eine Furche in den Boden zieht, in der linken Hand ein leeres Glas. Er blickt über die Schulter zu Lien zurück, die weiter oben steht, dreht sich wieder um und fährt mit der Hand durch

das Wasser. Lien ist nicht klar, was er damit bezweckt, doch nach einigem Hin und Her ist Kees zufrieden. Er hält sich das Glas vor das Gesicht und kommt wieder zu ihr heraufgekraxelt, das Glas nun mit einer trüben grünen Flüssigkeit gefüllt, die ihm über die Hand schwappt.

Lien traut sich fast nicht, den nassen Behälter anzufassen, und es dauert eine Weile, bis sie das darin schwimmende Tier mit dem komischen Schwanz und den Beinen entdeckt. So etwas hat sie noch nie gesehen, obwohl sie in der Schule von Kaulquappen gehört hat. Es sieht aus wie ein missgestalteter Frosch. Nach einer Weile lässt sie sich von Kees überreden, es auch einmal zu probieren, und gerät beim Abstieg den Hang hinunter ins Rutschen. Die Hand schon in dem bräunlich-grünen Wasser, hat sie sofort das scheussliche Gefühl, dass irgendetwas in ihren Schuh zu klettern versucht. Kees ist zuversichtlich bei allem und ermutigt sie von oben, gibt Tipps, wie sie ihre Technik verbessern kann, und schon bald entsteht eine Kameradschaft zwischen ihnen, die Lien mehr Sicherheit verleiht. Unter begeisterten Jauchzern schöpfen sie weiter und haben am Ende des Vormittags eine ganze Sammlung der kleinen Ungeheuer in ein einziges Glas geschüttet. Als sie sie lange genug durch das Glas betrachtet, ihnen Namen gegeben und Eigenschaften zugeordnet haben, kippen sie die Kaulquappen wieder in das trübe Wasser.

Nach diesem Abenteuer werden Lien und Kees gute Freunde. An anderen Tagen unternehmen sie neue Streifzüge. Kees zeigt ihr, wie man an fremden Häusern Klingelstreiche macht und wegrennt, sich versteckt und guckt, was passiert. Sie klettern auch auf die grosse Brücke über dem Kanal und schauen hinunter zu den Kähnen, die Kees mit kleinen Steinchen zu treffen versucht. Er kann gut werfen, und manchmal hören sie das befriedigende Klimpern von Glas. Die Stadt Dordt und ihr Umland sind ihr Spielplatz, sie können sich für ganze, unvorstellbar lange Tage hier verlieren. Die beiden handeln nach Regeln, die sie sich selbst geben, kosten ihre Freiheit aus, wie nur Kinder es können. Wenn sie

abends in die Bilderdijkstraat zurückkommen, fühlen sie sich wie heldenhafte Eroberer, die sich das Festessen aus Kartoffeln, Rosenkohl und Frikadellen, das sie erwartet, redlich verdient haben.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hat Lien keine Bauchschmerzen. Sie isst mit Freude in der kleinen Küche, mag das Stimmengewirr und die Geschäftigkeit, mag es, dass sie nach Lust und Laune spielen kann. Zu Hause kümmert sie sich um die kleine Marianne, erzählt ihr beim Füttern Geschichten, zu jedem Happen das nächste Stück. Den Regeln, die in diesem Haushalt gelten – Schlafenszeit, Essenszeiten, seine eigenen Sachen in Ordnung halten –, folgt jeder, helfen muss sie im Grunde aber nichts. Die Tante kocht, wäscht und putzt, offenbar ganz selbstverständlich, und zum Abendessen dürfen sie jederzeit gern Freunde mitbringen. Wenn der Onkel sich abends über seine Bücher beugt, müssen sie leise sein. Lien fürchtet sich ein bisschen vor ihm, bewundert ihn aber auch schrecklich. Männer und Frauen hören ihm zu, wenn er spricht, und tun immer, was er sagt.

Einen Monat später hat die Schule wieder angefangen, und es ist der 7. September 1942: ihr neunter Geburtstag. Sie darf sich wünschen, was es zum Abendessen geben soll, und wünscht sich Rosenkohl. Nach dem Frühstück bringt die Tante ihr ein paar Briefe und Päckchen von Zuhause. Als Lien Anfang August hier ankam, lagen drei wichtige Tage vor ihr: ihr eigener Geburtstag (das war der wichtigste), der ihrer Mutter (noch lange hin, am 28. Oktober; da würde sie bestimmt wieder zu Hause sein) und (das dauerte noch am längsten) der von Pappa im Dezember, der kam noch nach Sinterklaas. Jetzt ist der erste der drei Tage da, und sie ist neun. Die Päckchen macht sie zuerst auf: zwei grosse Tüten mit Süßigkeiten, eine davon mit Lakritz, wovon sie erst eins nimmt und dann noch mal zwei. Etwas Gestricktes ist auch dabei und ein Buch, das sie zur Seite legt.

Vier Briefe. Es ist seltsam, hier still für sich in der *mooie kamer* zu sitzen, wo sie seit ihrer Ankunft kaum mehr war, und sie zu lesen. Als ersten nimmt sie Pappas Brief, auf dem in der rechten oberen Ecke «7. SEPTEMBER» steht, zur Sicherheit, damit er auch am richtigen Tag gelesen wird. Sie erkennt Pappas makellose, geneigte Schreibschrift, die ja auch auf der ersten Seite ihres Poesiealbums steht. Der Brief ist vier Seiten lang.

Liebe Lientje,

ich schreibe diesen Brief zum Anlass deines Geburtstages. Ich gratuliere dir zu deinem neunten Geburtstag und hoffe, dass du in Zukunft viele glückliche Erinnerungen an ihn haben wirst. Dann sind wir natürlich wieder zusammen und feiern deinen Geburtstag heute noch einmal. Da Mamma dir ein Geschenk schickt (ich weiss nicht, was es ist), tue ich dasselbe und lege dir einen Gulden bei, damit du etwas für dich kaufen kannst, was dir gefällt, oder anderen etwas spendieren kannst, falls du eine Lebensmittelmarke für Süßigkeiten hast.

Ich habe gehört, dass du dich wohlfühlst und dass du schwimmen lernst. Kannst du schon gut schwimmen?

Wir freuen uns immer, von dir zu hören, und falls du mal nicht so viel zu tun hast, schreib uns doch mal, was es Neues bei dir gibt. Es braucht kein langer Brief zu sein, und du kannst dabei deine Handschrift üben. Du gehst jetzt vermutlich schon wieder zur Schule. Das muss schön sein, denn dann wirst du nicht hinter den anderen zurück sein, wenn du wiederkommst.

He, Lien, ich hab die Speisekarte für dein Geburtstagsessen gesehen: sieht köstlich aus. Ich glaube, wir hier werden an dem Tag genau dasselbe essen, denn für uns ist es in gewisser Weise auch ein Festtag.

Vergiss bloss Mammas Geburtstag nicht!! (Pappa quetscht an dieser Stelle ein kleines «28. Oktober» dazwischen, weil er im Nachhinein

denkt, sie habe das Datum vielleicht doch vergessen.) *Lientje, ich hoffe, du bist dort sehr, sehr, sehr glücklich, und wir hier werden ein schönes Glas Limonade auf dich trinken. Wollen wir hoffen, dass wir bald wieder zusammen sind, alle drei, vielleicht sogar schon vor Mammas Geburtstag Das wäre das schönste Geschenk. He, Lien, das Blatt ist fast voll, und ich wollte noch so viel schreiben. Sag deinen Pflegeeltern in unserem Namen ein Dankeschön, auch für den netten Brief, den sie uns geschickt haben, und pass auf dich auf, dann geht die Zeit schnell vorbei, bis wir dich wieder vom Zug abholen. Ich soll auch Glückwünsche von der Familie überbringen. Von beiden Omas und Opas, von Tante Fie, OnkelJo, Rini, Daaf, Tante Bep, Onkel Mannie, Tante Riek und den drei Kindern, Onkel Bram und Tante Ro. Hoffentlich hab ich niemanden vergessen, denn sie haben mir alle aufgetragen, dass ich dir von ihnen gratulieren soll. Jetzt hätte ich beinahe den Gruss von Pretty vergessen!*
Lien, noch viele Jahre nach diesem. Hipp, hipp, HURRA! von Pappa

Der zweite Brief ist kurz und von Frau Andriessen:

*Liebe Lientje,
alles Gute zu deinem Geburtstag. Ich hoffe, dass du gesund bist und dass du viel Spass hast. Herzliche Grüsse auch an deine Hausgenossen. Ich wünsche dir einen schönen Tag, und hoffen wir, dass bald alles wieder normal wird, so, wie es war. Mir geht es gut. Du wirst ein kleines Geschenk von mir finden. Jetzt, liebe Lientje, grüsse ich dich herzlich und denke an dich.*

*Viele Küsse
von Vrouw R. A.*

Der nächste Brief ist von Tante Ellie, die Lien ein Gedicht ins Poesiealbum geschrieben und es mit einem wunderschönen Fächer verziert hatte. Sie lässt auf ihrem grossen, linierten Blatt viel Platz unter dem Ort und dem Datum, «Den Haag, den 2. September 42»:

Liebe Lientje, herzlichen Glückwunsch zu deinem Geburtstag! Ich hoffe, du wirst ein grosses Mädchen und machst Mamma und Pappa noch stolzer, als sie es jetzt schon aufdich sind!

Deine Tante Ellie hatte sich sehr gewünscht, dass sie dich besuchen kann, aber das lassen wir besser bleiben. Dein Geschenk – du weisst sowieso, was es ist – bekommst du jetzt von jemand anderem. Babs hat es schön gestrickt, nicht?

Ich habe gehört, dass es dir gut geht und dass du Freude an allem hast.

*Wenn du dir sehr wünschst, deine Tante Ellie zu sehen, bloss für einen Moment, müsstest du die Tante und den Onkel dort fragen, ob sie eine Idee haben, wie man das einrichten könnte. Aber bei euch hast du jede Menge neue Tanten und Onkel und Spielkameraden und hast uns deshalb vielleicht längst vergessen? Liebe Kleine, ich höre damit auf. Einen schönen, fröhlichen Tag wünsche ich dir. Ich hoffe, du hast so einen und kannst dein Geburtstagsessen richtig geniessen. Ganz viele Küsse von
Tante Ellie*

E. Monkernuis, Kanaalbrugweg 87, Den Haag Die Lakritze ist von Oma und Tante Bep.

Und schliesslich kommt Mamas Brief, den sich Lien bis zum Schluss aufheben wollte. Oben, schräg aufs Blatt geschrieben, steht: «Für den 7. September bestimmt»:

Liebe Lieneke,

von Herzen alles Gute zu deinem neunten Geburtstag. Auch wenn ich dir jetzt nicht persönlich gratulieren kann, denke ich trotzdem den ganzen Tag an dich und hoffe, dass du genauso viel Spass hast, wie du ihn bei uns zu Hause hättest. Ich schicke dir ein Buch und ein paar leckere Sachen zu essen, damit wirst du dieses Jahr auskommen müssen. Ich konnte dir keine Uhr kaufen. Ich hoffe, dass Tante Ellie dich besuchen kommt – das wäre sehr schön für dich und für mich. Wenn sie nicht fährt, geht das Päckchen in die Post, und du erhältst trotzdem noch alles. Ich hoffe, dass du zur Schule gehst und dass du fröhlich bist und zu schätzen weisst, was die Tante und der Onkel für dich tun, denn es ist eine Menge. Ich weiss nicht, ob Pappa dir schreiben kann, weil er nicht in der Stadt ist. Aber bitte glaube mir, dass auch er den ganzen Tag an dich denken wird und es sehr schade findet, dass wir nicht zusammen sein können. Aber vielleicht wird alles wieder gut. Vergiss das nicht, Schatz. Schreib Mamma auch ein paar Zeilen, aber gib sie nicht in die Post, denn wir wohnen nicht mehr in der Pletterijstraat. Gib das kleine Briefchen einfach der Tante und dem Onkel-sie sorgen dafür, dass ich es bekomme. Du kannst es auch Tante Ellie geben, falls sie dich besucht. Auf Wiedersehen, mein Engel, ich wünsche dir einen wirklich schönen Tag. Sei tausendmal geküsst von deiner dich liebenden Mammie

Das Buch, das Mamma ihr schickt, heisst *Over een vrolijke Vacantie*. Auf dem Umschlag sieht man drei Kinder, in Pastellfarben gezeichnet, die an einem Kai stehen, neben ihnen eine Dame mit grünem Hut, die mit Beschützermiene auf sie blickt. Im Hintergrund läuft ein turmhoher Ozeandampfer in den Hafen ein, dem die Kinder aufgeregt zuwinken. Das ganze Bild ist in fröhlichen Farben gehalten: Der Bauch des Schiffs ist ein massives Dreieck, das über die Kaimauer ragt, und darüber ist ei-

ne lange weisse Linie mit regelmässigen schwarzen Kreisen, das sind die Bullaugen. Ganz oben auf dem Bild, über der winkenden Gestalt, die der Kapitän sein muss, bläst ein oranger Schornstein eine kleine Rauchwolke in einen leuchtend gelben Himmel. Auf so einem Bild sieht das Wegfahren leicht und schön aus.



Buch zum Geburtstag

Lien stellt das Buch hoch oben auf ein Bord in der *mooie kamer*, wo es unangerührt stehen bleibt.

Aus den Briefen spricht eine sonderbare ErwachsenenTraurigkeit, die Lien an die Traurigkeit erinnert, die sie fühlte, als Mamma und Pappa sich stritten und sie fortgehen und bei Daafje und Rini wohnen musste. Auf einmal wünscht sie sich mehr als alles andere auf der Welt, zu Hause zu sein. Richtig zu Hause, in ihrem eigenen Zimmer in der Pletterijstraat. Jetzt aber, fällt ihr ein, wohnt vielleicht schon ein anderes Mädchen in ihrem Zimmer, gerade als sie sich so wünscht, dass sie in ihrem Bett liegt und Mamma ihr das Haar streichelt.

In Lien verkrampft sich alles, und sie merkt, dass sie weint, und kann, als sie es bemerkt, nicht mehr aufhören. Die Tränen fließen einfach immer weiter. Ihr Atem gerät ins Stocken, und sie schluchzt in starken, stechenden Stößen. Der Kummer überfällt sie wie eine Krankheit, schlägt über ihr zusammen wie eine grosse schwarze Woge.

Von nun an weint sie immerzu, stunden- oder tagelang, ohne Ende. Nichts kann sie trösten; sie spürt nur noch Leere, will bloss Mamma und Pappa. Die Tante, verzweifelt, weil sie nicht mehr weiss, was sie mit Lien machen soll, nimmt sie zu einem Spaziergang mit in den Park, aber dort weint sie weiter und ist so unglücklich, dass es schmerzt wie eine offene Wunde. Dann weinen sie beide, Hand in Hand unter dem grauen Herbsthimmel, das dunkelgrüne und braune Laub noch an den Bäumen. Sie gehen einfach immer wieder dieselben Wege entlang, sehen dieselben Gesichter, sprechen kein Wort. Als sie zusammen weinen, schmiegt sich Lien eng an diese warme, kräftige Frau, und in das Gefühl des Verlusts mischt sich nun ein neues Gefühl: Liebe.

DEN HAAG, FRÜHJAHR 2015

Beim Anblick der Decke des Bahnhofs Den Haag Centraal mit ihren Vierecken in Vierecken kommen mir die Bilder von Escher in den Sinn. Ich schaue sie mir kurz an und lasse den Blick dann wieder über die Menge schweifen. Ich bin hier, weil ich im Nationalarchiv recherchieren will, das direkt gegenüber dem Bahnhofsgebäude liegt. Dort lagern Dokumente über den Polizeiapparat, der sich in den Kriegsjahren in Dordrecht an der Suche nach versteckten Juden beteiligte. Steven, der Vetter, bei dem ich übernachten will, soll mich abholen, und nach zehn Minuten erspähe ich ihn. Mit seiner schlanken Gestalt und den markanten Wangenknochen fällt er auf; er ist sehr gross, sogar nach holländischen Massstäben. Er trägt so etwas wie eine Baseballjacke und schwarze Jeans, schwarze Skater-Turnschuhe und eine Schirmmütze. Eine kleine Medaille mit verblassten Bändern steckt schief an seiner Brust. Ich spüre sie, als er sich herabbeugt und mich umarmt.

Wir hatten uns mindestens ein Jahr lang nicht gesehen, aber als ich ihm mailte, schrieb er gleich zurück, bei ihm zu übernachten sei kein Problem, er wohne ja in Bahnhofsnähe. Am besten, so sein Vorschlag, käme ich am späteren Abend. Er würde mich abholen und mir seinen Arbeitsplatz zeigen, und nach Mitternacht könnten wir dann ja nach Hause gehen. Steven hat mehrere Berufe: Er macht visuelle Kunst, ist Moderator bei einem Festival und Lokalpolitiker; ausserdem leitet er den

Nachtklub des Kunstzentrums, zu dem wir uns jetzt auf den Weg machen.

Ich höre den Klub, noch bevor ich ihn sehe. Ein gleichmässiges dumpfes Wummern. Nach zwanzig Gehminuten sind wir in einem Industriegebiet angelangt, in dem hinter einem hohen Stahltor Lagerhallen und Bürogebäude aus den Dreissigern in die Dunkelheit ragen. Es ist ein Problemviertel, und das Gebäude, in dem sich der Klub befindet, ist Teil eines Wiederbelebungsprojekts, das bereits zur Ansiedlung von kleinen Firmen geführt hat. Trotzdem stehen grosse Flächen noch leer. Umrisshaft zeichnet sich der riesige Block vor dem nächtlichen Himmel ab, ein Bild, bei dem ich an einen Öltanker denken muss, der schwer beladen im Wasser liegt und mit laufenden Motoren Fahrt zu gewinnen sucht.

Kaum haben wir den Klub betreten, sind wir, obwohl er noch halb-leer ist, mitten im Geschehen. Hinter der Tür tut Steven kurz so, als wollte er mit einem muskelbepackten Türsteher rangeln, sie begrüessen einander und er umarmt die junge Frau an der Kasse. Dahinter gibt es eine Nebelmaschine, Musik und mehrere grosse, jeweils in einer anderen Farbe beleuchtete Räume, in denen junge Männer an Plattentellern stehen. Stilistisch ist das Ganze mit Ironie aufgemacht: Raum eins hat als Thema den *Beach Club* der Siebziger samt glitzernder Diskokugel und blassrosa eingefärbten Dias einer menschenleeren Insel, die an die Wände projiziert werden. Die meisten Gäste, erfahre ich, hören um diese Zeit über Internetradio hier rein oder schauen bei Facebook oder Instagram nach und entscheiden dann, ob sie kommen.

Um zwei Uhr nachts geht es los: Der Klub füllt sich. Grüppchen schieben sich am Türsteher vorbei und gehen zur Tanzfläche weiter, suchen nach bekannten Gesichtern, bestellen Getränke. Sie machen sich gegenseitig Komplimente für ihre Kleidung und schauen immer wieder kurz auf ihre Handys. Passend zur Musik gibt es jetzt japanische Malerei zu sehen, und ich schaue mir an, wie aus Farbflecken auf einer weissen

Wand grosse Vogel entstehen. Die Stahltanks an der Decke, informiert Steven mich stolz, fassten zweitausend Liter Bier und seien über ein Leitungsnetz mit den Bartresen verbunden. Im Publikum sind Menschen aller Hautfarben, überwiegend jung, die sich lustvoll bewegen, die Arme erhoben. Ein Mann, den ich auf etwa sechzig schätze – rasierter Schädel, graue Bartstoppeln, komplett in Schwarz gekleidet –, steht neben mir am Rand und wippt im Rhythmus der Musik mit dem Kopf. Auf dem Hof von Rauchern umringt, wechseln wir später ein paar Worte. Er ist Patentanwalt und reist durch Europa, besucht Events wie dieses, so oft er kann. Berlin, verrät er mir, sei besonders toll.

Berlin. Die Bedeutung dieses Worts hat sich grundlegend verändert. Heute steht es für einen Wochenendausflug oder eine Konferenz. Und Tokio, woher die jungen Männer an den Plattentellern kommen, ist heute ein wildes Konglomerat aus Neonreklame, Hello-Kitty-Kitsch und minimalistischem Design. Die Hauptstädte der alten Achsenmächte wurden unter dem Zeichen der Regenbogenflagge von der globalisierten Jugend erobert, die mich hier im Klub umgibt. Das ist die andere Seite der Einwanderung, wie ich sie heute Vormittag in Dordrecht gesehen habe: Nicht marginalisiert und abgeschottet ist die Jugend, die mich hier im Klub umgibt, sondern vereint durch Musik und eine Ansammlung von originellen, ironischen Internet-Memen. Allerdings gab es das in anderer Form hier bereits in den 1930er-Jahren. Die Fotos von Liens Vater (erst mit den eleganten jungen Männern im Automobil und dann mit dem Filzhut und den blank geputzten Schuhen) bringen mich darauf: Er hätte ohne Probleme Anschluss an diese fröhlichen kosmopolitischen Menschen gefunden. Und dennoch wurden die Gemeinsamkeiten, zumindest in Berlin, von der Weltwirtschaftskrise hinweggefegt, eine Katastrophe, nicht grundsätzlich anders als die Krise, die zur Verödung des Industriegebiets geführt hat, das im Dunkeln, von schweren Stahltores abgeriegelt, diesen Klub umgibt.

Es ist fast Morgen, als wir in Stevens Wohnung ankommen, die sich wie der Klub in einem verfallenen Gebäude befindet. Obwohl bereits zum Abriss vorgesehen, kann es mit einem befristeten Mietvertrag einstweilen noch bewohnt werden. Die riesigen Räume, über zwanzig Meter lang, haben hohe Decken und Fensterreihen, aus denen man, da ohne Vorhänge, auf eine Skyline aus stillen, beleuchteten Strassen blickt. Ursprünglich befanden sich hier Prüflabore der niederländischen Behörde für Lebensmittel- und Warensicherheit, die Glastüren tragen noch die Aufschriften von damals. «Bruchprüfung» lese ich da, «Radiologie» und «Dauerfestigkeitsprüfung». Es nimmt sich aus wie ein Filmset, vor allem weil Steven und seine Mitbewohner diverse Kunstobjekte aufgestellt haben, die in Lichtpfützen zu schwimmen scheinen. Beim Betreten des Raums trifft man auf ein hölzernes Segelboot in Originalgrösse, ihm gegenüber am anderen Ende des Raums auf einen angeschlagenen Kandelaber, der auf einer Plinthe liegt. Mittendrin befindet sich eine Kochinsel mit Herd und einem Kühlschrank mit Glastür.

Steven steuert sofort auf den Herd zu, setzt den Wasserkessel auf und schneidet ein Stück Ingwer klein, um Tee zu machen.

«Auf der Toilette ist das Licht kaputt – nimm das Handy mit», erwidert er, als ich danach frage.

Nicht lange, und wir unterhalten uns, vor uns die Stadt. Ich erfahre von Stevens verschiedenen Projekten: Den Haager Lokalpolitik, ein Künstlerhaus in Japan, der Klub und die Amsterdamer Firma für Stadt-sanierung, bei der seine Freundin arbeitet. Steven erkundigt sich nach meiner Familie, nach der neuen Stelle meiner Frau im Krankenhaus und vor allem nach meiner ältesten Tochter, Josie, an der er sehr hängt. Altersmässig befindet er sich genau in der Mitte zwischen ihr und mir. Sie hat gerade ein paar schwierige Jahre durchgemacht, ihr Leben hat aber eine entscheidende Wendung genommen, und Steven hört voller Freude von ihrem Umzug nach London, wo sie jetzt arbeitet. In dieser Flut von Informationen finden meine Recherchen zu Liens Schicksal kaum Er-

wöhnung, was zum Teil an meiner Schüchternheit liegt, weil ich meine Schilderung in diverse andere Bereiche meiner Arbeit an der Universität verpacke. Tatsache ist, dass Liens Geschichte für die van Es nicht bequem ist: Fragen danach zu stellen birgt die Gefahr, dass alte Wunden aufgerissen werden.

Eine halbe Stunde später sinke ich auf einer Matratze im Musikzimmer in den Schlaf, umgeben von Plattenstapeln, einem Keyboard und einem Schlagzeug, während der Nachthimmel bereits wieder heller wird.

Am nächsten Vormittag sitze ich an einem grossen Tisch im modernen, hell erleuchteten Lesesaal des Nationalarchivs, vor mir drei schlichte Pappkartons. Weitere stehen am Auskunftsschalter schon für mich bereit. Durch die Glastür an der Rückseite des Bibliothekar szimmers sieht man Archivmitarbeiter Sachen auf Rollwagen laden, die aussehen, als gehörten sie zu einer Leichenhalle. Uniformierte gehen zwischen den Tischen umher, halten Ausschau nach heimlich mitgebrachten Kameras und ermahnen die Anwesenden, sich nicht zu weit über die Unterlagen zu beugen, was dem Raum etwas militärisch Kaltes verleiht.

Zwischen 1945 und 1950 ermittelten die niederländischen Behörden gegen circa 230 Polizeibeamte wegen ihrer Rolle im Holocaust, ein Vorgang, der umfangreich in Akten dokumentiert wurde, die aneinandergereiht jetzt vier Regalkilometer füllen. Die strafrechtliche Verfolgung betrifft zwar zu einem grossen Teil Amsterdam, aber auch Dordrecht, dessen 300 jüdische Bewohner fast alle ermordet wurden, darf ein ordentliches Stück Regal für sich beanspruchen.

In den Niederlanden wurden in den Kriegsjahren 80 Prozent der jüdischen Bevölkerung ermordet. Eine Rate, mehr als doppelt so hoch wie in allen anderen westlichen Ländern, deutlich höher als in Frankreich,

Belgien oder Italien und selbst höher als in Deutschland und Österreich. Die Zahl versetzt mir, der mit einem unspezifischen Mythos vom holländischen Widerstand aufgewachsen ist, einen Schock.

Die ausserordentlich niedrige Überlebenschance erklärt sich aus dem Zusammenspiel verschiedener Faktoren. Die Bevölkerung Hollands war städtisch, die Verfolgung setzte früh ein, eine Flucht über die Landesgrenzen war nahezu unmöglich, und die Meldepflicht wurde (unterstützt von einem blind kooperierenden Judenrat) erfolgreich durchgesetzt. Eine wichtige Rolle spielte jedoch auch die aktive Mitwirkung holländischer Bürger, die als Ausführende antijüdischer Massnahmen ihre Nachbarn denunzierten und verhafteten oder bei ihrer Inhaftierung und ihrem Transport mitwirkten. Anders als in Belgien, wo die SS Jagd auf Juden machte, oder in Frankreich mit seinem komplizierten Ineinandergreifen von Vichy-Regime und direkter militärischer Besatzung war es in Holland die heimische Regierung, die den Juden den Tod brachte.

Zudem wurde ein System finanzieller Anreize geschaffen. Pro Kopf der jüdischen Bevölkerung wurde ein Preis von siebeneinhalb Gulden festgelegt. Diese Summe wurde an jeden Polizisten, Informanten oder zivilen Helfer persönlich und in bar ausgezahlt. Darüber hinaus schufen die Behörden Wettbewerb, indem sie zwei voneinander unabhängige Organe bevollmächtigten, Verhaftungen vorzunehmen: zum einen die gewöhnlichen Polizeikräfte, denen etliche Spezialeinheiten mit Bezeichnungen wie «Zentrale Kontrollstelle» (*Centrale Contrôle*), «Referat Judenangelegenheiten» (*Bureau Joodsche Zaken*) oder «Politische Polizei» (*Politieke Politie*) beigeordnet waren; zum anderen eine halb kommerziell tätige Firma, die sogenannte «Hausraterfassung», eine mit Niederländern besetzte Einrichtung, die zwar mit der Beschlagnahme jüdischen Eigentums beauftragt war, ihre Tätigkeit jedoch auch auf die Ergreifung von Juden ausdehnte. Mit nur 50 Mitarbeitern gelang es der «Hausraterfassung», ungefähr 9'000 Juden aufzuspüren. Durch das System dieser

Massnahmen überboten die niederländischen Stellen rasch die ihnen von ihren deutschen Herren vorgegebenen Ziele und schickten schliesslich 107'000 «Volljuden» in die Todeslager im Osten.

In Dordrecht waren es drei Angehörige der regulären Polizei – Arie den Breejen, Theo Lukassen und Harry Evers –, die den Grossteil der Arbeit leisteten. Von dem Augenblick an, in dem Lien im August 1942 in Dordrecht eintraf, suchten sie nach ihr.

Ich sitze vor meinem Laptop und öffne nach kurzem Luftholen den ersten Karton.

Dabei kommt es mir so vor, als hätte ich soeben die Welt von Willem Frederik Hermans' klassischem Nachkriegsroman *Die Dunkelkammer des Damokles* betreten. Der letzte Teil des Buchs spielt nach der Befreiung, als Forscher der Frage nachgehen, wer im Krieg in den Niederlanden zu den Guten und wer zu den Bösen gehörte. Die literarische Hauptfigur Henri Osewoudt erwartet ihr Urteil, aber die Jahre vergehen, und die Beweise (Stapel aus unverständlichen Fotografien und widersprüchliche Zeugenaussagen) sammeln sich nur auf Schreibtischen. In seiner Schilderung dieser Lage spielt Hermans ein literarisches Spiel mit den symbolischen Objekten Fotonegativ und Spiegel, sodass der Leser am Schluss des Buchs nicht mehr weiss, wer der Held und wer der Schurke ist.

Der erste Karton mit Material zu Harry Evers vermittelt denselben Eindruck. Er enthält rätselhafte Fotos, von denen einige das Innere eines Schrankes mit versteckten Elektrokabeln zeigen. Auf anderen sind Mikrofilmschnipsel mit kodierte Zeilen zu sehen. Dazwischen, dem Augenschein nach aufs Geratewohl beigelegt, liegen handschriftliche Briefe, getippte Zeugenaussagen und behördliche Formulare. Einige schildern die Gewalt, die Evers ausübte, der bei seinen Befragungen brutal voring und Türen eintrat, wenn er nach Gegenständen suchte, die Juden inzwischen verboten waren, Radios und Waffen etwa. Dann wieder schreibt Evers selbst, wie Osewoudt im Roman von Hermans, voller Empörung,

und behauptet, er sei in Wahrheit Widerstandskämpfer gewesen und nur durch Anweisung von oben zur Politischen Polizei gelangt. Personen aus dem Widerstand bestätigen diese Geschichte mit eigenen Niederschriften. Von Evers, berichten sie, seien häufig Tipps über bevorstehende Razzien gekommen; er habe beim Reparieren von Waffen geholfen und sei in der letzten Kriegsphase bei der Erschiessung eines Kollaborateurs behilflich gewesen. Dann, schon fast am Boden des Kartons angelangt, finde ich eine Einschätzung seitens der Untersuchungskommission, datiert auf den 10. August 1945, die Evers für unschuldig und zum Kriegshelden erklärt. Zeitungsausschnitte folgen, die Evers' Abenteuer im Untergrund schildern.

Dazwischen liegen jedoch auch Protestbriefe. Einige Angehörige des Widerstands sagen, das Urteil sei eine krasse Verdrehung der Tatsachen. Es gibt sogar Kopien von Handzetteln, auf denen Evers als Verräter bezeichnet wird. Diese Handzettel waren in der ganzen Stadt verteilt worden.

Die Wahrheit ist offenbar nicht leicht festzustellen.

In den folgenden Tagen im Nationalarchiv sichte ich jedoch noch mehr Kartons. Einige wenige Überlebende kehren aus Auschwitz nach Dordrecht zurück, andere tauchen aus ihren Verstecken auf, und als die Zeugenaussagen zahlreicher werden, erst in die Zehner und schliesslich in die Hunderter gehen, legen sich die Zweifel.

Als einer der Ersten meldet sich Isidor van Huiden zu Wort, ein Jude, der nur ein paar Häuser von den Heromas entfernt im Dubbeldamseweg wohnte. Er berichtet der Kommission, dass Evers und Lukassen am Spätnachmittag des 9. November 1942, unterstützt von vier Polizeibeamten aus Rotterdam, schreiend und fluchend in sein Haus gestürzt seien und die Durchsuchung begonnen hätten. Nach nur zehn Minuten seien alle Mitglieder der Familie (in ihrem Versteck) gefunden worden und hätten sich unter Bewachung in einer Reihe aufstellen müssen. Während die Beamten ihre Papiere und die andere Habe durchwühlt hätten,

hätten die van Huidens auf einmal Klaviermusik aus dem angrenzenden Zimmer gehört. Es sei Evers gewesen, der Tanzmusik gespielt habe, nachdem der Auftrag ausgeführt worden sei.

Die van Huidens wurden in die Hollandsche Schouwburg gebracht, zum jüdischen Sammellager in Amsterdam, wo sie auf viele Dordrechter Nachbarn trafen, die ihnen von brutalen Vernehmungen berichteten, bei denen Evers eine Hauptrolle gespielt hatte.

Sie sollten diese Nachbarn nie mehr wiedersehen.

Isidor selbst hatte Glück, weil er als Mitglied des Judenrats noch bestimmte Rechte hatte. Durch sein Verhandlungsgeschick erreichte er, dass er und seine Familie die Hollandsche Schouwburg wieder verlassen durften, nachdem er versprochen hatte, dass er in die Hauptstadt ziehen und bei dieser Meldeadresse bleiben würde. Kaum waren sie wieder in Freiheit, fanden sie ein neues, besseres Versteck.

Ähnliche Geschichten wurden in den folgenden Monaten der Untersuchung bekannt, und durch systematische Sichtung der Kartons rundet sich für mich das Bild von Harry Evers' Leben.

In verschiedenen Schilderungen tritt er mir anschaulich entgegen. Ein kräftiger, untersetzter Mann mit blondem Haar und leicht gedunseltem Gesicht. Vom Alter und von der Herkunft entspricht er dem Typus des Judenjägers: unscheinbar, mässig gebildet, dem Alkohol zugetan. Als ausserehelich geborenes Kind einer katholischen Mutter wuchs Evers bei seinen Grosseltern in Tilburg auf, übte verschiedene Berufe aus, darunter im Schiffsbau und als Automechaniker, und meldete sich im Vorfeld des Kriegs zur niederländischen Armee. Seine Physis und seine Fähigkeit, andere zum Gehorsam zu bewegen, trugen ihm die Beförderung zum Sergeanten ein; der Aufstieg in den Offiziersrang blieb ihm jedoch verwehrt.

Obwohl eine Zeit lang Mitglied einer nationalistischen Partei, war Evers kein dezidiert politischer Mensch. Seine Hauptinteressen waren Unterhaltungsmusik, Pornografie und die Schürzenjagd. Während des deutschen Einmarschs in die Niederlande benahm er sich gut, und nach

der Kapitulation im Mai 1940 schwadronierten er und ein paar andere Ex-Soldaten vom Aufbau irgendeiner Form des Widerstands. Aus diesem unausgegorenen Plan wurde jedoch nichts.

Im August 1940 trat Evers in den Polizeidienst ein. Die Armee kam offensichtlich nicht mehr infrage. Zwar meldeten sich auch Holländer zur SS und zur Wehrmacht, Evers aber war eigentlich nicht prodeutsch eingestellt, auch wenn er sich wie die meisten mit der neuen Lage im Land arrangierte. Er bekam einen Sonderposten in der Abteilung für Preiskontrolle, die die Schwarzmärkte überwachte. Bald zeigte sich, dass er eine talentierte Spürnase war.

Was bewog Evers zum Wechsel zur Politischen Polizei im Juli 1942, fast zwei Jahre später? Nach dem Krieg behauptete er, er habe es auf Geheiss eines Freundes aus dem militärischen Widerstand getan, aber das ist nicht glaubhaft. Zu dem Zeitpunkt gab es in Dordrecht nichts, was sich als «bewaffneter Widerstand» bezeichnen liesse, und erst recht nicht die legendäre «Sektion K», der anzugehören er bei seinem Prozess behauptete. Richtig ist, dass Evers Kontakt zu einem alten Kameraden hielt, der sich schliesslich dem Widerstand anschloss. Die Augen und Ohren aufzusperren gehörte immer dazu. Aber es lief gut für die Deutschen. Widerstand zu leisten war absurd. Evers war frisch verheiratet und musste aus der Pension ausziehen, in der er gewohnt hatte. Die Judenjagd kam nun in Gang, sodass man bei der Politischen Polizei auch leicht Geld verdienen konnte. Ein Mann mit Erfahrungen in der Unterwelt und auf den Schwarzmärkten war genau das, was nun gebraucht wurde. So trat Evers der Faschistischen Union bei in dem Wissen, dass sein guter Ruf als holländischer Nationalist ihm Rückkehrmöglichkeiten bot, falls die Dinge eine schlechte Wendung für die Deutschen nahmen.

Und es war himmlisch, solange er dabei war, besser, als er es sich hätte vorstellen können. Er kannte Leute, die sich überall auskannten, und machte mit seinem Naturell Eindruck, sodass es ihm nicht schwerfiel, die Wahrheit herauszufinden. Es gab nächtliche Sitzungen, und es

gab jede Menge Schmuck und Banknoten, die er sich einfach nehmen konnte. Er kultivierte kleine Ticks, die sein persönliches Profil schärften, befangerte zum Beispiel beim Sprechen seine Waffe oder spielte nach Abschluss einer Hausdurchsuchung Klavier. Er liess aus der früheren Wohnung eines Juden sogar eines in seine schaffen.

Für eine gründliche Hausdurchsuchung benötigte man Fähigkeiten. Evers suchte Betonfussböden nach Rissen ab, die ein Hinweis auf verborgene Gänge sein konnten, und mass in Innenräumen den Abstand vom Fussboden bis zur Decke. Macht über Frauen auszuüben bereitete ihm besonders viel Vergnügen. Den Raum neben seinem Büro nutzte er für die Vergewaltigung der jüdischen Mädchen, die seine Fantasie zu entzünden vermochten. Von seiner Frau sprach er öfters als «labberig» und von diesen Mädchen als «junges Gemüse».

Ich lese das und denke unweigerlich an Lien in ihrem Versteck.

Evers machte auch Jagd auf Kinder. Einmal sah er ein kleines Mädchen auf einem Fahrrad und sagte zu Arie den Breejen, die Kleine sehe aus «wie eine Jüdin», woraufhin sie ihr bis nach Hause folgten und im Herd brennende Papiere fanden, die seinen Verdacht bestätigten.

Der Fall von Miepje Viskoper, einem sieben Jahre alten Mädchen aus Amsterdam, hat viele Gemeinsamkeiten mit dem von Lien. Miepje ist Gegenstand der Zeugenaussagen 146 bis 148.

Zeuge 146 ist Johanna Wigman, eine Barkellnerin, Mitte zwanzig, die das kleine Mädchen in ihre Obhut genommen hatte. In der Nacht des 15. Oktober 1943 schlief Miepje neben Johanna auf einer Matratze. Um halb zwölf hörte Johanna, dass sich unten jemand mit Gewalt Einlass ins Haus verschaffte. Sie hatte gerade noch Zeit, das Kind unter den Decken zu verstecken, als Evers und den Breejen ins Zimmer stürmten. Der Polizist liess sich von ihr bestätigen, dass ihr Name Johanna Wigman sei, und die Durchsuchung begann.

Nur zu bald wurde Miepje entdeckt. Wörtlich hat Wigman ausgesagt, dass den Breejen dann rief: «Hier haben wir den Jud.» Doch als die Männer nach weiteren Indizien suchten, rannte die Kleine hinaus.

Evers und den Breejen waren wütend, und Johanna wurde dafür, dass sie jemandem Schutz gewährt hatte, ins Konzentrationslager Vught gebracht.

Zeuge 147 ist der Besitzer des angrenzenden Cafés, Cornelis van Tooren. Er hatte selbst eine Tochter, die Jannetje hiess und in Miepjes Alter war. Evers und den Breejen, gab er an, hätten zuerst das Café durchsucht und danach mit der angrenzenden Wohnung weitergemacht. Als sie gegangen seien, sei er noch im Café geblieben und habe gewartet, gegen Mitternacht sei Miepje in die Bar gerannt gekommen, Evers direkt hinter ihr, habe den Revolver auf sie gerichtet und dem kleinen Mädchen zugeschrien: «Jetzt sitzt du in der Falle.»

«Ich will nur Jannetje Aufwiedersehen sagen», habe die Kleine erwidert.

Am schlimmsten ist die Aussage von Zeuge 148. Sie stammt von Miepjes Vater, der ein kleines Unternehmen, das Konditoreiwaren herstellte, in derselben Stadt betrieb wie Liens Vater. Wie sie war auch Miepje das einzige Kind ihrer Eltern; die Viskoopers glaubten, ihre Tochter fände bei Nichtjuden sicheren Unterschlupf, und schickten sie deshalb fort. Sie selbst versteckten sich ebenfalls, wurden jedoch aufgespürt. In dem entsetzlichen Moment ihrer Verhaftung tröstete sie das Gefühl, dass sie wenigstens für ihre Tochter die richtige Entscheidung getroffen hatten.

Doch als das Ehepaar bereits in Westerbork, dem holländischen Durchgangslager für Auschwitz, interniert war, brachte ein Wachmann Miepje zu ihrer Mutter.

Ich muss an meine Frau und meine Kinder denken, als ich das lese und mir dieses ungewollte Wiedersehen vorzustellen versuche.

Auf der Fahrt nach Polen waren die Viskoopers noch zusammen. Bei ihrer Ankunft musste Michel Viskoper mit ansehen, wie seine Frau und seine Tochter von ihm fortgerissen wurden und auf einem Lastwagen davonfuhren.

Michel, Miepies Vater, war einer der nur fünftausendzweihundert holländischen Juden, die die Todeslager überlebten. Er kehrte jedoch allein nach Holland zurück.

Ich sitze noch eine Weile völlig reglos in dem Lesesaal. Danach übertrage ich Miepies Fall Wort für Wort in meinen Laptop, tippe, so schnell ich kann.

Der Werdegang eines Harry Evers in den Kriegsjahren entspricht dem vieler Kollaborateure, wie die Archive zeigen. Als sich die Machtverhältnisse verschoben, erwogen sie, die Seiten zu wechseln. Im Sommer 1943, als die Deportation der holländischen Juden nahezu abgeschlossen war, wurde die Lage der deutschen Wehrmacht in Russland zunehmend aussichtslos. Schon im Frühjahr waren ehemalige niederländische Soldaten in nichtkriegswichtigen Berufen zum Arbeitsdienst in Deutschland verpflichtet worden, und bis zum Juli war eine Viertelmillion Arbeiter in den deutschen Zwangsarbeiterlagern eingetroffen. Zu Tausenden und dann zu Hunderttausenden tauchten Holländer unter, um diesem Schicksal zu entgehen. Als die Behörden daraufhin nach den verschwundenen Männern zu suchen begannen, wendete sich die Stimmung in der Bevölkerung deutlich stärker gegen die Besatzer. Der bewaffnete Widerstand, zu Jahresbeginn praktisch noch nicht vorhanden, nahm in den letzten beiden Monaten des Jahres 1943 schnell zu. Und da unterdessen alliierte Bomber den Himmel verdunkelten, bereitete das, was er getan hatte, Evers – und anderen wie ihm – nun Sorgen.

Von 1944 an verlegte er sich deshalb auf eine aktive Unterstützung des Widerstands und strich bei jeder sich bietenden Gelegenheit seinen Mut heraus, als Doppelagent bei den Deutschen für seine Seite gearbeitet.

tet zu haben. Seine Hilfsbereitschaft wurde mit der Zeit sogar noch grösser. Als schliesslich kanadische Panzer durch die Polder ratterten, suchte Evers seine alten Freunde zu Hause und in Cafés auf und liess sich von ihnen unter Androhung von Gewalt schwören, dass sie ihn nicht verraten würden. Er brachte nach Kriegsende sogar das Klavier, das er aus dem Haus eines Juden gestohlen hatte, dorthin zurück, allerdings in stark beschädigtem Zustand.

Fast ein Jahr lang blieb Evers noch in Freiheit, doch am 13. Februar 1946 wurde er im Finanzamt unweit seines Elternhauses in Tilburg verhaftet. Er führte eine geladene Pistole mit sich und besass noch einen Vorrat an Handgranaten. Trotzdem liess er sich widerstandslos abführen.

Zu guter Letzt wurde er zu acht Jahren Gefängnis verurteilt, die nach seiner Berufung auf dreieinhalb Jahre verkürzt wurden. Das war nicht unverhältnismässig, schliesslich hatte Albert Gemmeke, der berühmte «lachende Kommandant» von Westerbork, der den Abtransport des vierzigtausendsten Opfers nach Auschwitz mit einem grossen Fest beging, nur sechs Jahre Gefängnis abgesessen. Nach Verbüssung seiner Strafe kehrte Evers in die Gesellschaft zurück und ging eine zweite Ehe ein, auch wenn diese nur zu bald mit einer Scheidung endete. Als er Anfang der 1990er-Jahre mit dreiundsiebzig starb, gab es in Dordrecht immer noch Menschen, die in ihm einen Helden und den Leidtragenden einer unfairen Kampagne sahen.

Schliesslich binde ich den letzten Papierstoss wieder zusammen. Tags darauf steht Steven zeitig auf und bringt mich zum Zug. Erst als wir zum Bahnhof gehen, den Weg, den auch Lien ging, als sie nach Dordrecht fuhr, zeigt er auf die kleine Medaille mit den Bändern, die schief an seiner Brust steckt. Die, sagt er, sei seinem Grossvater väterlicherseits für seinen Mut im Widerstand verliehen worden. Als er starb, war niemand da, der die Medaille tragen konnte, und so trägt Steven sie jetzt.

Die Türen schliessen sich zischend, und der Zug rollt an. Steven bleibt auf dem Bahnsteig, schickt mir ein Lächeln und ein Winken nach. Ich steige in die obere Etage hinauf und will mir einen Sitzplatz suchen, da kommen mir Zweifel an der Arbeit, die ich hier tue. Lien hatte nach meinem Beweggrund gefragt, denn Geschichten wie ihre gibt es viele, und die blossen Fakten wurden ja bereits für das Archiv der *Shoah Foundation* aufgezeichnet, die Steven Spielberg kurz nach Fertigstellung seines Films *Schindlers Liste* 1994 initiierte. Kann ich denn noch etwas beitragen?

Um mich herum tippen Pendler auf ihren Laptops, während die Vororte von Den Haag immer schneller vorbeiziehen. Auf tadellosen Schienen gleitet der Zug fast geräuschlos dahin. Genau wie bei den vorigen Malen, wenn ich mit dem Auto auf flachen und schnurgeraden Fernstrassen nach Den Haag fuhr, erzeugt die ruckelfreie, entspannende Zugfahrt in mir ein Gefühl der Distanz zu der Welt vor dem Fenster. In den Niederlanden mit der Eisenbahn zu reisen ist anders als in den meisten anderen Ländern, weil von der Infrastruktur aus der Vorkriegszeit fast nichts mehr vorhanden ist. Dadurch ist die Vergangenheit weniger präsent als in England, wo alles rattert und alt aussieht. Trotzdem ist es dieselbe Strecke, die Lien zurücklegte, als sie ihre Eltern vor gut siebzig Jahren verliess; sie führt über denselben Boden. Statt nach draussen schaue ich mir jetzt das moderne Waggoninnere an und überlege, ob ich es schaffe, den unsichtbaren Zusammenhang zwischen Hollands Vergangenheit und seiner Gegenwart schreibend aufzuspüren. Und dabei denke ich auch an meine Familie und ihre Verbindung mit Lien.

**DORDRECHT,
HERBST UND WINTER 1942 BIS 1943**

Die zweite Seite des roten Fotoalbums auf Liens Tisch in Amsterdam ist den frühen 1940er-Jahren gewidmet. «Dordrecht» steht darüber und ist unterstrichen. Es sind insgesamt neun Fotos. Auf den oberen beiden ist dasselbe Kinderpaar abgebildet, ein Mädchen und ein Junge, die zwar nebeneinanderstehen, sich aber kaum berühren: Ali und Kees. Die Version unten, die winterlich aussieht, ist die frühere von beiden. Sie stammt vermutlich aus der Zeit, in der ihre Mutter noch lebte; Ali, die Ältere, ist höchstens drei. Sie hat eine Puppe in der Hand und hält mit der anderen ihren Bruder fest, der sich darauf konzentriert, nicht umzukippen. In der



Ali und Kees, etwa 1935



Ali und Kees, etwa 1937

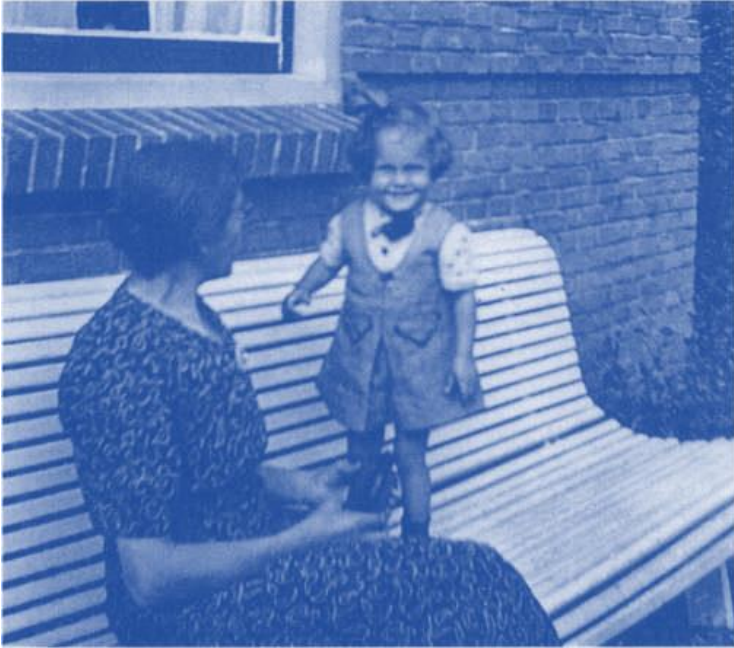
Version oben, ein paar Jahre später aufgenommen, hat sich Kees nach vorn gedrängt und lächelt keck und mit schräg gehaltenem Kopf in die Kamera. Der Fotograf steht über ihnen, sodass sie mit erwartungsvollen Gesichtern nach oben schauen; für eine Porträtfotografie ist um sie herum zu viel Raum. Ali steht jetzt hinter Kees und in seinem Schatten, und zwar nicht nur buchstäblich, sondern auch im übertragenen Sinn, vermutet man.

Wie die meisten Fotos auf der Seite sind sie ganz gewöhnliche Amateurfotos; die Mienen sind schwer zu deuten. In der Mitte folgen einige Passfotos samt den darunter notierten Namen: Es sind Liens «Tante» und «Onkel». Der Onkel ist der Vater von Ali, Kees und Marianne. Die Tante ist Mariannes Mutter und jetzt auch die Stiefmutter von Ali und Kees. Sie ist ein bisschen pummelig und unscheinbar – es fällt nicht schwer, sie sich als Bauerntochter und, mit vierzehn, als Dienstmädchen vorzustellen, die in Stellung war und es bis Ende zwanzig blieb, bis sie und ihr Mann sich kennenlernten. Als Kind wurde sie in ihrer Familie «dicke



Jans» genannt, obwohl man von Brot und Kartoffeln, den Hauptnahrungsmitteln ihrer frühen Kindheit, kaum dick werden konnte. Der Onkel ist drahtig und wirkt energischer, mehr ist dem Foto aber nicht zu entnehmen. Ich muss an den neutralen Ausdruck der Gesichter in den Identitätsbescheinigungen denken, die er für den Widerstand schmuggelt – eine der vielen geheimen Aktionen, an denen er beteiligt ist und über die er kaum spricht, auch Jahre später nicht. Tagsüber arbeitet er als Maschinenschlosser bei der Elektromotoren-Fabrik in Dordrecht, ist ein Fachmann für die Feineinstellung von Maschinen, sorgt dafür, dass sie optimal arbeiten. Sein Beruf bringt es mit sich, dass er durchs ganze Land reist, zu Bergwerken und Druckerpressen, und die in Dordt gebauten Maschinen justiert und wartet. So eine Tätigkeit ist eine exzellente Tarnung für einen Mann aus dem Widerstand.

Die konventionelle, zurückhaltende Erscheinung des Paares sagt in Wirklichkeit viel über sie aus. Sie neigen nicht zu Gefühlsausbrüchen



Marianne und Fau Buyne

und mögen Überheblichkeit nicht. Sie tun viel für dich, reagieren auf Dankesbezeugungen aber verlegen und mit peinlich berührtem Schulterzucken. Ihre persönlichen Anliegen finden sie am besten in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei vertreten, dem Vorläufer der Niederländischen Arbeiterpartei: Sie sind keine Revolutionäre, sondern Menschen mit Gemeinsinn, die an die Institutionen glauben, an öffentliche Daseinsvorsorge, an Verbesserung des menschlichen Schicksals durch Chancengleichheit für alle. Kennengelernt hatten sie sich in der von ihrer Partei betriebenen Abendschule – er ein junger Witwer mit zwei Kindern, sie eine idealistische, warmherzige junge Frau von achtundzwanzig. An Romantik denkt man bei ihnen nicht gleich. Die Tante unterhält sich am liebsten über Hauswirtschaft, Kinder und Politik. Sie ist praktisch veranlagt und gibt nicht viel auf Äusserliches.

«Dünne Frauen sind zum Anschauen, dicke sind zum Heiraten», hat ihr Mann einmal zu ihr gesagt, ein Satz, den sie mit Genugtuung vor ihren Freundinnen wiederholt. Er ist ziemlich streng und erwartet Gehorsam, und wenn sie doch einmal die Grenzen dessen überschreitet, was er in seinem Haushalt duldet – es kommt selten genug vor –, schickt er sie aus dem Zimmer. Das Benehmen eines Mustergatten ist das nicht. Eine gewisse Reizbarkeit ist Teil seines Naturells, er strahlt auch Autorität aus; ist immer aufrichtig, hat Grundsätze und ist ein Mann der Tat. Daher ist Jans, auch wenn sie sich ein bisschen fürchtet und auf seine männlichen Gemütsausbrüche gern verzichten würde, stolz auf ihren Ehemann und auf die Familie, die sie grosszieht.

Auf der Albumseite links ist ein Schnappschuss der kleinen Marianne, die stolz lächelnd auf einer weissen Holzbank balanciert. Das Bild ist vor Frau de Bruynes Haus aufgenommen, das direkt gegenüber von Nummer 10 auf der anderen Strassenseite steht. Frau de Bruyne sitzt neben der Kleinen, schaut sie an. In dem Album wird sie als «Fau Buyne» bezeichnet, denn so spricht die Einjährige «*Vrouw Bruyne*» aus, und der Name ist haften geblieben. Fau Buyne ist Witwe und eine gute Freundin der Familie, sie passt oft auf Marianne auf, wenn die Tante etwas erledigen muss. Sie sieht noch jung aus, hat aber eine bereits erwachsene Tochter, die gleich um die Ecke wohnt. Fau Buyne ist Teil des verzweigten Geflechts aus Freunden und Nachbarn, das sich über die ganze Bilderdijkstraat und darüber hinaus erstreckt. Menschen mit vergleichbaren Berufen und vergleichbaren kleinen Einkommen, die sich durchs Leben schlagen, so gut sie können.

Zwei Fotografien auf dieser Seite zeigen keine Familienmitglieder. Das eine, mit «Annie Mookhoek» beschriftet und im Stil den anderen ähnelnd, zeigt ein hübsches, schlankes Mädchen in einem karierten Kleid und schwarzen Stiefeln. Auch hier hat der Fotograf es in voller Länge in die Bildmitte gerückt, wo es, die Arme eng neben sich, sichtlich verlegen



Annie Mookhoek

steht. Ein Gewirr aus grünem Gestrüpp umgibt es und erzeugt den merkwürdigen Effekt, als schwebte es losgelöst vom Hintergrund, fast so, als fliege es in die Luft hinaus. In dem grellen Sonnenlicht gehen das Karomuster des Kleids und die Flecken von Sonne und Schatten ineinander über. Das Mädchen lächelt wie aus grosser Höhe herab. Es wohnt ein paar Häuser weiter, und wenn Lien nicht mit Kees zusammen ist, steckt sie wahrscheinlich mit Annie zusammen, entweder beim Spielen auf der Strasse oder im Schwimmbad oder auf einem Streifzug durch die Natur.

Das letzte Foto auf der Seite ist ganz anders als die anderen. Es ist gross und vergilbt, hat abgegriffene Ränder und zeigt einen Jungen von vielleicht neun mit dunklem Teint und traurigem Gesicht. Das Foto ist in der Mitte gefaltet gewesen und unten ist einmal ein Stück herausgerissen worden; die Ränder sind zerknittert, und die Knitter haben sich

ins Innere gefressen wie bei jahrhundertealtem Pergament. Die Bildkomposition ist die eines förmlichen Porträts aus dem 19. Jahrhundert: Kopf und Schultern des Jungen sind mit Bedacht eingerahmt – das Gegenteil der unbeholfenen Schnappschüsse auf dem Rest der Seite. Unter dem Foto steht, mit blauem Kuli geschrieben, «Hansje». Das Loch im Papier befindet sich über dem Herzen des Jungen, genau an der Stelle, an der der Judenstern befestigt war.

Auf der Albumseite sind die Spielkameraden abgebildet, mit denen Lien in den Monaten in Dordrecht täglich zusammen ist. Ihr Weinen, das so plötzlich begann, lässt mit den Wochen, die ins Land gehen, nach, und



sie gewöhnt sich immer besser in die Abläufe in der Bilderdijkstraat ein. In der Familie wird über derlei Dinge nicht gesprochen. Im Grunde spricht überhaupt niemand über Gefühle oder über Mütter und Väter; die Tante und der Onkel sind verlässlich und gerecht wie immer. Wenn Lien hinfällt und sich das Knie aufschlägt, tupft die Tante Jod darauf, gibt ihr einen Kuss und schickt sie wieder raus zum Spielen.

Mit Kees und Annie und den anderen Kindern aus der Strasse kann man immer Spass haben. Ihre Spiele sind zwar etwas anders als die, die Lien kennt, aber sobald man die Regeln beherrscht und weiss, wie viele Schritte man machen oder wie lange man sich die Augen zuhalten muss, bevor man losrennt, oder wie viele Murneln man auf einmal in der Hand haben darf, sind sie gar nicht so verschieden.

Eines Nachmittags im September, als sie in der Küche sind, bittet Lien Kees, ihr etwas ins Poesiealbum zu schreiben. Zuerst fürchtet sie, in seinen Augen sei das womöglich alberner Mädchenkram, aber er nimmt das Buch schweigend aus ihrer Hand entgegen und setzt sich an den Tisch, kaut lange nur an seinem Füllhalter herum. Als er schliesslich



Kees' Gedicht

schreibt, schaut seine Zungenspitze am Mundwinkel hervor. Lien darf erst gucken, wenn er ganz fertig ist, und als sie es tut, hat Kees beide Seiten gefüllt, sich grosse Mühe gegeben und ist überall auf den dünnen Bleistiftlinien geblieben. Seine Buchstaben enden mit kleinen Kringeln. Er hat die Wörter so geschrieben, dass man manchmal von oben nach unten und manchmal von einer Ecke zur anderen lesen muss.

*Ver-giss
mein – nicht*

*Bleib – heil
Und – gesund
dann – wirst
du – kugelrund!*

*Guten Morgen, Montag.
Wie geht 's dem Dienstag?
Und sag dem Mittwoch,
nächsten Donnerstag
nehm ich den Freitagszug
und bleib Samstag und Sonntag da.*

*Hund, Maus, Katz
Lientje ist ein
Schatz*

*Zum Andenken
an*

deinen Cousin Kees

Fast alle Buchstaben sind perfekt gerundet. Nur am Ende des Wortes «Lientje» hat die Tinte gekleckst, wodurch das an das «Lien» angefügte «tje» – das «Kleine» bedeutet und für jemanden verwendet wird, den man sehr gern hat – ein bisschen dicker ausgefallen ist.

Ali bekommt Lien viel seltener zu sehen, denn sie ist inzwischen zu alt, um noch auf der Strasse zu spielen, und verbringt ihre Zeit lieber mit ihren Freundinnen, die sich über Kleider und Frisuren, Jungs und andere Dinge unterhalten, die Lien überhaupt nicht interessieren. Mit dem, was Ali in Liens Buch schreibt, zeichnet sie ein Bild ihrer Zukunft als Erwachsene, das sich deutlich von den Kinderspielen unterscheidet.

Liebe Lientje,

ich wünsche dir:

Einen hübschen jungen Mann,

Ein Haus mit allem Drum und Dran,

Einen Haufen Geld,

Allzeit Sonne am Himmelszelt,

Auf der Weide Kühe, im Stall ein Pferd,

Ein Schwein in der Lake, einen Braten auf dem Herd,

Und das alles ohne Angst und Bang

Einhundert Jahre lang...

Zum Andenken an deine Cousine Ali

Alis Handschrift passt zu ihr: sauber, ordentlich und erwachsen.

Merkwürdig, dass sie über Kühe, Pferde und Ställe schreibt, eine Welt, ganz anders als die der Reihenhäuser und der Fabrikarbeiter, in der sie leben. Ausserhalb von Dordrecht sieht Lien viele Bauerngehöfte auf den Streifzügen durch die Natur, die sie mit Kees unternimmt, wenn sie Tie-



Alis Gedicht

re beobachten wollen, oder wenn sie Oma und Opa in Strijen besuchen, eine zwanzigminütige Busfahrt von der Bilderdijkstraat entfernt. Oma und Opa Strien (was alle anstatt «Strijen» sagen) wohnen zur Miete in einem kleinen Landhaus mit drei Zimmern. Im Dorf gibt es keine Elektrizität, sodass man abends eine Öllampe anzünden muss, obwohl man meistens ins Bett muss, wenn es dunkel wird.

An den Wochenenden fährt Lien oft zusammen mit Kees und Ali nach Strien. Sie sitzen nebeneinander, während der Bus den Deich entlanghüpft, und fühlen sich wie Könige beim Anblick der endlos weiten, flachen Felder ringsherum. Bei Oma und Opa darf man in einem Alkoven unter dem schrägen Dach schlafen, zu dem man über eine Leiter hinaufsteigt. Von dort oben kann man über den Rand hinunterlinsen, aber die Kerosinlampe wird immer gleich gelöscht – die Flamme erstickt mit einem leisen *Puff*-, und dann sieht man nichts mehr. So eine Dunkelheit und Stille hat Lien noch nie erlebt. Wenn sie lange ins Dunkel schaut und horcht, tanzen Schatten vor ihr herum, und sie hat ein Klingeln in den Ohren.

Morgens hilft sie, wenn die Schweine (die bald in der Speisekammer «in der Lake» liegen werden), die Hasen und die Hühner gefüttert werden müssen. Sie leben alle in Gehegen auf dem schmalen Stück Land, das das Bauernhaus umgibt, auf dem man mit den Schuhen tief in den kalten Lehm einsinkt. Die Münder der Hasen fühlen sich so weich und kühl an wie der Lehm, wenn sie Lien die Grasbüschel aus der Hand rupfen. Vom Haus, direkt an den Deich gebaut, der dahinter aufragt wie ein Berg, schaut man auf das dunkle Wasser eines Kanals und dahinter auf ein Meer von Feldern, das irgendwo in weiter Ferne im morgendlichen Dunst verschwindet.

Beim Frühstück muss sich Lien zwischen Kees und Ali quetschen. Oma drückt sich einen Brotlaib an den von einer Schürze geschützten Bauch und buttert das angeschnittene Ende. «Wer möchte ein Stück?», fragt Oma in einem bäuerlichen Niederländisch, das Lien nur mit Mühe versteht. Kees hat die Hand als Erster oben, und Oma schneidet auf sich zu in den Brotlaib hinein und wirft einen dicken Kanten mit dem Messer so in seine Richtung, dass er mit der richtigen Seite nach oben direkt vor ihm auf dem gescheuerten Holztisch landet. «Wer möchte ein Stück?», sagt sie dann wieder.

In Strien streifen die Kinder ungehindert über die Felder und Deiche, von denen aus man den Fluss sieht. Es gibt Onkel und Tanten in den anderen Häuschen zwischen Deich und Feldern, und manchmal essen sie auch dort. Die Tanten sind gütig und haben nichts dagegen, wenn man bei ihnen mitisst. Genau wie bei Oma und Opa wird vor den Mahlzeiten ein langes Gebet gesprochen, aber wenn andere Kinder mit am Tisch sitzen, darf man die Augen beim Beten nicht zu lange zulassen, weil einem sonst jemand das Beste vom Teller stibitzt. Die Bauern akzeptieren Lien als eine aus der Kinderschar. Wenn jemand fragt, ist sie «eine Pot», denn das ist Opas Name: «Pot».

Strijen ist Schwemmland, vollkommen flach. Die Niederlande sind im Grunde ein riesiges Mündungsgebiet, geformt von alpinem Gestein, das

im Laufe von Jahrmillionen zerkleinert und vom Rhein herangeschwemmt worden ist. Im Osten, wo das Gelände flacher ist, verliert der Fluss an Kraft und setzt glatten, runden Kies ab. Im Landesinnern verlangsamt sich seine Fließgeschwindigkeit noch weiter, dann lagert er Sand ab. Schliesslich gerät er unter den Einfluss der Gezeiten, wird noch langsamer und hinterlässt den Schlamm, der den Lehm des Südwestens bildet. Dieses Flussland wurde in Polder umgewandelt, sodass der Rhein (der sich hier in einzelne breite Kanäle teilt, die als Flüsse jeweils eigene Namen tragen), hinter Deichen zurückgehalten, über dem Land fließt.

Die Tante ist ein Kind dieses völlig ebenen Schwemmlands mit seinem grenzenlosen Himmel, das sich unterhalb des Flusses und des Meerespiegels erstreckt. Ihr Vater und ihre Brüder sind Wanderarbeiter und verdienen gerade genug für den eigenen Lebensunterhalt. Sie ziehen als Ungelernte von Hof zu Hof und helfen bei der Aussaat, beim Unkrautjäten und bei der Ernte oder verladen Kartoffeln und Zuckerrüben auf Pferdefuhrwerke zum Transport in die Stadt. Wenn es in der Landwirtschaft keine Arbeit gibt, gehen die Männer von zu Hause fort und arbeiten auf den Kähnen im Watt, wo sie das Schilf schneiden, mit dem Häuser gedeckt oder aus dem Körbe geflochten werden. Diese Polderarbeiter mit Händen wie rissiges Leder stehen in der holländischen Gesellschaft ganz unten – sie besitzen fast nichts, so als könnten auch sie wie das alpine Gestein zermahlen werden, erst zu Kies, dann zu Sand und schliesslich zu Schlamm.

Die Tante hat das Schwemmland verlassen und ist in die Stadt gegangen, war zuerst als Dienstmädchen in Stellung und ist nun die Ehefrau eines Maschinenschlossers, sorgt für seine zwei Kinder und für Lien und schliesslich auch für ein eigenes Kind. Sie hat sich gegen die Religion ihrer Eltern – die Gebete und das Bibellesen, den Glauben, dass Donner vom Zorn Gottes künde – gestellt und sie durch den Glauben an den Sozialismus ersetzt: den Glauben, dass Männer und Frauen durch gemeinsame Anstrengung zu besseren Menschen werden; dass man

durch Bildung, Gesundheitsfürsorge und staatlichen Wohnungsbau, durch Gemeinschaftseigentum eine neue Welt schaffen könne. Die deutsche Besetzung ist ein Rückschlag, aber sie und ihr Mann sind zum Kampfbereit.

Lien ist inzwischen in den Alltag ihrer neuen Familie integriert. Sie denkt nicht an den Krieg oder die Politik, und wenn, dann nur als sehr diffuse Dinge, die das Geschehen in einer unglaublich fernen Erwachsenenwelt bestimmen. Natürlich fehlen ihr Mamma und Pappa. Der Schmerz ist zwar nicht mehr so stark wie in den Wochen nach ihrem Geburtstag, die tiefe Sehnsucht aber, der Wunsch, Mamma möge da sein, bleibt und überkommt sie immer dann, wenn sie am wenigsten damit rechnet. Als die Tage dunkler werden, denkt Lien an das zweite Datum, an das sie gedacht hatte, als sie in Dordrecht ankam: Mammas Geburtstag am 28. Oktober. Sie hat Geld, von dem sie ein Geschenk kaufen kann, und muss einen Brief schreiben. Da sie die öffentliche Post nicht nutzen können, muss Lien frühzeitig damit anfangen, und deshalb fordert die Tante sie eines verregneten Donnerstags nach der Schule auf, sich an den Küchentisch zu setzen. Es ist eigenartig, so zu schreiben, als ob der Tag schon heute wäre:

1. Oktober 42

Liebste Mammie

Hurra, der glückliche Tag, auf den wir gewartet haben, ist endlich da.

Ich gehe nun zur Schule. Die hat im September angefangen.

Ich schicke dir ein kleines Geschenk. Nächstes Jahr bekommst du ein grösseres. Und jetzt müssen wir singen, bis du heiser bist.

Lien schreibt den gesamten Text des Geburtstagsständchens auf, das man Geburtstagskindern in den Niederlanden singt. Schon ist die erste

Seite des grossen, linierten Papierbogens zu zwei Dritteln gefüllt. «*Lang zal ze leven, lang zal ze leven, lang zal ze leven in de gloria ...*» Der Liedtext lässt kaum mehr Platz zum Erzählen. Schliesslich ist er zu Ende. «So, jetzt bist du», schreibt Lien, als wäre sie selbst ausser Atem vom Singen, «bestimmt ganz heiser.» Es wäre viel schöner, Mamma selbst zu sehen, als ihr zu schreiben. Sie weiss nicht recht, was sie berichten soll. Ein Grossteil des Briefs ist geschafft, aber noch immer sind eine und eine Viertelseite liniertes Papier leer und müssen mit Neuigkeiten gefüllt werden.

Zuerst war es in der Schule ein bisschen komisch und neu. Ich musste mich daran gewöhnen. Nach einer Weile wurde es besser. Zum Glück bin ich beim Lernen nicht im Rückstand. Wir machen schon Bruchrechnen. Das kann ich noch nicht so gut, aber es geht einigermaßen. Hier ist ein Junge, der ist auch kein Jude mehr. Du bist ja auch keine Jüdin mehr. Bis zur Schule ist es zu Fuss eine knappe Viertelstunde. Ich habe jetzt einen Lehrer, keine Lehrerin mehr. Er heisst Herr Heimenb er g und macht gern Spässe. Erst hat er einem Mädchen die Wangen mit roter Tafelkreide angemalt...

«Du bist ja auch keine Jüdin mehr. Bis zur Schule ist es zu Fuss eine knappe Viertelstunde.» Wie ist sie von dem einen Satz zum nächsten gekommen? Lien denkt nicht darüber nach; ihr Stift gleitet einfach über das Papier, während sie einerseits an Mamma denkt und andererseits hofft, dass es bald trocken genug ist, um draussen zu spielen. Und jetzt denkt sie auch noch an ihren Lehrer, Herrn Heimenberg, und verliert vor lauter Aufregung den Faden und wiederholt Worte, die sie schon geschrieben hat.

Und dann malt er ihr noch die Nase rot an. Und ein andermal in Mathe ein Mädchen oder ein Junge, er soll etwas zeigen, und er dreht sich mit dem Zeigestock so, dass sie es nicht sehen können.

Zuletzt gibt er ihnen den Stock, und irgendjemand muss es anzeigen.»

Worum genau es in dieser Geschichte geht, wird nicht klar, ganz gleich, wie oft man die Stelle liest. Lien schreibt jedoch unbeirrt weiter.

... Ansonsten sind die Kinder in der Schule und auf der Strasse ziemlich nett. Und das Nesthäkchen Mariannetje, fast schon zwei, ist ein süsser Schlingel. Erst musste sie aufs Töpfchen, das heisst bei ihr «Tö». Also ging ich es holen, und da sagte die Tante: «Mariannetje, komm mal her zu mir, du könntest mal aufs Töpfchen gehen.» Und da sagte sie: «Nein, nicht Tötö-flunkern.» Das sollte heissen, sie muss gar nicht, das war geflunkert.

Jetzt hat Lien die Seite fast ganz voll bekommen und muss das letzte Stück ihres letzten Satzes sogar auf den unlinierten Rand quetschen.

Ich hoffe, du hast einen schönen Tag. Wir hier werden auch ein bisschen feiern. Ich werde Blumen und etwas Gutes zu essen kaufen. Ich hoffe, nächstes Jahr sind wir wieder zusammen. Viele Küsse von Li-entje, der du sehr fehlst.

Wird sie für den Geburtstag ihrer Mutter wirklich Blumen und etwas Gutes zu essen kaufen? So klingt es richtig, wenn man schon gross ist, genauso richtig für eine Grosse wie das Geschenk, das sie schickt: eine kleine Kachel mit einer Karikatur darauf, die aussieht wie mit Filzstift gezeichnet. Sie zeigt einen Mann, der anscheinend gerade ertrinkt, obwohl seine Brust trocken aussieht in dem schicken Jackett und sein Körper weit über die Wasserlinie ragt. Das Ufer ist zwar nicht weit, zu seiner Enttäuschung aber unerreichbar. Zum Glück kommt vom Himmel ein Rettungsring zu ihm herabgeschwebt. «Wenn die Gefahr am grössten ist, ist Rettung nicht fern», steht darunter. Als sie mit der Tante im Ge-



Geschenk für Mamma; der Rettungsring ist völlig verblasst

schäft stand, kam es ihr als Geschenk passend vor; ausserdem kann man sperrige Dinge nicht mit der geheimen Post verschicken. Die Tante lobt Lien dafür, dass sie ihren Brief fertig geschrieben hat, und packt ihn mit der Kachel in einen Umschlag, dem sie noch ein eigenes Briefchen beilegt.

Liebe Mutter von Lien,

ich möchte nur ein paar Theilen zu Lientjes Brief hinzufügen. Sie hat sich anstrengen müssen, ihn vollzukriegen, aber schliesslich hat sie es geschafft!

Sie macht sich weiter sehr gut – sie geht zur Schule und bekommt sehr gute Beurteilungen. Sie ist folgsam und hat eine schnelle Auffassungsgabe. Sie ist immer fröhlich, manchmal fehlen Sie und ihr Vater ihr allerdings sehr.

Das Geschenk hat Lientje selbst ausgesucht. Sie hätte als Motto zwar lieber «Wer zuletzt lacht, lacht am besten» gehabt, aber das gab es in dem Laden nicht.

Was ihre Kleidung betrifft, regele ich das nach eigenem Gutdünken. Alles, was unserer Ali zu klein ist, passt Lien genau.

Sie hat genug zum Anziehen, aus einigen Sachen ist sie allerdings inzwischen herausgewachsen. Jedenfalls klappt hier alles gut.

Ich sage oft zu ihr, dass sie ein halber Junge ist, und sie erwidert: «Das hat meine Mutter auch immer gesagt.»

Ich hoffe, dass der Tag für Sie nicht zu traurig ist, es ist immerhin Ihr Geburtstag, und dass wir Ihnen nächstes Jahr persönlich gratulieren können, zusammen mit Ihrem Mann und Ihrer Tochter.

Wir werden hier auch ein bisschen feiern, und Lien wird bestimmt den ganzen Tag an Sie denken.

Wenn es Ihnen möglich ist, schicken Sie doch bitte einen Brief und schreiben Sie uns, ob wir irgendetwas Besonderes für Lien tun können.

Alle guten Wünsche, auch von Lientjes Gnkel Henk.

Ihre Tante Jans

Es ist nicht leicht, diese Zeilen zu schreiben und das Mädchen dazu zu bewegen, seiner Mutter zu schreiben, die weit weg ist. Und noch schwieriger ist es, als der Umschlag ungeöffnet zurückkommt und vor Lientje versteckt werden muss.

Unterdessen macht Jans mit allem – waschen, putzen, kochen, die Kinder erziehen – so weiter wie immer, nach bestem Wissen und Gewissen. Liens Kleider (das graue Seidenkleid aus der Bonneterie und das Satinkleid mit dem Glockenrock, das ihre Mutter genäht hat) müssen an andere Kinder weitergereicht werden; Lien kann sie nicht als Andenken behalten, auch wenn es ihr in dem Moment so vorkommt, als wären sie Schätze, die sie verliert.

Als Lien ihrem Vater zu seinem Geburtstag am 10. Dezember schreiben möchte, muss die Tante ihr sagen, dass sie keine Postanschrift haben; die Papiere seien verlegt worden. An dem Nachmittag ist es still in der Küche, und Lien setzt sich in eine Ecke auf den Boden. Sie trägt zwei kleine Ringe an der Hand, ein Geschenk ihrer Eltern, einen aus Silber und einen aus Gold. Lien zieht sie von den Fingern und lässt sie über die Dielen rollen, von einer Hand zur anderen und wieder zurück. Durch einen Spalt an der Wand fällt erst der eine und dann auch der andere ins Dunkel. Danach hat Lien, erinnert sie sich, lange Zeit nicht mehr an ihre Eltern gedacht.

Die Wintertage werden dunkler und kälter, und Lien verbringt mehr Zeit im Haus, spielt mit Marianne in der Küche oder unterhält sich im Nebenzimmer mit einer Freundin. Die Tante gibt ihr nur selten einen Gutenachtkuss oder kuschelt mit ihr, und sie sagt auch nicht, dass sie sie lieb habe, vermittelt ihr jedoch ein Gefühl von Geborgenheit, und das erlaubt Lien mehr als alles andere, Kind zu sein. Da ist die reine, trockene Wärme des Herds, und immer liegt ein tröstlicher Geruch nach frischer Wäsche, dem heissen Bügeleisen oder dem, was im Kochtopf ist, in der Luft. Wenn Lien aus der Schule kommt, gibt es warme Milch und eine dicke Scheibe Brot mit Apfelgelee darauf. Es wird gefragt, wie es in der Schule gewesen sei, und es wird erzählt, was Marianne heute mit Ma gemacht hat.

Mit der Zeit tauchen immer mehr Namen von Liens Freunden im Poesiealbum auf. Der Eintrag ihrer Klassenkameradin Nelly Banks ist ihr besonders ans Herz gewachsen, wegen ihrer schönen Schreibschrift und seiner entzückenden, eigentümlichen Sprache. Er ist in einem alten Niederländisch verfasst, das ungebräuchlich geworden ist:

Lieneke

*Sag, was wandelst du dort durch das Blumenmeer
Bei dem reschen Kraut und der Königskerze*

*Zwischen Erde und Stein, sag, wo kommet sie her,
Deine Macht, die so betöret mein Herz?*

Dieses Gedicht ist aus einem Buch, das bei Nelly daheim im vorderen Zimmer in einem Vitrinenschrank steht. Wenn sonst keiner zu Hause ist, schleicht sie sich manchmal in das Zimmer und liest darin, und auch wenn sie nicht alle Wörter versteht, hat Nelly sie auswendig gelernt.

Lientjes beste Freundin Annie Mookhoek mag das Gedicht auch sehr gerne. Ihr Eintrag war der erste aus Dordrecht (am 1. September), und sie wünscht sich, sie hätte selbst etwas so Romantisches in das Album geschrieben wie Nelly. Jetzt, im Winter, sitzt auch Annie Mookhoek oft in der Küche in der Bilderdijkstraat, trinkt warme Milch und isst Brot mit Apfelgelee. Dieses Mädchen mit den vor Temperament sprühenden Augen und dem wallenden Haar mag nichts lieber als Prinzessinnen und Geschichten über die Ritter und Schlösser früherer Zeiten. Und als sie und Lien in dem Kinderschlafzimmer neben der Küche sitzen und sich romantische Abenteuer ausdenken, Vogelfreie, die unter der Herrschaft eines bösen Königs ständig auf der Flucht sind, da leuchten ihre kindlichen Gesichter, so aufregend ist das alles. Lien flüstert Annie im Überschwang des Augenblicks zu, sie habe ein echtes Geheimnis, von dem niemand erfahren dürfe. Annie neigt das Ohr zu Lien. «Ich bin in Wirklichkeit eine versteckte Jüdin», haucht Lien. «Jüdin» – ein berauschendes Wort. Annie, die Augen weit aufgerissen vor Staunen, schaut Lien an und sieht sie in ganz neuem Licht. «Ist das wahr?»

Ein paar Tage später kommt Lien nach Hause, da sitzt die Tante in der Küche, seltsam zittrig, und wartet schon auf sie, aber ohne warme Milch und Brot mit Gelee. Lien wird so fest am Oberarm gepackt, dass es wehtut, und in die *mooie kamer* geführt. Als die Tante die Tür hinter ihnen zugemacht hat, wendet sie sich um und legt die Hände auf Liens Schulter, drückt sie mit demselben festen Griff nach unten, beugt sich

so weit vor, dass die Kleine das feine Spinnennetz roter Äderchen auf ihren Wangen sieht. Annie hat es ihrer Mutter erzählt, und die hat es Ma erzählt.

«Das darfst du niemandem sagen, niemals», sagt die Tante langsam und macht nach jedem Wort eine kurze Pause.

Lien wird ohne Abendbrot ins Bett geschickt – das hat es noch nie gegeben. Sie liegt da, starrt mit trockenen Augen an die Decke, hört das Stühlescharren, das Besteckklappern und das Stimmengewirr durch die dünne Tür. Ausser diesen Geräuschen dringt nichts in ihr Bewusstsein – weder Angst noch Reue noch irgendeine Erinnerung an ihr Zuhause. Doch von aussen bedrängt sie etwas Dunkles: ein riesiges, unsichtbar über ihr schwebendes Wesen, spürbar nur durch die Kraft seiner Flügelschläge.

Es gibt noch jemanden, dem Lien ihr Geheimnis anvertraut hat, aber Hansje – der Junge mit den dunklen Augen aus dem Fotoalbum – hat es nicht weitererzählt. Die zwei verbringen jetzt öfter Zeit miteinander, sind sogar im kalten Januar draussen. Sie spielen an der nur halb fertig gebauten Mauer bei den Büschen «Tierfriedhof»; dahin bringen sie eine tote Maus, einen erfrorenen Vogel oder einen sacht schillernden Schmetterling, dessen Flügel bei Berührung sofort zerbröseln. Hansje und Lien scharren die kalte, harte Erde mit einem zerbrochenen Schieferstein auf und bauen Särge und Grabsteine. Die Sterbedaten ritzen sie mit einem Nagel in einen Ziegel. Manchmal finden sie keine Tiere, die beerdigt werden müssen, dann suchen sie nach lebenden und helfen nach. Sie treten den Panzer eines Käfers oder zerquetschen den geriffelten rosa Wurm, den sie unter einem Stein aufgestöbert haben. Das Zeremoniell ist dasselbe, egal, ob sie nachgeholfen haben oder die Tiere schon tot waren: leise Worte, gemurmelt, während der Leichnam ins Grab hinabgelassen wird. Lien und Hansje, der ebenfalls «kein Jude mehr» ist, haben etwas gemeinsam, auch wenn sie das nicht einmal flüsternd aussprechen.

Der Winter 1942/43 ist viel milder als der vorige, aber trotzdem gibt es manchmal Frost, Eisregen und ab und zu Schneegestöber. Lien leidet unter «Winterfüssen»: bläulich-roten Blasen und juckenden, kribbelnden Zehen. Das Mittel dagegen mutet vorsintflutlich an: Man muss jeden Morgen die Füsse in den eigenen Urin stellen, der erst noch warm ist, dann aber rasch abkühlt. Ansonsten ist es – während die polnischen Juden im Warschauer Aufstand gegen die endgültige Liquidierung des Ghettos kämpfen und die deutsche Wehrmacht in Stalingrad eine Niederlage hinnehmen muss – in Dordrecht erstaunlich ruhig. Es gibt genug zu essen, auch wenn die Auswahl noch kleiner geworden ist, und an den fortdauernden Krieg denkt Lien überhaupt nicht.

Denn ihr Leben geht weiter wie bisher. Genau genommen gewinnt es mit der Zeit noch an Normalität. Sie gehört einfach zur Familie. Als das dünne Eis auf den Teichen und in den Wassergräben bricht, geht sie mit Kees nach Froschlaich suchen und füllt grosse Gläser mit dem Gallert mit den schwarzen Pünktchen. Sie gehen jetzt öfter nach Strien und schauen beim Pflügen und Säen zu. Das Alltagsleben in der Bilderdijkstraat verläuft unbeeinträchtigt: Freunde kommen weiter zum Abendbrot, sie spielen wieder auf der Strasse, und die Tante behält alles mit fürsorglicher Herzlichkeit und Sicherheit im Blick. Lien und Kees sind wie Schwester und Bruder, verbringen in den Ferien die Tage zusammen, hecken alle möglichen Streiche aus. Es ist leicht, gut zu lernen und anderen Kindern ein guter Freund zu sein, und als die Tage länger werden, verbringt Lien immer mehr Zeit draussen und spielt in der Sonne.

Eines Nachmittags im späten Frühling 1943 ist Lien gerade mit Mariannetje, die inzwischen sicher auf den Beinchen steht, hinter dem Haus. Sie spielen Fangen, und Lien ist mit Fangen dran. Je näher sie der davonlaufenden Marianne kommt, desto hektischer werden die Trippelschritte der Kleinen, bis sie schliesslich fast gelähmt ist vor köstlicher, kichernder Angst. Lien trägt sie auf wackligen Beinen zum Gefangenenen-

platz, lässt sie laufen und fängt sie wieder. Die Tante werzelt bei offener Tür in der Küche, schneidet Zwiebeln, die dann am Boden der grossen Pfanne brutzeln. Es läutet an der Tür, das ist ungewöhnlich, und weil die Tante gerade beschäftigt ist, wird Lien aus dem Hof gerufen und durch die Küche und den Korridor nach vorn geschickt, um nachzusehen, wer da ist. Die Küche hinter ihr ist ganz Duft, Lärm und Licht.

Lien sieht eine Gestalt hinter dem kleinen Glasfenster und zieht die Eingangstür nach innen auf. Auf der Türschwelle stehen zwei Männer in Polizeiuniform – gross, mächtig –, und noch bevor sie nach oben in die Gesichter schauen kann, stürmen die beiden an ihr vorbei ins Haus. Es sind Harry Evers und Arie den Breejen, was Lien freilich nicht weiss. Ihre schweren Schritte donnern durch den Flur, und dann hört Lien, wie die Küchentür zuschlägt.

Kurz bleibt sie verdattert stehen.

Im nächsten Augenblick ist die Tante schon bei ihr, hat sich zu ihr heruntergebeugt.

Unter den Kleiderhaken steht ein Paar alter Stiefel, vermutlich gehören sie Pa. Die Tante schiebt sie Lien hin.

«Zieh die an, lauf zu Frau de Bruyne und bleib auf jeden Fall dort.»

Und mit einem Mal ist sie draussen auf der Strasse, ihre Füsse so locker in den Stiefeln, dass sie beinahe stolpert. Die Bilderdijkstraat kommt ihr jetzt völlig verändert vor – oder ist vielmehr die gleiche, aber in Zeitlupe. Der Gang über die Strasse zu Frau de Bruyne, nur ein paar Schritte eigentlich, ist lang wie eine Wanderung, obwohl Lien so schnell läuft, wie sie kann. Sie läutet an der Tür und wartet, den Blick starr auf den Türgriff vor ihr gerichtet, dreht sich nicht um. Wenn sie die Uhr hätte, die ihre Mamma ihr schenken wollte, wären deren Zeiger stehen geblieben.

Nach einer Ewigkeit, so kommt es Lien vor, macht Frau de Bruyne auf. Ein Blick und das erste Wort eines ungeplanten Satzes genügen, damit Lien ins Haus gezogen und die Tür zugeschlagen wird.

Für einen kurzen Moment stehen sie schweigend da. Am Ende des Flurs sind ein paar Stufen, und dorthin schaut Frau de Bruyne wie gelähmt. Lien spürt, dass «Fau Buy ne», die sie so gut kennt, nicht weiss, was sie tun soll, obwohl sie eine Erwachsene ist und es wissen müsste. Mit einem Mal sieht Fau Buy ne greisenhaft aus. Doch sie schüttelt die Lähmung ab, nimmt Lien bei der Hand – sehr sacht – und führt sie ins vordere Zimmer, in die *mooie kamer*.

«Bleib hier drin, Kindchen.» Sie hat ein Zittern in der Stimme, wie man es von alten Frauen kennt.

Die Tür fällt klickend ins Schloss, und dahinter hört sie hektische Bewegungen: Schritte, die schnell leiser werden. Lien steht ganz allein mitten im Raum, es ist kühl und dunkel, die weissen Vorhänge fast ganz zugezogen. Die Strassenseite hier liegt im Schatten, aber Nummer 10 gegenüber ist noch sonnenüberflutet – Lien sieht das Haus durch das Fenster gerade so –, und sie steht da im Dunkeln und betrachtet das Haus, das sie gerade verlassen hat. Einer der uniformierten Männer tritt aus der Tür, hält sich die Hand über die Augen zum Schutz vor der Sonne und lässt kurz den Blick über die Strasse schweifen. Lien rührt sich nicht, empfindet seltsamerweise keine Furcht. Lange steht sie nur da, während die Männer hineingehen und herauskommen, doch nach einer Weile setzt sie sich aufs Sofa, betrachtet die Fotografien an der Wand hoch über ihr in der Düsternis und lauscht dem Ticken der Uhr.

Eine *mooie kamer* ist eine Durchgangsstation: Lien sass vor einem halben Jahr, als sie von Frau Heroma nach Dordrecht gebracht wurde, in einer solchen. Und schliesslich ist es abermals Frau Heroma, die kommt und sie abholt und in ein anderes Haus bringt. Danach wechselt sie weiter zu immer neuen Anschriften und neuen Menschen. Das Haus aber, das sie im Rückblick immer als ihre Zuflucht betrachten wird, ist Nummer 10 in der Bilderdijkstraat, das Zuhause von Jans und Henk van Es.

AMSTERDAM, 21. DEZEMBER 2014

Ich hatte immer gewusst, dass meine Grosseltern während der deutschen Besetzung der Niederlande jüdische Kinder bei sich aufgenommen hatten. Doch obwohl ich dem eigentlich schon seit Jahren einmal genauer hatte nachgehen wollen, wusste ich bis zum Dezember 2014 nichts Genaueres über die damaligen Ereignisse. In der Familie kursierten keine Geschichten darüber. Ich hatte nur eine unklare Vorstellung von blassen Gesichtern, die von unterhalb der Dielenbretter heraufsahen, eine Karikatur, die kein echtes Gefühl entstehen liess.

Mein Grossvater starb, als ich sieben war, und obwohl meine Grossmutter Jans bis zu ihrem Tod, als ich Anfang zwanzig war, eine wichtige Bezugsperson für mich war, hatte ich mit ihr kaum einmal über den Krieg gesprochen. Wenn ich sie danach fragte, erwiderte sie: «Wir waren keine Helden, aber was blieb dir übrig, wenn jemand an deine Tür klopfte?» Damit war das Gespräch schon zu Ende, und die Vergangenheit trat folglich in den Hintergrund, war scheinbar tot, weil sie nicht durch Sprechen lebendig gehalten wurde.

Dann starb im November 2014 mein Onkel Kees. Er war der Patriarch der Familie, der geliebte und bewunderte grosse Bruder meines Vaters. Meinen letzten Kontakt zu ihm stellte ich über seinen Enkel her, daher kam Kees mir in mancher Beziehung bereits vor wie eine Gestalt aus längst vergangener Zeit. Sein Tod löste etwas in mir aus. Eine Generation und ihre Erlebnisse verblassten. Wenn ich etwas tun wollte, be-

vor sie und ihre Erinnerungen für immer in Vergessenheit gerieten, musste es jetzt sein.

Es gab nicht den einen alles entscheidenden Moment – und dennoch: Eines Sonntagsabends, ich war gerade beim Abwasch, stellte ich eine Frage, die meinem Leben letztlich eine andere Richtung geben sollte. Meine Mutter war zum Essen zu uns gekommen, wie sie es oft sonntags tut, wenn mein Vater nicht da ist. Ich schob Reste von den Tellern in den Biomüll und trank meinen Tee, als mir die Frage nach Lien über die Lippen kam.

Lien. Der Name war mir aus der Kindheit haften geblieben: ein jüdisches Mädchen, das während des Kriegs bei meinen Grosseltern gewesen war. Und das nach dem Krieg weiter bei ihnen gelebt hatte. Mir war aber keine Begegnung erinnerlich, nur vage, dass es in der fernen Vergangenheit einmal zu einer Auseinandersetzung gekommen war und dass meine Grossmutter vor vielen Jahren einmal einen Brief geschickt hatte, der die Verbindung ein für alle Mal beendete. Lien wurde von der Familie nie erwähnt, lebte meines Wissens aber noch, und meine Mutter hatte den Kontakt mit ihr (gegen den Willen meiner Grossmutter) aufrechterhalten.

«Ja, Lien ist jetzt über achtzig, und sie lebt in Amsterdam, aber ich glaube nicht, dass sie dich sehen möchte. Es ist keine schöne Geschichte, am besten, man lässt sie ruhen. Die historischen Details sind jedenfalls festgehalten worden. Sie wurden schon Vorjahren in dieses Steven-Spielberg-Archiv gegeben.»

Doch ich liess nicht locker, meine Mutter stellte Erkundigungen an, und nach einer Weile bekam ich ihre E-Mail-Adresse. Am 7. Dezember 2014 schickte ich auf Niederländisch die folgende E-Mail:

Liebe Lien,

ich bin der Sohn von Henk und Dieuvoke van Es und voill schon seit vielen Jahren Verbindung zu Ihnen aufnehmen. Ich habe von Dieuw-

ke gerade Ihre E-Mail-Adresse bekommen und mich sehr gefreut zu hören, dass Sie zu einem Treffen mit mir bereit wären. Wie es der Zufall will, werde ich vom 19. bis zum 22. Dezember in den Niederlanden sein. Wenn Sie es einrichten könnten, würde ich Sie an einem dieser Tage gern besuchen. Vielleicht um die Mittagszeit, oder wir könnten auswärts etwas essen oder Kaffee trinken gehen. Ich möchte einen Teil der Familie kennenlernen. Darüber hinaus möchte ich gern etwas über Ihre Erlebnisse während des Kriegs und danach in der Familie van Es erfahren. Das Verfassen wissenschaftlicher Bücher ist ein Teil meiner Arbeit, und ich möchte gern etwas über Ihre Geschichte schreiben (mir ist natürlich klar, dass diese Geschichte kein einfaches Märchen ist). Vielleicht können wir zusammen über diese Idee sprechen? Falls sich etwas daraus ergibt, könnte ich auch zukünftig in die Niederlande kommen.

Zumindest aber hoffe ich, schon bald persönlich mit Ihnen sprechen zu können. Bitte sehen Sie mir mein schlechtes Niederländisch nach (sprechen kann ich es ganz gut).

Vielen Dank und hoffentlich auf bald Bart van Es

Zwei Stunden später erhielt ich eine Antwort.

* * *

Um elf Uhr vormittags am 21. Dezember, einem Sonntag, parkte ich mein Auto vor Liens Wohnung in Amsterdam, ging zum Eingang und drückte die Klingel, auf der «de Jong» stand, zufälligerweise auch der Mädchename meiner Grossmutter. Inzwischen hatte ich auf der Website der *Shoah Foundation* zu Lien recherchiert; da dort aber nur die

grundlegendsten Daten samt einem in den 1990er-Jahren aufgenommenen Foto zu finden waren, wusste ich noch so gut wie nichts darüber, auf was für einen Menschen ich treffen würde. Die Gegensprechanlage summte, und ich wurde in die zweite Etage heraufgebeten, wo Lien auf dem Treppenabsatz wartete, umgeben von Topfpflanzen und Postern moderner Kunst.

«Lassen Sie sich anschauen», sagte sie und trat einen Schritt zurück.

Lien führte mich mit gespielter Förmlichkeit einen Gang entlang, von dem aus man in einen begrünten Innenhof hinabsah.

«Sie haben mehr Ähnlichkeit mit Ihrer Mutter», teilte sie mir mit. Mir schoss durch den Kopf, dass mein Vater, als Lien ihn das letzte Mal sah, ungefähr in meinem Alter gewesen war.

Unsere erste Begegnung an diesem Tag dauerte bis lange nach Anbruch der Dunkelheit. Es fühlte sich seltsam an, unser Miteinander zu beenden. Auf merkwürdige Weise fühlte ich mich älter als sie, was wohl von dem Umstand herrührte, dass wir fast ausschliesslich über ihre Kindheit gesprochen hatten. Wir lernen Menschen mindestens ebenso durch die Geschichten kennen, die sie erzählen, wie durch ihre äussere Erscheinung, und ich hatte anhand der kleinen und grossen Begebenheiten ihres Lebens die Lien kennengelernt, die sie bis zum Alter von neun Jahren gewesen war. Manchmal fühlte sie sich immer noch verwundbar und unerfahren. Ich versprach, schon bald im neuen Jahr wiederzukommen.

Auf meiner Rückfahrt wirkten die holländischen Fernverkehrsstrassen moderner denn je: Wie leuchtende Raumschiffe schwebten Autosalons durch die Dunkelheit, in deren Etagen sich Audis und BMWs stapelten, die durch grell leuchtende, über versteckte Leitungen mit Strom versorgte Scheinwerfer ihr Hightech-Design den Blicken darboten. Ich fuhr eine Strasse entlang, so gerade wie ein Lichtstrahl, und sah im Geiste Schwarz-Weiss-Bilder aus Liens frühem Leben, etwa das Foto von 1938, auf dem zwei Schulmädchen auf einer alten Bank sitzen, hin-

ter ihnen, stehend, zwei Jungen mit Schlips und kurzen Hosen. Lien trug wie ihre Freundin eine Schleife im Haar.

Mehr noch als die Fotos verfolgte mich jedoch die Vorstellung von Liens Mutter, als sie plante, ihre Tochter in das «Geheimnis» einzuweißen. Es musste Liens Eltern enorme Selbstbeherrschung abverlangt haben, still und leise Liens Zukunft zu planen, um wenigstens sie zu retten, wenn sie sich selbst schon nicht retten konnten. Ich sah es förmlich vor mir, wie die Familie zum letzten Mal ruhig zusammensass und Tanten und Onkel ihre Nichte ein letztes Mal, wie sich herausstellen sollte, in den Arm nahmen. Und schliesslich stand mir der Brief ihrer Mutter an meine Grosseltern schmerzlich vor Augen, das wohlüberlegte Opfer, nicht nur auf die Tochter zu verzichten, sondern, mehr noch, auf jedes Anrecht auf die Liebe ihres Kinds.

Später, ich hatte meine drei Kinder abgeholt, und meine Älteste, Josie, sass neben mir, fing ich an ihr Liens Geschichte zu erzählen, aber mir versagte die Stimme, und ich musste aufhören.

Liens Mutter hatte in dem Brief an meine Grosseltern geschrieben, sie hoffe, dass ihre achtjährige Tochter «nur Sie als ihre Mutter und ihren Vater betrachten» werde und dass «Sie sie in Momenten der Traurigkeit, die sie unweigerlich erleben wird, wie solche trösten». Wenn mein Vater nach dem Krieg mit ihr aufwuchs wie mit einer Schwester, warum wurde Lien dann beim Begräbnis meiner Grossmutter dann nicht erwähnt und war auch nicht anwesend? Wie konnte es sein, dass eine solche Verbindung zerbrach? Wie konnte es sein, dass meine Grossmutter Lien den einen Brief schickte, den Kontakt abbrach und kalt mit «*Vrouw van Es*» unterzeichnete?

Zwei Wochen später war ich wieder bei Lien zu Hause und befragte sie nun über die Zeit nach der Razzia im Haus meiner Grosseltern in der Bilderdijkstraat. Lien wurde blitzschnell von einem Haushalt in den nächsten verfrachtet, blieb nirgends länger als ein paar Tage. «Das Weinen wurde nach jedem Umzug weniger», sagte sie.

NIRGENDWO, FRÜHJAHR 1943

Eine Abfolge von Zimmern, in denen sie jeweils nur kurz blieb, manchmal für eine Nacht, manchmal für eine Woche. Sie verschwimmen, sind nur flüchtige Erinnerungen, wie jene an einen Nachmittag, als sie nach oben sah in den Sonnenschein, der die Verdunkelungsjalousie umrahmte. Lien selbst trifft keine Entscheidungen, vergisst für Stunden, dass sie überhaupt existiert, hat aber keine Angst. Überall gilt es neue Regeln zu befolgen: wo man sich wäscht, wann und was man isst, wie man isst, wo man schläft. In der ersten Nacht, die sie nicht mehr bei den van Es verbringt, schläft sie bei Frau de Bruynes Tochter, nur wenige Strassen von der Bilderdijkstraat entfernt. Als sie sich auf dem Feldbett im Schlafzimmer im Obergeschoss ausstreckt, ist da zwar eine Tasche mit ihrer Kleidung und ein paar Habseligkeiten, aber es fällt kein Wort darüber, was vorgefallen ist oder wie es nun weitergeht. Lien stellt keine Fragen. Sie isst, was sie essen soll, und schläft, wenn sie ins Bett geschickt wird. Ansonsten vergeht die Zeit, ohne dass sie gross Notiz davon nimmt; die Menschen – ob freundlich und nett, nervös oder mürrisch – verschmelzen miteinander.

Lien geht nicht mehr zur Schule und kommt auch kaum noch mit anderen Kindern zusammen. Anfangs fehlen ihr die Tante, Kees, Ali und Marianne, und sie muss weinen, wenn sie an sie denkt, schon bald aber stehen sie ihr – wie alles andere auch – nicht mehr klar und deutlich vor

Augen. Sie sind Schemen am Rande ihres Horizonts, auf den sie den Blick nicht richtet. Frau Heroma jedoch ist noch da. Das sei eine grossartige Person, sagen die Erwachsenen flüsternd, und manchmal kommt Frau Heroma sogar in ein Empfangszimmer, holt Lien ab und bringt sie in ein anderes Haus.

Einmal nimmt sie Lien sogar mit zu sich in das Haus, in dem sie mit ihrem Ehemann, dem Arzt, lebt. Es ist grösser als die anderen Häuser, in denen Lien war; sie sieht es allerdings nur einmal kurz von aussen – an Frau Heromas Mantel gedrückt wie an dem Tag, an dem sie sie zum ersten Mal abgeholt hatte. Lien schläft in einem leeren Zimmer über der Praxis, in dem sie das Kommen und Gehen der Patienten und die Mütter hört, die sich auf der Strasse über die Kinderwagen hinweg unterhalten.

Dr. Heroma hat immer viel zu tun. Lien hört seine Stimme, nicht aber die Worte, die er spricht und die in gedämpftem Bass alle zehn Minuten durch die Dielenbretter dringen, wenn er die Tür aufmacht und den nächsten Patienten hereinbittet. Ab und zu hört sie das Klappern der Schlüssel, wenn er die Praxis abschliesst, gefolgt von schnellen Schritten und dem Zuschlagen der Autotür. Das Anlassgeräusch des Motors klingt wie abgehacktes Lachen: *He, he, he, he – he, he, he, he, he-he*. Beim dritten Versuch wäre der Motor fast angesprungen, und beim vierten tut er es tatsächlich und stösst nach kurzem Zögern erst ein schwaches und dann ein kräftiges *Brumm-brumm, brumm-brumm* aus. Für einen kurzen Moment bleibt das Geräusch so, bis der Motor seinen Rhythmus gefunden hat, dann klettert der Ton höher, bewegt sich die Strasse entlang und entschwindet.

Frau Heroma ist in der Zeit, in der Lien bei ihr ist, ziemlich streng. Lien muss oben auf dem Sofa mucksmäuschenstill sein. Überall im Haus sind andere Leute, die sie aber nicht zu sehen bekommt. Auf dem Trocknergestell, das vor ihr im Zimmer steht, hängt Wäsche, Frauenkleidung, die nicht Frau Heroma gehört. Nachts gibt es manchmal Geräusche. Die

Haustür geht auf und mit einem leisen Kläcken wieder zu, das in der Stille nachklingt. Nachts liegt Lien oft wach, nichts als Schwärze vor Augen.

Sie wird weiter von einem Haus ins nächste gebracht. Wenn die Müdigkeit ihr zusetzt, ob nachts oder an einem tristen Nachmittag, an dem sie nur auf die Dielenbretter startt, ruft sie sich Bilder in Erinnerung und fliegt hoch über den Häusern zu den Stellen, an denen sie früher gespielt hat. Sie ist die *goeie Lientje* («gute Lien»), wenn sie diesen Flug schafft und kleine Wunder vollbringt in einer Welt bekannter Gesichter, in der andere Regeln gelten. Dann rettet sie Tiere und Menschen und kann allen alles erklären, ohne überlegen zu müssen, was sie sagen will. Dieses Gefühl zu fliegen, durch die Luft zu gleiten hat sie die ganze Zeit über, sogar, wenn sie mit beiden Füßen auf dem Boden steht. Merkwürdige Wellen lassen sie zwar schwanken, aber sie weiss, dass alles gut ausgehen wird.

Es gibt auch eine *kwaaiie Lientje* («böse Lien» oder «zornige Lien»). Die kann nicht fliegen und wadet langsam durch unsichtbaren Teer. Manchmal kommt die *kwaaiie Lientje* überhaupt nicht voran, sondern wird von einem zähfliessenden Strom rückwärts getrieben, sosehr sie auch dagegen ankämpft. Die *kwaaiie Lientje* geht mit Hans zu dem Tierfriedhof, den sie angelegt haben. Dorthin bringen sie die Tiere, die schon tot oder dem Tode geweiht sind und legen sie in Gräber, so tief in der Erde, dass man den Grund nicht erkennen kann. Wenn die *kwaaiie Lientje* bei den Tieren, die noch leben, nachhilft, spürt sie das Knacken der kleinen Knöchelchen, die sie fest umklammert. Das Leben, früher eine kraftvoll in ihr lodernde Flamme, ist zu einem tückischen Flämmchen geschrumpft. *Goeie Lientje* und *kwaaiie Lientje*, sie fühlt, wie sie permanent zwischen beiden hin und her pendelt – von der guten zur bösen oder zornigen und zurück-, wenn sie in tristen Stunden ins Leere startt.

Schliesslich treffen diejenigen, die darüber befinden, eine Entscheidung. Lien muss Dordt verlassen. Darum steht sie, angekleidet und bereit, hier

in wieder einem anderen Schlafzimmer im Obergeschoss und wartet, bis wieder jemand anders sie abholt und anderswohin bringt. Es läutet an der Haustür, aber Lien weiss, dass sie nicht aufmachen darf, und wartet geduldig hinter der geschlossenen Tür. Schritte kommen die Treppe herauf und – plötzlich – eine Stimme, die Lien kennt, die sogar laut ist, wenn sie flüstern will. Es ist die Tante. Lien rennt nicht hinaus, um sie in die Arme zu schliessen, sondern bleibt schüchtern an Ort und Stelle stehen, ein Bein hinter das andere geschlagen, und wartet, bis sie in die Arme geschlossen wird. Ein vertrauter Geruch umfängt sie, das Weiche und Schwere von Armen, die sie umfassen, und ein Schweben mit baumelnden Beinen, als die Tante sie sich an die gerötete Wange hebt. Es ist das erste Mal seit Wochen, dass jemand sie berührt.

Aber für Begrüssungen ist keine Zeit, und dass die Tante da ist, bedeutet nicht, dass sie wieder zu ihr zurückkehrt. Die Tante bringt sie mit dem Fahrrad nur in ein neues Haus, in dem sie in Sicherheit ist. Ein paar knappe Worte, dass es zu Hause in der Bilderdijkstraat allen gut geht, fallen wohl, kommen bei Lien aber nicht richtig an, und kurz darauf sitzt sie im Damensitz auf dem Gepäckträger und sieht die vertrauten Strassen von Dordt am frühen Morgen. Heute ist Samstag, glaubt sie, zumindest sind keine Schulkinder unterwegs, nur ein paar Männer, die mit gesenktem Kopf zur Arbeit hasten. Anfangs hat es den Anschein, als brächte die Tante Lien zu Oma und Opa nach Strien, denn als sie aus der Stadt heraus sind, sind da dieselben dunklen, im Nebel liegenden Felder. Doch nach der Auffahrt auf die stille Deichstrasse, die hoch über dem Land verläuft, biegen sie in die entgegengesetzte Richtung ab, nach Südwesten.

Nach einer Weile fahren sie an der grauen, breiten *Oude Maas* entlang. Ein paar Frachtkähne kämpfen sich stromaufwärts in Richtung Dordrecht, teilen das Wasser am Bug in kleine weisse Wellen und ziehen ein gelbliches Kielwasser hinter sich her. Die Kähne sind so schwer beladen, dass ihre Decks nur wenige Zentimeter über die Wasserlinie ra-

gen, fahren aber, wie Lien und die Tante oben auf dem Deich, über dem Land. Lien sitzt untätig da und schaut vor sich hin, während die Tante in gleichmässigem Tempo in die Pedale tritt. Ihre Beine bewegen sich auf und ab, auf und ab wie der Dampfzug, mit dem Lien ihr Zuhause in Den Haag verliess. Die Frühlingssonne vertreibt den Nebel von den Feldern, die sich auf der einen Seite, unter ihnen, erstrecken. Vogel singen. Sie kommen durch Dörfer mit hohen roten Backsteinhäusern, in denen Mütter vor Bäckereien anstehen und Kinder auf der Strasse spielen. Die Tante radelt weiter. Im Geiste erhebt sich Lien wie durch Zauberkraft in die Lüfte und schwebt über der Landschaft.

Die Fahrt wird unterbrochen, als sie den Fluss mit einem Fährschiff überqueren – einem richtigen, wie es in Büchern vorkommt: mit einem Schornstein, der dicken Kohler Rauch ausstösst, den man auf der Zunge schmecken kann, einem Deck mit Lüftungsschlitzen und einem echten Kapitän in Uniform auf einer Brücke. Es ist beinahe so, als überquere man einen Ozean: Man spürt das Hämmern der Turbinen unter sich, wenn man von einer Seite des Schiffs zur anderen rennt und dann am Bug steht wie ein Ausgucker und auf die sich nähernde Küste blickt. Es sind noch zwei Kinder da: ein grösseres Mädchen von zehn und sein Bruder, acht Jahre alt. Lien ist genau in der Mitte zwischen den beiden, und nicht lange und sie sind Forscher auf dem Nil, halten Ausschau nach potenziellen Angreifern, die Waffen im Anschlag. Hier auf dem Fluss ist die Brise stärker – weht einem das Haar vors Gesicht und in den Mund. Nach Wochen der Einsamkeit wird Lien in der Sonne auf einmal lebhaft.

Doch jetzt klingen die Turbinen anders, und nur zu bald hört man das Knirschen von Holz auf Metall, als die Fähre gegen die Landungsbrücke stösst und die Taue an Land geworfen werden. Fast im selben Moment wird die Schranke geöffnet, und sie radeln weiter, erneut in die Leere des Flachlands gefallen, die nur durch das regelmässige Kreuz-und-quer der es durchschneidenden Gräben und Deiche unterbrochen

wird. Lien, die durch das Zusammensein mit anderen Kindern für kurze Zeit wieder lebhafter geworden war, driftet in ihre Traumwelt zurück, nimmt kaum wahr, wohin sie fahren. Es ist ein warmer, fast sommerlicher Tag, und mit der Zeit wird die Luft schwer von der duftenden Feuchte, die von der Erde aufsteigt. Lien, die so unbequem und mit baumelnden Beinen dasitzt, kommt es vor wie eine lange Reise, aber es ist immer noch Morgen, als die Tante schliesslich anhält.

IJSSELMONDE, FRÜHJAHR BIS SPÄTHERBST 1943

Als Lien und die Tante vom Rad absteigen, stehen sie auf einem hohen Deich und blicken auf ein noch breiteres Gewässer als das, welches sie mit der Fähre überquert haben. Das ist die *NieuweMaas* und auf der anderen Seite, ein paar Kilometer stromabwärts, liegt Rotterdam. Lien hat keine Vorstellung davon, wo sie ist oder wohin sie gebracht wird, aber das ist die Stadt, in der (diese Geschichte haben sie allen in Dordrecht erzählt) ihre Eltern angeblich ums Leben gekommen waren. Am 14. Mai 1940, vor drei Jahren, zerschlugen deutsche Bomber Rotterdams Herz, legten bei einem einzigen Angriff fünfundzwanzigtausend Häuser in Schutt und Asche. Diese Zerstörung und die Drohung, das Gleiche werde auch Utrecht widerfahren, gaben den Ausschlag dafür, dass die Streitkräfte der Niederländer kapitulierten. Ohne eine Luftwaffe konnten sie sowieso nichts ausrichten.

Als Rotterdam von dieser Feuersbrunst verschlungen wurde, hatte Lien, zu dem Zeitpunkt gerade mal sechs Jahre alt, noch keinen Begriff vom Krieg, und bis jetzt hat sie noch nie eine Bombardierung oder einen Beschuss, ja nicht einmal den Zorn eines Uniformierten mit eigenen Augen gesehen. Die zweieinhalb Quadratkilometer Schutt, die einst das Zentrum einer Renaissancestadt waren, liegen direkt hinter dem Horizont. Aber Lien sieht von der Stelle am grossen Fluss aus nur Sonnenschein und frisch gemähte Wiesen.

In Rotterdam wächst im Frühjahr 1943 jedoch der Widerstand. Die Stadt bildet das wirtschaftliche Rückgrat der Niederlande, sie ist ein

Zentrum gewerkschaftlicher Macht, in dem die inzwischen verbotene Sozialdemokratische Arbeiterpartei (in der die Heromas und die van Es Mitglied sind) tief verwurzelt ist. Der Stadt gegenüber beginnt am anderen Flussufer eine Landschaft aus bäuerlichen Gehöften, Scheunen und kleinen Dörfern, in der es für den Widerstand leichter ist, Unterschlupf zu finden. Logischerweise bringt man ein jüdisches Kind, für dessen weiteren Verbleib es in Dordrecht zu gefährlich geworden ist, in so eine Gegend.

An den Moment ihrer Ankunft in Ijsselmonde erinnert sich Lien nicht. Nach ihrem Weggang von den van Es und der Phase der Einsamkeit und Isolation an kurzfristigen Zwischenstationen in Dordrecht ist es ihr immer schwerer gefallen, den Kontakt zur Aussenwelt nicht zu verlieren.

Abermals wird Lien ohne wirkliche Erklärung oder richtiges Abschiednehmen von einem Erwachsenen zum nächsten weitergereicht. So war es im Grunde schon, als Frau Heroma sie aus der Pletterijstraat abholte – acht Monate ist das erst her. Die Lien, die jetzt übergeben wird, ist eine andere: Mit ulkigen Strassennamen könnte man ihre Aufmerksamkeit nicht fesseln. Man wird nicht erleben, dass sie weint, weil die Eltern oder die van Es ihr fehlen, und sie geht auch nicht auf andere Kinder zu und schliesst Freundschaft mit ihnen, als sie in ihrem neuen Zuhause ankommt. Ein Vorhang des Selbstschutzes ist niedergegangen. Lien denkt wenig über die Vergangenheit oder die Zukunft nach, und sogar die Gegenwart ist auf eine kleine Zahl von Notwendigkeiten geschrumpft. Wenn sie später auf Ijsselmonde zurückblickt, sieht sie es nur in Schwarz-Weiss. In ihrem Gedächtnis ist ausser dem kalten Steinboden und dem Fehlen von natürlichem Licht fast nichts haften geblieben.

Das kleine Häuschen, in dem sie nun lebt, ist eingeschossig und weiss getüncht, eher wie eine Scheune, die halb unter dem Deich begraben ist. Sie leben zu zehnt in diesem Haus: ein Ehepaar mit sechs Kindern, dazu

Lien und Jo, noch ein verstecktes Kind. Die Eltern sind Lehrer und wie Tante und Onkel van Es Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Mieneke, die Mutter, sagt ihren Kindern, sie sollen am Küchentisch für Lien Platz machen, und zeigt ihr hinterher, wo sie schlafen kann. Es gibt ein hinteres Zimmer für die Mädchen und die erwachsenen Töchter, so mit Betten vollgestellt, dass man kaum den Boden sieht. Wenn sich Lien ganz rechts an der Wand noch mit reinquetsche, sollte es gehen, sagt Mieneke ihr, vergewissert sich in ihrer Tasche, dass sie genug Kleidung hat, und zeigt ihr, wo der Nachtopf steht.

Nun, da Lien in dem Haus am Deich versteckt ist und nicht ans Tageslicht kommt, erlischt die Flamme in ihr, und sie spricht nur noch selten. Die Familie – lebendig, freundlich und an ihrem Wohlergehen interessiert – kommt mit geröteten Wangen von draussen wie aus einer anderen Welt. Lien nimmt sie kaum wahr. Sie geht vom Schlafzimmer in die Küche, macht ein bisschen sauber, schält Kartoffeln, spült Geschirr. Sie ist an Hausarbeit nicht gewöhnt und hält das Messer ungeschickt, als sie in eine Kartoffel schneidet, an der noch viel Erde klebt, und eine dicke Scheibe, gelb und sauber, zum Vorschein kommt. Sie muss ihren Fingern, so als gehörten sie einer anderen, sagen, sie sollen vorsichtiger schälen und kein Essen verschwenden. Mieneke gibt ihr Tipps, steht hinter ihr und lenkt Lien mit ihren Händen.

Zu den Mahlzeiten ist Mieneke schon in der Küche, geht aber oft gleich danach wieder fort. Einzig zu Jo, mit dem sie im Haus zurückbleibt, wenn die anderen alle gegangen sind, fühlt Lien etwas Nähe. Jo erzählt, und sie hört zu. Er ist achtzehn und aus einem Lager in Deutschland geflohen, aber er ist kein Jude. Sie holen jetzt nicht mehr bloss Juden ab, erzählt er ihr, alle Männer, die nicht in kriegswichtigen Berufen tätig seien, werden gezwungen, in Deutschland zu arbeiten. Wenn man unter fünfunddreissig sei, bekomme man ohne Aufenthaltsgenehmigung keine Lebensmittelmarken, und wenn man ohne eine solche erwischt

werde, stecken sie einen in ein Arbeitslager, und das sei schlimmer als Gefängnis. Kommt nicht infrage, dass Jo noch einmal für die «Moffen» arbeitet, wie er sie nennt, und wenn er es hinkriegt, findet er eine Möglichkeit, in den Kampf zu ziehen.

Mit seiner grossen, kräftigen Gestalt wirkt Jo wie ein hier unter dem Dach eingepferchter Riese und ragt mit dem Kopf beinahe bis zu den vier kleinen Fenstern unter der Dachkante hinauf, die Lien merkwürdig bekannt vorkommen. Jo hat einen Begriff von der Aussenwelt und braucht kein Fenster, um sie zu sehen. Er lacht mit der Familie, erkundigt sich, was sie heute gemacht haben, hat Ansichten zur Landwirtschaft, neckt die Mädchen und merkt sich ihre Namen.

Aus den Wochen werden Monate in Ijsselmonde. Das Licht, das durch die kleinen Fenster hereinfällt, wird heller, und als der Juli erst dem August und dann dem September weicht, verblasst es nach und nach wieder. Lien verliert in der Gleichförmigkeit der Tage das Zeitgefühl. In dem Haus, das sich nicht einmal in der Sommerhitze erwärmte, wird es ohne angeschürten Ofen immer kälter. Sie hat juckende Stellen an den Beinen. Sie hat anfangs gar nicht gemerkt, dass sie daran kratzt, mit der Zeit jedoch erscheinen immer mehr harte, lila Beulen, die beim Aufgehen bluten und von denen klaffende, schwarz verschorfende Wunden Zurückbleiben. Lien möchte sie verbergen, aber sie melden sich mit rhythmischem Pochen, brennen heiss und stechend, wenn sie die Socken darüberzieht, und so geht sie zitternd mit blossen, lila geschwollenen Füßen und spürt die Augen der anderen Mädchen auf sich, wenn sie auftritt.

Nachts schläft Lien in dem beengten Raum mit den anderen, Frauen und Mädchen, die sich im Bett herumwälzen und von deren Atem die Luft stickig wird. Lien wickelt sich fest in die Decke ein, spürt die Leiber neben sich. Ihre Beine, Inseln der Hitze inmitten der sonstigen Kälte, halten sie wach. Morgens steht sie auf, wenn sich alles regt. Es ist kaum heller als nachts. Innerlich ist sie taub, bleibt allen gegenüber reserviert, hat kein einziges Mal Angst.

Dann gibt es eines Abends im Spätherbst 1943 wieder einen Krisenmoment: Es klopft an der Tür. Lien spült in der Küche das Geschirr, doch ihr wird gesagt, sie solle sich verstecken. Gleich darauf dringt aus dem Schlafzimmer aufgeregtes Reden, und dann kommt Mieneke herein und sagt Jo und ihr, sie müssten weglaufen, die Polizei sei unterwegs.

Schon seltsam, wie wichtig Schuhe in so einem Moment sind. Als die Männer in die Bilderdijkstraat kamen, musste Lien in den viel zu grossen Stiefeln gehen, die an der Tür standen, und jetzt sind ihre Füsse so geschwollen, dass ihr keine Schuhe mehr passen.

Lien ist ziemlich gefasst, aber durchs Haus fegt ein Sturm, und ehe sie sich versieht, ist sie in eiskalter Nacht und Dunkelheit und wird auf Jos Schulter durchgerüttelt, der beim Rennen einen Arm um ihre wunden Beine gelegt hat. Er weiss, wohin er will, und hastet halb gebückt an Scheunen und Ställen vorbei. Dann landen sie mit einem Plumps auf der Erde, es wird feucht und kratzig von den Dornen, zwischen denen sie, Jos still sich hebende und senkende Brust an ihrem Leib, in einem Graben liegen.

Unsichtbar ertönen ringsherum Stimmen und Hundegebell. In kurzer Entfernung sind Lichter auf der Strasse. Die Lichter und die Stimmen werden stärker, kommen ganz in ihrer Nähe zum Halten und schwächen sich dann langsam ab. Wortlos umklammert Jo plötzlich wieder ihre Beine und kämpft sich etwas langsamer als zuvor durch das Dornengestrüpp voran. Obwohl es wehtun müsste, empfindet Lien nur ein Hochgefühl und gräbt die Finger in den Stoff seines Mantels. Jo wirft den Kopf nach links und rechts und rennt zum zweiten Mal los, jetzt den Hang des Grabens hinauf. Er kommt zwar ins Rutschen, kraxelt aber mit unbändiger Kraft weiter, bis sie für einen Augenblick oben auf der Strasse sind, wo der Wind sie erfasst und Lien unter ihnen im Dunkeln den grossen Fluss schimmern sieht. Dann geht es schitternd wieder abwärts, als das Gras unter ihrem Gewicht nachgibt und zu Schlamm wird.

Sie liegen still auf dem Hang, das Gesicht im Nassen. Für einen Moment muss Lien an den Graben denken, in den sie in Dordrecht mit Kees hintergeklütert ist, um Kaulquappen zu fangen, an ihre Angst vor dem trüben Tümpel da unten.

«Das wird schon», flüstert Jo aufmunternd. Als er sich kurz ausgeruht hat, sagt er, Lien solle auf seinen Rücken klettern. Auf diese Weise laufen sie so schnell wie möglich an dem glitschigen steilen Hang entlang, durch einen zweiten Deich davor geschützt, vom Fluss aus entdeckt zu werden. Es ist Sperrstunde, und das heisst, gelegentliche Geräusche von dem Weg über ihnen können nur von der Polizei kommen. Beim Rennen muss Jo aber Liens Finger lösen, mit denen sie sich Halt suchend an seine Kehle klammert. Nach einer Weile sagt er flüsternd, dass sie jetzt in der Nähe des Dorfs seien, noch mal über den Deich klettern und dann zwischen den Häusern weiterschleichen müssen. Sie müssen mucksmäuschenstill sein.

Inzwischen haben sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt, und sie sieht im Mondlicht schon mehr, auch wenn sie in dem Augenblick nur Jos breites Gesicht mit den feinen Bartstoppeln ausmachen kann. Das und die Neigung des Deichhangs. Lien vertraut Jo uneingeschränkt. Er ist immer nett.

Am Dorfrand angekommen, klettern sie noch etwas weiter zum Deichkamm hinauf, während Jo fieberhaft nach links und rechts späht. Die Luft ist rein, und er saust mit ihr über die Strasse und hält ihre Beine so fest, dass sie den Schmerz auf einmal wieder spürt. Doch in der Aufregung nimmt sie dann nur seltsam freudig wahr, dass ihre Sinne sich schärfen und dass sie alles deutlicher als vorher sieht und hört. Sie registriert die Kratzer und Beulen, als sie zwischen den Gebäuden hindurchschleichen, merkt, dass sie sich an einer Mauer das Knie aufschürft und dass ein wie aus dem Nichts kommender Zweig sie am Auge trifft. Diese Verletzungen sind jedoch nicht schmerzhaft. Es ist, als gingen sie Lien nichts an.

Sie befinden sich nun mitten in einem Strassengewirr, und als Lien

nach oben blickt, zeichnen sich die Häuserfronten nur umrisshaft vor dem helleren Grau des Himmels ab. Die Häuser huschen an ihr vorbei, denn Jo rennt. Eines hat ein schiefes Dach. Ein anderes sieht aus wie zwei aufeinander zulaufende Treppen mit einem Turm drauf. Die Strasse endet an einem Platz mit einem Kirchturm dahinter. Und in der Ferne bewegen sich zwei Lichter durch das Dunkel.

Die Lichter bedeuten Gefahr, und als Jo sie bemerkt, springt er mit einem Satz über eine niedrige Mauer in einen Garten, wo sie eine ganze Weile reglos neben einem Schuppen liegen bleiben.

Ausser den Geräuschen der Nacht hören sie nichts.

Schliesslich wagen sie, sich wieder zu rühren, steigen über die Mauer und biegen links in eine Strasse mit Kopfsteinpflaster und kleineren Gebäuden ein, und dort stösst Jo an einen losen Stein, der über die Strasse davonspringt. Für einen Moment verharren sie in der absoluten Stille. Jos Atem dampft.

Dann ist es so abrupt, wie es angefangen hatte, vorbei. Jo klopft an eine Tür, und sie warten quälend lange Sekunden. Die Tür geht auf. Ge-flüsterte Worte fliegen hin und her, und sie taumeln hinein.

Wo genau sie nach diesem Hin und Her eigentlich sind, weiss Lien nicht. Ein Mann, den Lien nicht richtig erkennen kann, geht ihnen voran erst nach oben und dann nach unten, durch einen Korridor und steigt zuletzt eine Leiter hinauf. Türen bewegen sich in ihren Angeln; ein schwerer Teppich wird auf einem Boden weggerollt. Ein schmaler Gang führt im Zickzack zu einem Schrank, der sich irgendwie nach vorn bewegt und hinter dem noch ein Raum liegt.

So etwas Schmutziges hat Lien noch nie gesehen. Beim Anblick der grossen freien Fläche in der Mitte muss sie an eine Kneipe denken, obwohl sie noch nie in einer Kneipe war und schon gar nicht in so einer. An den Wänden stehen ein paar Stühle und Sofas, und es laufen auch Leute hier herum. An einem Tisch in der Mitte sitzt ein halbes Dutzend

Männer um eine Öllampe beim Kartenspiel. Einige Augenpaare richten sich auf sie, als sie eintreten. Lien geht jetzt allein, ihre blossen Füße nehmen den Dreck des speckigen Bodenteppichs auf. Der Geruch in diesem Raum ist unglaublich. Gibt es hier überhaupt genug Luft zum Atmen? Trotzdem hat Lien immer noch keine Angst und bleibt innerlich auf Abstand zu allem; die gesteigerte Aufmerksamkeit und Wachheit des nächtlichen Streifzugs flaut ab. Der Mann, der ihnen den Weg gezeigt hat, ist nicht mit hereingekommen und hat hinter ihnen den Schrank zugemacht. Jetzt ist Jo der Anführer, und sie wartet ohne Ungeduld, dass ihr gesagt wird, was sie tun soll.

Nicht mal Jo fühlt sich Lien tief verbunden. Als er geht und mit den Männern am Kartentisch spricht, bleibt sie, wo sie ist, starrt einfach vor sich hin, registriert den Schmutz um sie herum, registriert es, wenn sich jemand auf einem Möbel an der Wand anders hinsetzt.

Sie hat nur einen Gedanken: Ich sollte nicht hier sein. Aber es ist kein rebellischer Aufschrei, sondern eine blosser Feststellung, die ihr pausenlos durch den Kopf geht.

Nach einer Weile kommt Jo wieder und sagt, sie solle oben schlafen, wo es Doppelstockbetten gibt. Er geht in die Hocke und legt ihr nervös die Hand auf die Schulter, damit sie deren Wärme und Schwere spürt. Solange er sie trug, waren sie eng aneinandergedrückt gewesen, doch jetzt berührt er sie zum ersten Mal mit Zuneigung und behutsam, als fürchtete er, ihr wehzutun. Verlegen nuschelnd spricht er davon, dass sie «ihr Geschäft» in die zwei Eimer im Nebenraum machen solle. Lien hört zu und nickt. Als sie kurz darauf vor den Eimern steht, die blossen Füße in der gelben Pfütze auf den Kacheln, muss sie sich fast übergeben bei dem Gestank.

Anschliessend steigt sie hinter Jo eine Leiter hinauf und findet sich in einem Schlafraum wieder, in dem die Stockbetten bereits alle belegt sind. Jo sagt, sie solle sich unten ganz links aussen dazulegen.

Das Bettzeug fühlt sich feucht an, als Lien die Decke anhebt und darunterkriecht. Eine alte Frau blinzelt kurz zu ihr herüber, macht geflüstert eine knappe Bemerkung und dreht sich zur Seite, einer anderen Schläferin zu, die ganz an der Wand liegt. Lien hat sich noch nie mit jemandem ein Bett geteilt und findet es komisch, dass das Gewicht der anderen sie zur Mitte zieht, als sie sich voll bekleidet neben ihnen ausstreckt. Sie hält sich mit einer Hand an dem kalten Metall des Bettgestells fest, liegt so gerade wie möglich und dreht das Gesicht zum Raum. Von unten dringt noch Jos Stimme herauf, der sich in den Kreis der Kartenspieler gesetzt hat und von der Razzia und ihrer abenteuerlichen Flucht berichtet. Es muss unterdessen weit nach Mitternacht sein, und Lien hat keine Ahnung, wo sie hier ist. Sie liegt da, und der Schlaf überkommt sie. Als sie die Augen zumacht, glaubt sie, der Raum beginne zu schwanken, und als Jo ihre Geschichte erzählt, sieht sie vor ihrem geistigen Auge wieder sich selbst auf seinem Rücken, die Umrisse der Häuserfronten schwarz vor den vom Mond beschienenen Wolken. Die Hand, die das Bettgestell umklammert, erschlafft, und ein Fuss gleitet unter der Decke zu der alten Frau hinüber, doch sie zieht ihn, als er anstösst, instinktiv zurück. Nichts ist ihr hier vertraut – ausser dem gleichförmigen Pochen der Wunden an ihren Beinen.

Das schmutzige, dunkle Haus in Ijsselmonde ist nur für wenige Tage Liens Unterschlupf. Als sie von dort weggeht, ist Jo bereits anderswohin aufgebrochen.

**AMSTERDAM,
JANUAR 2015**

Der Nachmittag ist so schnell verfliegen, dass wir es fast nicht gemerkt haben, und als wir zu den Fragen über das Versteck in Ijsselmonde kommen, ist es kurz vor halb sieben. Auch wenn die Geschehnisse selbst traumatisch sind, hat ihr Zusammentragen etwas Positives. Lien hat ihre Erfahrungen längst verarbeitet, zum Teil mit einem Therapeuten, und ich bin beim Zuhören so von den praktischen Begleitumständen beansprucht, dass Gefühle in den Hintergrund treten. Erst später machen die Ereignisse mir zu schaffen.

Lien selbst ist fast euphorisch. «Ich hätte nicht gedacht, dass ich so lange darüber sprechen kann», sagt sie und steht auf und beginnt die Teesachen vom Tisch zu räumen. Erst jetzt erwähnt sie, es ist ihr eben erst eingefallen, dass sie vielleicht einen Brief von Jo besitze. Den würde ich sehr gern sehen, sage ich, und kurz darauf kommt Lien mit einem Blatt A4-Papier, zu einem Sechstel seiner Grösse gefaltet, aus dem Nebenzimmer zurück. Die dem Brief beigelegten Fotos hatte sie zwar lange aufbewahrt, sie sind mittlerweile aber verloren gegangen.

Als ich über Weihnachten in Oxford war, habe ich mir ein digitales Aufzeichnungsgerät gekauft, das ich parallel zu meinen Notizen verwenden will. Es läuft noch, und jedes Wort unseres Gesprächs wird festgehalten, damit ich es mir später beim Schreiben anhören kann.

Lien faltet das Blatt auf und zeigt zuerst auf ihre eigene Handschrift am oberen Blattrand. In ordentlichen, einzeln gesetzten Buchstaben hat sie, zu dem Zeitpunkt zwölf Jahre alt, notiert:

* * *

ein Brief, den Lien aufheben muss

»«, von Jo.

Sie liest es laut vor und muss selbst lachen über die strenge Order, die sie sich für die Zukunft erteilt hat. Sie fährt mit dem eigentlichen Brief fort und gerät ab und zu ins Stocken, als sie sich mit Jos Diktion und Rechtschreibfehlern abmüht. Der Brief aus Singapur ist mit dem Datum «4. März 1946» versehen.

Liebe Lien,

es ist so lange her, dass wir voneinander gehört haben! Ungefähr um diese Zeit vor zwei Jahren musste ich unerwartetfort und konnte nicht mehr bei dir vorbeikommen, und geschrieben haben wir nicht. Als ich von Mieneke hörte, dass du gesund bist und in Dordrecht lebst, dachte ich, jetzt musst du Lien aber wirklich schreiben. Lien, wie viel ist inzwischen geschehen! Liebe Lien, du bist meinen Gedanken nie fern gewesen. Nicht, als ich in Amersfoort war, und nicht, als ich in Deutschland war, und nicht heute, da ich so weit weg von Holland bin. Lien, wenn du eins hast, musst du mir ein Foto von dir schicken. Ich lege diesem Brief ein paar von mir bei. Lien, jetzt einige Fragen. Wie geht es dir? Gehst du noch zur Schule und in welche Klasse? Lien, wenn ich irgendetwas für dich tun kann, musst du es mir schreiben. Wenn es in meiner Macht steht, werde ich alles tun, um dir zu helfen. Du wirst von Mieneke gehört haben ...

Als sie zum zweiten Mal den Namen «Mieneke» vorliest, hält Lien inne.

«Ich weiss nicht, wer Mieneke ist. Vielleicht die Frau in Ijsselmonde. Ich glaube, es ist die Frau in Ijsselmonde, aber ich weiss es nicht.»

Die Sicherheit kehrt nur langsam wieder. Dann fährt Lien fort:

Du wirst von Mieneke gehört haben, dass ich jetzt bei der Marine diene, und das läuft gut. Ich war für drei Wochen in England, für sechs Monate in Amerika und bin die letzten beiden Monate jetzt in Malakka. Im Moment befinde ich mich auf dem Schiff New Amsterdam. Und das liegt derzeit vor Anker in Singapur – das musst du in einem Atlas nachschlagen! Wir können jeden Augenblick nach Java auslaufen. Lien, ich weiss nicht, was ich dir sonst berichten soll. Bitte übermittle meine herzlichsten Grüsse an alle unsere alten Freunde und auch an deine Adoptiveltern, und wenn du Mieneke schreibst, grüss sie bitte von mir. Lien, ich wünsche dir von Herzen alles Gute. Dies schreibt dir dein Freund, der dich nie vergessen wird.

Jo Kleijne

PS: Liebe Lien, ich habe keine genaue Adresse von dir und lege den Brief jetzt einem an Mieneke bei, und ich hoffe, dass Mieneke ihn dir schnell schickt und du mir bald schreibst. Noch einmal die allerbesten Wünsche von deinem Freund Jo.

Am unteren Rand hatte er seine Armeenummer in Blockschrift notiert:

UNTEROFFIZIER DER MARINE J. W.L. KLEIJNE NL 4502759.

«Er hat unten seine Adresse aufgeschrieben», sagt Lien in einem Ton, der sehr fröhlich klingt.

«Und wissen Sie noch, ob Sie geantwortet haben und – falls ja – was Sie geschrieben haben?», frage ich.

Schlagartig kippt die Stimmung unseres Gesprächs. Liens Antwort klingt nachdenklich, aber nicht wie von tiefem Bedauern erfüllt.

«Ich habe nie ... Ich habe nie etwas unternommen», sagt sie. «Habe nicht geschrieben ... Bin nie einer Sache genauer auf den Grund gegangen. Habe nie Kontakt gehalten. Nein.»

Sie seufzt.

«Es ist...»

Sie verstummt.

«Und später haben Sie nie wieder von ihm gehört?»

«Nein, nein. Es endet dann, nicht?»

«Ja.»

«Es ist, wissen Sie ... Es war eine andere Zeit in meinem Leben, damals. Es gab keine Anknüpfungspunkte.»

Ein langes Schweigen folgt diesen Worten.

Dann nimmt das Gerät das Klicken meiner Kamera auf, denn ich fotografiere Jos Brief.

«Es ist schön, wie er seinen Wörtern durch Unterstreichen Nachdruck verleiht», sage ich, als ich den Brief zum ersten Mal selbst lese.

«Jo Kleijne», sagt sie lächelnd, noch immer in Erinnerungen versunken. «Ich besitze noch einen Brief, den eine Freundin meiner Mutter geschrieben hat, aber der ist... ich weiss nicht... Wollen Sie den sehen?»

«Ich will alles, ich meine, wenn ich darf...»

Lien lächelt jetzt breit. «Sie wollen alles!», sagt sie lachend.

Und nach einigem neuerlichen Suchen hat sie den Brief in der Hand, den Tante Ellie ihr zum Geburtstag im September 1942 geschickt hat.

«Tante Ellie – wie sie aussah, weiss ich nicht mehr genau. Soll ich laut vorlesen?»

Lien liest mir den Brief vor, den wir bisher übersehen hatten – in dem Ellie schrieb, dass sie zu Besuch kommen wolle und dass Lien nun ganz neue Tanten und Onkel habe –, und als Lien den Worten nachsinnt, fallen ihr noch mehr Details des vom Widerstand in Ijsselmonde eingerichteten Verstecks ein. Wohin sie von dort kam, weiss sie aber immer noch nicht.

«Ich glaube, ich ging mit Took», sagt sie, «aber mit Bestimmtheit sagen kann ich es nicht.» Sie betont das Wort «glaube», macht es eher zu einem Akt des Glaubens als zu einer Erinnerung. Im Gegensatz zur Abfahrt aus Den Haag, die ihr noch lebhaft vor Augen steht, gibt ihr Gedächtnis über diese, anderthalb Jahre später, nichts her.

Ich muss wieder an das denken, was Lien sagte, als wir zum ersten Mal über ihre Erinnerungen an den Krieg sprachen. Ohne Familien gebe es keine Geschichten. Nach den vielen Monaten im Halbdunkel sah Lien andere Menschen nicht mehr, selbst wenn sie da waren, weil sie keine Verbindung zu ihnen hatte. Als Konsequenz ihrer Isolation nahm sie die Welt nicht mehr wahr.

«Es war ein Leben, in dem ich bloss irgendwo *war*», sagt sie, «aber das Wo und Wie und Mit wem änderte sich ständig. Wenn man sich nicht für die Vergangenheit oder die Zukunft interessiert, bringt das eine bestimmte Sichtweise mit sich. Das *involvement* – Lien verwendet das englische Wort –, «die persönliche Anteilnahme ist auf Sparflamme, wenn Sie das nachvollziehen können. Ich glaube, so ausgedrückt kommt es hin. Verstehen Sie?»

Die Metapher von der «Sparflamme» trifft mich, und ich verwende sie mehr als einmal, als ich diesen Abschnitt in Liens Leben schildere. Sie spricht von ihren Gefühlen, sowohl in Ijsselmonde als auch später, und ich beginne sie besser zu verstehen. So stark habe ich noch nie empfunden, dass ein Mensch das Produkt des Lebens ist, das er geführt hat.

AMSTERDAM, IJSSELMONDE, BENNEKOM, JANUAR 2015

In den folgenden Tagen reise ich durch Holland, gehe in Archive und besuche andere Schauplätze von Liens Jugend. Im NIOD (dem niederländischen Instituut voor Oorlogs-, Holocausten Genocidestudies) halte ich im grauen Licht des begrünten Innenhofs, um mich herum das Gemurmel gelehrter Wissenschaftler und Doktoranden, eine Karteikarte in der Hand, auf der die Inhaftierung meines Grossvaters im Konzentrationslager in Herzogenbusch dokumentiert ist. Dorthin wurde er nach der Razzia gebracht, an die sich Lien erinnert. Es ist ein unscheinbares gelbes Stück Karton, auf dem sein Name (den er, wie seinen Geburtstag, mit meinem Vater gemeinsam hat) in holprigen Buchstaben am oberen Rand verzeichnet ist.

Herzogenbusch war das einzige Konzentrationslager, das die SS in den Niederlanden anlegte und das nicht lediglich als Durchgangslager diente. Es wurde von seinen Häftlingen in Zwangsarbeit selbst errichtet und 1943 eröffnet. Hinter dem Wassergraben und den Stacheldrahtzäunen standen die Gefängnisgalgen, die für willkürliche Hinrichtungen genutzt wurden, bei denen mindestens fünfhundert Häftlinge starben. Andere, dicht an dicht in viel zu kleine Zellen gepfercht, starben schlicht an Erstickung; immer wieder wurden auch die Hunde auf die Häftlinge losgelassen, oder es gab Holzpantinen mit Nägeln in den Sohlen, an denen sie sich die Füße aufschnitten. Das KZ diente auch als Durchgangslager für jüdische Kinder. Die gelbe Karteikarte noch in der Hand, über-

lege ich, ob mein Grossvater die Kinder gesehen und ob er dabei an Lien gedacht hat.

Im NIOD finde ich noch mehr Dokumente, die einen Bezug zu Liens Geschichte haben, zum Beispiel den maschinengeschriebenen und mit dem Briefkopf seiner Praxis versehenen Brief eines Arztes aus Dordrecht aus dem Jahre 1941. Darin teilt Dr. Cahen seinen Patienten mit, dass sein Mediziner-Diplom, vor gut dreissig Jahren unter Mühen erworben, nun ungültig sei und er sie bitten müsse, einem Allgemeinmediziner, der kein Jude sei, ihr Vertrauen zu schenken. Er schlägt Jan Heroma vor, Tooks Ehemann, den er einen «Mann mit goldenem Herzen» nennt. Wenn sie sich an dessen Praxis wendeten, schreibt er weiter, werde Jan Heroma die damit erzielten Einkünfte Dr. Cahen zukommen lassen und ihm so durch diese schwierige Zeit helfen. Vielleicht kennen die Patienten ihn bereits, diesen Mann mit dem goldenen Herzen, erfahren wir aus dem Brief, sei er doch der berühmte Held, der beim deutschen Angriff auf Dordrecht vor einem Jahr Verwundete bereits behandelt habe, als die Stadt noch unter Beschuss gelegen habe.

In den Archiven befindet sich auch die Bestätigung für das Schicksal, das Liens Eltern erlitten, wovon sie aber natürlich bereits wusste. Ein kurzer Polizeibericht belegt ihre Verhaftung am 9. Oktober 1942 um zehn Uhr abends. Der Vermerk über ihre Verhaftung, korrekt und in Handschrift verfasst, ist allerdings zwergenhaft klein im Vergleich zu der Schilderung des belanglosen Zusammenstosses zweier Fahrräder, die den Grossteil der Seite einnimmt. Es ist frappierend zu sehen, dass sich ein Polizeireporter die Mühe macht, einen verletzten Radfahrer im Krankenhaus aufzusuchen, und von der Festnahme und Deportation eines jüdischen Ehepaars ohne erkennbare Anteilnahme berichtet.

Nach dem Verlassen ihrer Meldeadresse fuhren Charles und Catharine nach Leiden in ein Versteck und wurden dort wohl verraten. Ich stelle mir vor, wie sie – er fünfunddreissig, sie gerade mal achtundzwanzig –

zig – Hand in Hand ihren Häschern gegenübertraten, die von einem niederländischen Polizisten angeführt wurden, Ulrich Koenrad Hoffman, der im selben Alter war wie Charles.

Koenrad Hoffman war in mancher Hinsicht das Gegenteil des Dordrechter Polizisten Harry Evers. Als überzeugtes Mitglied der *Nationaal-Socialistische Beweging* machte er keine Ausflüchte, als er 1949 vor Gericht gestellt wurde. Die für seine Anklage zusammengetragenen Akten zeigen zweifelsfrei, dass er ein krankhafter und reizbarer Faschist war und sich noch über Details ereiferte, Berichte über Lehrer verfasste zum Beispiel, die antideutsche Ansichten äusserten. Er sammelte die Briefe, die ihm anonym unter der Anschrift «Stinkender Hoffman, Gestapo» zugeschickt wurden, reichte sie an den Polizeichef weiter und forderte energisches Durchgreifen. Für seine Korrespondenz verwendete er stets einen Briefkopf mit Schwert und Hakenkreuz und dem Parteigruss der niederländischen Faschisten – «*HOU ZEE!*» – neben seiner Unterschrift. Da er anfällig für Angstattacken war, machte er viel Aufhebens um ineffektive Massnahmen wie die Installation von Abhörgeräten in Zellen. Peinlich korrekt jedoch ging er seinen Pflichten nach, zu denen die «Räumung» eines jüdischen Waisenhauses gehörte, in dem hundertfünfzig Jungen und Mädchen untergebracht waren. Nach dem Prozess beschwerte er sich über das «sehr harte» Urteil von fünfviertel Jahren, das gegen ihn ergangen war, und sagte dem Richter, er sei als «von Amts wegen Befugter» in «keinem juristischen Sinne» schuldig. Im Rückblick, so Hoffman vor Gericht, hege er durchaus moralische Bedenken wegen seines Handelns, aber nur in Bezug auf «sehr unbedeutende Punkte».

Liens Mutter Catharine wurde genau einen Monat nach ihrer Verhaftung durch Hoffman in Auschwitz umgebracht. Sie starb neben ihrer eigenen Mutter, was für Lien ein kleiner Trost ist. Charles wurde wenige Monate später ermordet, am 6. Februar 1943.

Nachdem ich einige Tage in Bibliotheken und Archiven gearbeitet habe, fahre ich am 7. Januar 2015 nach IJsselmonde, an den Ort, in dem Lien circa acht Monate lang bei Mieneke und ihrer Familie versteckt war. Ich hoffe, das Haus zu finden, in dem sie lebte, und den Weg nachzuverfolgen, auf dem sie und Jo Kleijne sich zu ihrem nächsten Versteck im Widerstand durchschlugen.

Früher abgelegen, ist IJsselmonde heute von einem Gewirr von Fernstrassen und Eisenbahnschnellstrecken umgeben und besitzt einen riesigen Hafen, der sich durch das Rhein-Maas-Delta bis zum Meer erstreckt. Das Tempo, in dem sich die einstige Kleinstadt nach dem Krieg bis zu ihrer heutigen Gestalt entwickelte, ist kaum vorstellbar. Der Europoort, westlich gelegen, war bereits 1962 der weltweit grösste Hafen und behauptete diesen Rang bis 2004. Noch immer ist er der mit Abstand grösste Hafen Europas, mehr als doppelt so gross wie sein nächster Konkurrent. Hier werden pro Einwohner der Europäischen Union und pro Jahr eine Tonne Güter umgeschlagen.

Ich habe mir von meiner Tante und meinem Onkel, bei denen ich zu Gast bin, einen kleinen weissen Peugeot 108 geliehen und fahre mitten am Nachmittag am Waalhaven entlang, verblüfft über die Ausdehnung der Docks, Lagerhallen und Aufbereitungsanlagen, die sich zu meiner Linken erstrecken. Seit fünfunddreissig Kilometern sehe ich in einem fort nur Containerstapel und Öltanks. Ich habe eine Reihe von Raffinerien passiert, jede einzelne ein Mangrovenwald aus Metallrohren, und zwischendurch einen Blick auf die matten Eisenrumpfe der Schiffe erhascht. Den konstanten Nachschub an Containern, die hier überall auf Lastwagen lagern, schiebt der Rotterdamer Hafen in den Riesenschlund des Kontinents.

Denen, die mit der Geografie dieser Gegend nicht vertraut sind, sei gesagt, dass man für die Fahrt nach IJsselmonde Konzentration benötigt, weil die Autobahn einen weiterführen möchte, entweder zu den Hafenanlagen oder zu fernen Städten, in denen die Lastwagen ihre Fracht verteilen. Zwischen Lkws eingekeilt, erwische ich nur mit Glück die richti-

ge Ausfahrt, von der ich über ein Gewirr aus mehreren Verkehrskreiseln in den alten Ort gelange, der heute im Schatten einer Hochstrasse liegt, die eine zwölfspurige Strasse mit einer zweibogigen Brücke verbindet. Der eigentliche Ort ist überraschend intakt und ruhig. Er besteht aus hübschen Giebelhäusern, teils noch mit den Daten ihrer Erbauung – 1889, 1905 oder 1929 – versehen. Als ich auf dem Parkplatz am Rand des alten Stadtzentrums halte, ist es 15 Uhr 30, und die Sonne steht bereits tief über der Skyline, in der im Westen die Brücke und die Hochstrasse dominieren.

Lien hat fast keine Erinnerung daran, wie das Haus aussah, das ihr versteckt in Ijsselmonde war. Sie lebte zwar ein halbes Jahr lang dort, sah das Gebäude aber nur ein einziges Mal von aussen: am Tag ihrer Ankunft. Sie weiss aber, dass es am Ortsrand stand, einem Bauerngehöft ähnelte und an den Deich gebaut war.

Vom Parkplatz aus steige ich zur *Nieuwe Maas* hinauf, auf der reger Verkehr herrscht. Gewaltige flache Lastkähne, beladen mit Kohle und Eisenerz, pflügen durch das Wasser. Am gegenüberliegenden Ufer, etwa dreihundert Meter entfernt, stehen vier gleiche Bürogebäude, die aussehen wie Glasskulpturen, einem Tortenstück nachempfunden.

Auf der Suche nach einem Haus, das zu Liens Beschreibung passen könnte, gehe ich auf dem Deichkamm in Richtung Hochstrasse, die mich mit ihrem surrenden Beton schon bald überspannt wie das Dach einer Kathedrale. Die dicken Stützpfiler links und rechts von mir tragen täglich eine Viertelmillion Fahrzeuge. In anderen Ländern wäre das eine gefährliche Gegend, hier aber ist alles sauber und gepflegt. Es gibt zwei ordentliche Abfallkübel, und in der Ferne sehe ich unterhalb des Betons jemanden, der einen Hund ausführt. Dann radelt ein Mädchen in einer leuchtend blauen Gore-Tex-Jacke an mir vorbei, den Blick dabei aufs Handy gerichtet. Das Leben im Ort geht weiter, fast unbeeinträchtigt von dem Zuwachs an Industrieanlagen.

Ich laufe gute zwei Stunden lang suchend herum, im Wesentlichen durch Wohnsiedlungen aus der Nachkriegszeit, die inzwischen um die älteren Gebäude herum entstanden sind, stosse in Lücken manchmal aber auch noch auf Fleckchen dörflichen Lebens. Auf so einem sehe ich, als es bereits dämmt, etwas, das zu Liens Erinnerung passt: ein eingeschossiges weisses Haus, das etwas östlich ausserhalb des Ortsrands steht. Es hat an einer Seite ein Scheunentor und vier kleine Fenster direkt unter dem Loft, zu dem das Dachgeschoss nun ausgebaut ist. Eine Brombeerhecke und Büsche schirmen es gegen die Strasse ab, und es ist direkt in den Deich gebaut.

Das passt zu meinem Bild des Bauernhauses, und ich kann mir vorstellen, wie Lien und Jo denselben steilen Deichhang erklimmen, auf dem ich in der nun anbrechenden Dunkelheit stehe. Durch die Büsche spähe ich in die schwarzen Fenster hinein und mache ein paar Fotos. Dann steige ich weiter hinauf zum Fluss, schaue von oben auf die Dachziegel herab. Ich kann mir vorstellen, wie Lien und Jo sich von hier aus zum Stadtzentrum durchgeschlagen haben könnten, immer dicht am Deichrand unter dem Fluss entlang, bevor sie ihn wieder überschritten und landeinwärts weitergingen. Mit wachsender Überzeugung folge ich einer möglichen Route.

Zwanzig Minuten später sehe ich allerdings im Süden des Dorfs noch mal ein Haus, das sich an einen Deich schmiegt, der zwar niedriger ist, aber ebenso in Betracht kommt. Auch dieses Haus ist eingeschossig und von einer Hecke umgeben. Ich mache wieder Fotos, diesmal mit brennenden Strassenlaternen im Vordergrund, und das Vertrauen in meine Vorstellungskraft schwindet.

Wessen Erinnerung ist es, zu der ich einen Zugang suche? Liens oder meine eigene?

Als ich Lien den Bericht, den ich über ihre Flucht aus Ijsselmonde verfasst habe, ein Jahr später zeige, hat sie grosse Bedenken, nicht weil er unwahr wäre, sondern weil er – im Gegensatz zu allen früheren Teilen ihrer Kindheitserlebnisse – so viele Lücken aufweist, die sie nicht füllen

kann. Sie erinnert sich daran, dass Jo sie im Dunkeln getragen hat, sie erinnert sich an den Deich, weiss noch, dass sie im Zickzack zwischen den Häusern hindurchgeschlüpft sind, dass es das vom Widerstand eingerichtete Versteck gab, in dem es so schmutzig war, wie sie sich eine Kneipe vorstellte. Im Obergeschoss waren Betten, und in einem lag sie mit anderen Leuten. Es stank entsetzlich. Wie gross das Haus aber war, wie lange der Weg bis dorthin dauerte, ob sie gerannt sind – dazu kann sie nichts Genaueres mehr sagen. In meiner Darstellung erscheine sie als zu aktiv, meint sie. Sie sei Zuschauerin gewesen und habe kaum wahrgenommen, was vor sich gegangen sei.

«Sie haben es so geschildert, wie es hätte sein können», sagt Lien. «Ich kann damit leben», fügt sie schliesslich noch hinzu.

Es ist inzwischen vollkommen dunkel, der Akku meines Handys ist leer, ich kann keine Bilder mehr machen. Geknickt wandere ich zum Auto zurück, das allein auf weiter Parkplatzflur steht. Am Steuer sitzend plane ich meine Weiterfahrt, ein wenig getröstet vom warmen Rot und Weiss der Anzeigen auf dem Armaturenbrett. Nach einer Weile hat die Heizung die Kondensation von der Windschutzscheibe entfernt, und das Wageninnere erwärmt sich. Ohne das satellitengestützte Navi meines Handys ist mir etwas mulmig vor der Strecke zum Haus meiner Tante und meines Onkels in Bennekom, das im Landesinnern liegt, ich fahre aber trotzdem auf die Zufahrt und fädele mich zwischen Lkws in den Verkehr auf der Autobahn in Richtung Brücke ein. Er ist fast zum Erliegen gekommen, und es wird noch dauern, bis ich zu Autobahnkreuzen komme, an denen ich Entscheidungen treffen muss. Ich schalte zum ersten Mal an diesem Tag das niederländische Radio ein.

Zwei Männer führen ein Gespräch, der Moderator der Sendung und ein Gast. Mir ist nicht gleich klar, worum es geht: um die Kultur satirischer Zeitschriften in Frankreich. Sie erwähnen ein Magazin, das offenbar in Paris beheimatet ist. Es heisst *Charlie Hebdo*.

«Es war eine Redaktionskonferenz ... ansonsten arbeiten die Zeichner zu Hause.»

«Kannten Sie die Zeichner?»

«Nicht persönlich, aber ich war mit ihrer Arbeit vertraut.»

Es ist etwas Wichtiges passiert. In der Sendung ist von Darstellungen des Propheten Mohammed und von möglichen Folgen für die Meinungsfreiheit die Rede.

Um sieben Uhr gibt es eine Zusammenfassung der Nachrichten. Elf Menschen wurden in den Räumen einer satirischen Wochenzeitschrift niedergeschossen, in der regelmässig Religionen verspottet wurden, auch der Islam. Ein Auto wurde entführt und ein Polizist (selbst Muslim) auf offener Strasse erschossen. Die Angreifer – die mit ihren Waffen fuchtelten und sagten, sie hätten den Propheten gerächt – sind noch auf der Flucht. Anhand des Personalausweises, den einer der Täter verloren hatte, wurden sie identifiziert: Terroristen, die zu einem Zweig von El Kaida im Jemen gehören. Grosse Menschenmengen versammeln sich in ganz Europa auf öffentlichen Plätzen. Zehntausende verharren schweigend und tragen selbstgemachte Plakate, die alle dieselbe Aufschrift tragen: *JE SUIS CHARLIE*.

Während ich mit dem kleinen Auto im Rot der Heckscheinwerfer langsam vorwärtskrieche, debattieren Nachrichtenmoderatoren über die Lage. Sie holen die Meinung von Fachleuten ein und führen Live-Gespräche mit ihren Ausländskorrespondenten in Frankreich. Im Laufe des Abends werden weitere Einzelheiten bekannt, und die Debatte weitet sich ins Historische aus. Um halb neun wird ein Interview mit Job Cohen, dem ehemaligen Bürgermeister von Amsterdam, gesendet. Er schildert seine Reaktion auf die Ermordung des holländischen Filmemachers Theo van Gogh vor zehn Jahren.

Van Gogh (ein Nachkomme der Familie des berühmten Malers) war ein preisgekrönter Regisseur und Kämpfer für die Meinungsfreiheit, der es sich zum Prinzip machte, Grenzen hinauszuschieben. Er machte derbe

Scherze über den Holocaust und nannte Jesus den «verfaulten Fisch von Nazareth». Im Jahre 2004 drehte er den Film *Submission*, dessen Titel auf eine mögliche Übersetzung des arabischen Worts für «Islam» anspielte. Darin zeigte er die Körper von muslimischen Frauen, die von ihren Ehemännern und Familien physisch misshandelt worden waren, und beschriftete Körperteile mit Koran-Suren über die Behandlung von Ehefrauen. Der Film wurde vom VPRO, einem ursprünglich religiösen Radiosender und heute öffentlich-rechtlichen Kanal, im Fernsehen ausgestrahlt. Als van Gogh drei Monate später eines Morgens gegen neun Uhr mit dem Fahrrad zu seinem Büro fuhr, wurde achtmal auf ihn geschossen und ihm anschliessend auf offener Strasse die Kehle durchgeschnitten. Sein Mörder, ein muslimischer Extremist, der auch zwei Zufallspassanten verletzte, heftete van Gogh mit dem Messer ein Bekenner schreiben an die Brust, in dem er der Autorin des Drehbuchs (Ayaan Hirsi Ali) Rache androhte.

Im Radio wird ein Teil der Rede wiederholt, die Job Cohen als Bürgermeister an dem Abend vor einer Menschenmenge hielt, die der in Paris und anderswo von heute ähnelte. In der Rede sprach er von «Dam» als «dem Symbol unserer Freiheit» und davon, dass Fortschritte nur durch «Diskussion, durch die Feder und – als letztes Mittel – durch die Gerichte zu erreichen sind, nicht aber dadurch, dass man das Gesetz in die eigene Hand nimmt». Seine Worte atmeten den Geist der Toleranz und Offenheit und wurden von der Menge begeistert aufgenommen.

Doch selbst im November 2004 war das purer Idealismus. Die Normen in Bezug auf die Redefreiheit, an die Cohen in diesem Augenblick appellierte, waren längst nicht universell anerkannt.

Es gab in den Niederlanden einmal eine Zeit, in der sogar der Ministerpräsident ohne Personenschützer zur Arbeit radeln konnte. Doch am 6. Mai 2002 ereignete sich das Attentat auf Pim Fortuyn. Wie van Gogh war er so etwas wie ein Extremist, ein Vertreter einer speziellen nieder-

ländischen Mischung von linken und extrem rechten Positionen. Fortuyn bekannte sich offen zu seiner Homosexualität und sprach sich gegen politische Korrektheit, Einwanderung und vor allem gegen den Islam aus, den er «zurückgeblieben» und mit dem modernen Leben unvereinbar nannte. Als Kandidat für den lokalen Zweig einer Überregionalen Partei errang er in Rotterdam 37,4 Prozent der Stimmen. Danach gründete er eine eigene Partei: die Liste Pim Fortuyn. Als Meinungsumfragen ihr kurz vor den Parlamentswahlen 2002 ein hohes Wahlergebnis voraus sagten, wurde Fortuyn, der gerade aus dem Gebäude des staatlichen Rundfunks in Hilversum kam, auf dem Weg zu seinem Auto durch fünf Schüsse in den Hinterkopf niedergestreckt. Zufälligerweise war sein Mörder kein Dschihadist, sondern ein fanatischer Gegner der Massentierhaltung, der Fortuyns Ansichten über den Islam und die Einwanderung als Gefahr für die Gesellschaft betrachtete. Dieses Detail jedoch geht (ebenso wie das des erschossenen muslimischen Polizisten in Paris) leicht unter.

Allmählich löst sich der Stau auf, und ich folge den Schildern nach Utrecht. Das Interview mit dem früheren Bürgermeister von Amsterdam endet, und im Radio beginnt eine Diskussionsendung, in der häufig der Ausdruck «islamischer Faschismus» fällt. Morgen wird es eine neue Entwicklung in Paris geben: den Überfall auf einen koscheren Supermarkt, der mit weiteren Toten endet, diesmal direkt gegen Juden gerichtet. Ich komme in der Dunkelheit wieder schneller voran und denke zwangsläufig über die unübersehbaren Gemeinsamkeiten der gegenwärtigen und der vergangenen Epoche nach: absurde Verschwörungstheorien, ökonomische Rezession und der Verlust des Vertrauens in Politiker, die von vielen für schwach und bestechlich gehalten werden. Das kleine Auto zieht an Container-Lkws vorbei, die Waren und Güter durch Europa transportieren: Kühlschränke, Fernsehgeräte, Möbel und Plastikschuhe. Dem Anblick dieser Strassen nach zu urteilen ist von dem alten Europa nichts übrig, nur sein Gespenst ist noch da.

BENNEKOM, SPÄTHERBST 1943 BIS SOMMER 1944

Es ist warm in der Kirche. Helles Licht dringt durch die Bogenfenster, und der Kreis aus Buntglas über der Kanzel leuchtet gelb und blau. Die Leute um sie herum tragen ihre Sonntagskleider und verströmen einen sauberen Mottenkugelgeruch; sie stehen alle zusammen auf und setzen sich wieder, sprechen im Singsang halblaut dieselben Worte:

Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.

Lien spricht die Worte mit den anderen mit. Wenn sie aus Versehen mal zu langsam oder zu schnell ist, hört sie, wie fremd ihre eigene Stimme in diesem Raum klingt. Es ist nett mit den vielen Menschen ringsherum, die alle dasselbe tun und dasselbe sagen.

Heute tun ihr die Beine nicht weh. Das Bild verblasst zwar allmählich, aber sie weiss noch, wie sie zum ersten Mal in die Praxis kam, und sieht im Geiste noch vor sich, wie sich der Arzt mit dem feinen Flaum auf dem Haupt herabbeugte und die befallenen Stellen mit einer scharfen Tinktur abtupfte. In der Praxis war es sehr sauber. An der Wand hing ein Schaubild mit einem Querschnitt des Menschen, auf dem man die inneren Organe sah.

Jetzt steigt der Gastprediger zur Kanzel hinauf. Er ist mit dem Fahrrad heute Morgen aus Arnheim gekommen und wird hier predigen. Erst jedoch ist der Laienprediger an der Reihe.

*Und Jesus antwortete: Ich muss wirken die Werke des,
der mich gesandt hat...*

Seine Stimme ist tief, und die Worte haben den Rhythmus eines Gedichts.

... es kommt die Nacht, da niemand wirken kann ...

Sie nehmen in der Schule jetzt Gedichte durch, darunter auch die Psalmen, die sie auswendig lernen.

*...er spie auf die Erde und machte einen Brei aus dem Speichel
und legte den Brei auf des Blinden Auge ...*

Ob es heute wieder Kartoffelbrei gibt wie vorigen Sonntag? Den hat sie nicht gemocht. Er hat nach Seife geschmeckt.

*... Die Juden glaubten nicht von ihm, dass er blind gewesen
und sehend geworden wäre ...*

Jetzt ist die Lesung vorüber, und der Prediger blickt von der Kanzel herab und fesselt Lien mit seinem Schweigen und seiner ernsten Miene. Neben ihr regt sich Mutter van Laar, legt den Kopf noch weiter in den Nacken und wartet, die Hände gefaltet, aufmerksam auf das, was nun folgt.

«Jesus speit aus», sagt der Prediger. «Er speit auf die trockene Erde und macht aus dieser Erde einen Lehm, und diesen Lehm legt er einem Blinden auf die Augen ...»

Der Mann bringt einen dazu, dass man über die Worte nachdenkt, und Lien kann sich die Szene vorstellen. Der Staub der Wüste, die zusammengelaufenen Menschen in ihren groben Gewändern und die weisse Scheibe der Sonne, die vom Himmel brennt. Die bildhafte Sprache der Predigten gefällt ihr. So ist es auch, wenn sie der Familie nach dem Abendessen aus der Bibel vorliest. Sie genießt das Zusammensein und den rhythmischen Singsang jeder einzelnen Zeile.

Lien war schon immer eine Träumerin, und wenn sie nachts unter den steifen Laken liegt, kehren die an dem Tag erlebten Freuden und Frustrationen, verfremdet durch ihre Fantasie, zu ihr zurück. In der Schule darf sie in der Pause nicht rennen, denn sie war krank und muss sich schonen. Im Traum wirft Lien diese Regel über Bord, ganz ungeduldig vor lauter Bewegungsdrang, aber sie schwebt bloss in der Luft und kommt nirgendwohin. Im Schlaf löst sie die Rechenaufgaben und besteht die Diktate, in denen sie so gut ist, und will sich mit dem Mädchen anfreunden, das in der Schulbank neben ihr sitzt, aber das gelingt ihr nicht.

Dann kommt der grässliche Teil des Traums. Sie merkt, dass es losgeht, kann es aber nicht anhalten. Sie geht im Getümmel anderer Kinder durch die Schulflure mit den hohen Decken, und der Drang wird mit jedem Schritt stärker. Sie muss pinkeln. In der Kabine in Sicherheit, kann sie es schliesslich laufen lassen. Es ist eine warme Nässe und anfangs ganz angenehm. Jetzt aber wird sie kalt.

Schlafrunken ruft sie in den Raum hinein.

Es ist vollkommen dunkel um sie herum und dann plötzlich sehr hell, als sie benommen, die Augen verklebt, vom Bett wegtappt.

Hektik bricht aus. Das Laken wird aus den Ecken gezogen und landet als Bündel auf dem Boden. Arme hoch, zieht jemand ihr Nachthemd herauf, das über ihre Haut gleitet. Für einen Moment steckt sie fest, gleich danach aber riecht es nach Seife, und sie steht, einen nassen, kalten Waschlappen am Körper, vor dem Spülbecken. Sie ist jetzt hellwach und erlebt alles mit, steht nackt im Licht. Mutter van Laar ist flink, ihr

kommt kein Wort des Vorwurfs über die Lippen, aber Lien schämt sich trotzdem. Sie wird zwar nicht ausgeschimpft, aber auch nicht getröstet, weder durch Worte noch durch eine Berührung.

Zehn Minuten später liegt sie wieder im Bett, sauber in der absoluten Dunkelheit und hat nun Angst vorm Einschlafen.

Auf dem Foto in ihrem Album steht Lien mit der Familie van Laar in deren Garten zwischen winterlichen Blumenbeeten, die mit bemalten Steinen begrenzt sind. Das Haus hinter ihnen ist neu und sieht nett aus; ein Reihenhhaus. Es steht am Ortsrand von Bennekom, einem Dorf im Landesinnern. Am Ende des angrenzenden Felds sieht man einen Wald. Die Versammlung der Personen auf dem Bild wirkt förmlich: Alle fünf stehen kerzengerade, die Arme neben sich am Körper, wie für eine Untersuchung aufgereiht (wer die fünfte Person, hinter Lien, ist, konnte ich nicht herausfinden). Vater van Laar und Jaap, sein Sohn, sehen ordentlich aus mit ihrem Schlips, dem kurz geschnittenen Haar und den glänzenden Schuhen. Mutter van Laar steht in der Bildmitte. Mit ihrem selbstsicheren Lächeln, dem hohen Kragen, dem stramm zugeknöpften Jackett und der auffälligen Brosche ist sie offenbar das Familienoberhaupt. Die ganze Familie schaut in die Kamera, nur Lien wendet den Blick ab. Ihr kurzärmeliges Kleid ist anscheinend ein bisschen zu dünn für die Witterung und wird von einem Wind gebläht, den sonst keiner der Abgelichteten zu spüren scheint.

Die niederländisch-reformierte Kirche (*Hervormde Kerty*, zu der die van Laars ihrem Aufzug auf dem Foto nach zu urteilen unterwegs sind, befindet sich einen Dreiviertelkilometer entfernt in der Ortsmitte: ein massiver Bau aus rotem Backstein, begonnen im elften Jahrhundert mit einem quadratischen Turm und schmucklosen schmalen, fast bis zum Boden reichenden Fenstern. Innen wurden die Kirchen mauern schon vor



Familie van Laar

langer Zeit ihrer Statuen und Fresken entkleidet und lassen nun die schlichten Predigten widerhallen, die vor den zuhörenden Erwählten gehalten werden. Sie sind Mitglieder einer calvinistischen Glaubensgemeinschaft, deren Ursprünge bis auf die Dordrechter Synode zurückrei-

chen. Sie ist die grosse nationale Institution, die einst Baruch Spinoza mit allem Prunk beerdigte und sein Grab später wieder zerstörte, weil die Liegegebühren nicht bezahlt wurden. Mit ihrem Pragmatismus und ihrer Weltzugewandtheit hat die reformierte Kirche viel zur Herausbildung des holländischen Nationalcharakters beigetragen: gerade, stolz aufs Eigene und entschlossen, der Aussenwelt eine Fassade der Achtbarkeit zu präsentieren.

Von denkwürdigen Ausnahmen abgesehen, kam die reformierte Kirche ihren bedrängten jüdischen Nachbarn nicht sonderlich schnell zu Hilfe. Ihre Ältesten, das ist selbstverständlich, lehnen die deutsche Besatzung zwar ab und sind dem Haus Oranien treu ergeben, hegen jedoch eine Abneigung gegen Selbstdarstellung und jegliche Art von überstürztem und demonstrativem Handeln. Recht und Ordnung sind tragende Säulen ihres bürgerlichen Wertegerüsts, und diese Überzeugung verträgt sich schlecht mit Widerstand gegen die Nazis.

Bereits im Juli 1942 gab es den Plan, in allen christlichen Kirchen einen Hirtenbrief zu verlesen, in dem die Massendeportationen von Juden missbilligt wurde. Es lag sogar schon der gemeinsame Text vor, auf den sich die Vertreter aller Protestanten mit den Katholiken geeinigt hatten. Zuletzt nahmen die Ältesten auf der Synode der reformierten Kirchen davon jedoch wieder Abstand, umgestimmt durch die Zusicherung, protestantische Juden würden bei einem Verzicht auf öffentlichen Protest verschont bleiben. Anstatt sich über den faulen Kuhhandel zu empören, veröffentlichte die Synode nun sogar eine Erklärung, in der sie die «bitteren Prüfungen» schilderte, die Gott «dem Volk Israel» bereite, das sich der Bekehrung zum christlichen Glauben widersetze.

Sie hätten wirklich die Wahl gehabt. Als die Katholiken vorangingen und ihren Hirtenbrief zum Vorgehen der Deutschen gegen die Juden wie geplant verlasen, wurden prompt über zweihundert jüdische Mitglieder ihrer Gemeinde verhaftet und in die Lager deportiert, darunter auch die Philosophin und Nonne Edith Stein, die dort den Tod fand. Doch selbst

nach dieser Strafaktion blieb der katholische Erzbischof standhaft und leitete später Tausende von Gulden aus den Kollekten an den Widerstand um. Die reformierte protestantische Staatskirche hingegen wollte ihre Stimme noch immer nicht erheben.

In der Rückschau erweist sich das Wegducken der protestantischen Synode im Juli 1942 als entscheidender Moment in der Geschichte der Niederlande. Seyss-Inquart, dem von den Deutschen installierten Reichskommissar, hatte die Aussicht auf Widerspruch der Kirche grosse Sorgen bereitet, nachdem der Protest der Lutheraner im besetzten Norwegen dem Widerstand starken Auftrieb gegeben hatte. Wäre ein gemeinsamer Hirtenbrief aller niederländischen Kirchen veröffentlicht worden, hätten womöglich mehr holländische Familien ihren Mitbürgern Unterschlupf gewährt, vielleicht den Betrieb der Eisenbahntransporte nach Polen sabotiert und als Polizisten weniger bereitwillig an der Festnahme und Inhaftierung von Juden mitgewirkt. H.C. Touw, dem grossem Historiker der reformierten Kirche, wäre sein Verdikt über die Synode erspart geblieben. Ihr Verhalten sei «tief beschämend» und «gewissenlos» gewesen. Man habe Angst gehabt, «sich an kaltem Wasser zu verbrühen». Alles in allem müsse «von einer schweren kollektiven Schuld gesprochen werden».

Als Lien Ende 1943 nach Bennekom gebracht wurde, hatte die reformierte protestantische Kirche ihre Haltung geändert. Sie unterstützte nun den aktiven Widerstand und rief die Gläubigen dazu auf, ihre Mitbürger zu schützen, sogar unter persönlichem Einsatz. Auch wenn Lien selbst davon nichts wusste, war es diese Änderung des nationalen Bildes, wodurch sie in den ländlichen und daher weniger gefährlichen Teil der Niederlande kam.

Jene Lien, die in einem dünnen weissen Kleidchen auf dem Foto rechts steht, ist ein anderer Mensch. In dem Haus im Hintergrund ist sie eher Dienstmädchen als Tochter, auch wenn sie Herrn und Frau van Laar mit

«Mutter» und «Vater» ansprechen muss. Zu ihren Aufgaben gehört, morgens die Asche aus dem mit Holz befeuerten Küchenherd zu holen und diesen frisch anzuschüren; anschliessend muss sie die Schuhe putzen. Gleich nach der Schule ist das Staubwischen dran, wobei sie einen Lappen in jede Hand nimmt, um keine Flecken auf den Möbeln zu hinterlassen. Die Teller aus Delfter Blau, die im vorderen Zimmer hinter Glas stehen, müssen einer nach dem anderen angehoben und die Fläche darunter abgewischt werden. Lien findet das schwierig – sie hat keine Übung darin und auch keine Lust dazu –, deshalb dauert es lange.

Sie sind gegensätzlich, Lien und Mutter van Laar. Sogar die Fotos im Album könnten unterschiedlicher kaum ausfallen. Lien blickt zur Seite, ist abgelenkt, ein richtiger Wildfang mit ihren Locken, aber bereits eine Schönheit – sie hat einen dunklen Teint und ebenmässige Züge, die eine seelische Tiefe erahnen lassen. Mutter van Laar hingegen wirkt eher schlicht mit ihrer Physiognomie und dem jungenhaften Scheitel, der ihr plattes, kurzes Haar teilt. Lien kann es ihr nicht recht machen, obwohl sie sich grosse Mühe gibt, und gerät in heissen Zorn, als Nachbarn fragen, wie sie sich mache, und Mutter van Laar sich nur abschätzig äussert. Ihre Finger beginnen zu zittern, als sie am Küchentisch sitzt und die Lebensmittelmarken zurechtschneidet und zu Häufchen stapelt, noch eine ihrer Pflichten, und dabei hören muss, sie sei bei allem so langsam. Das Versteck in Ijsselmonde hat sie noch gleichmütig ertragen, jetzt aber lodern Gefühle in ihr, die sie kaum noch in Schach halten kann. Während sie weiter die Marken zurechtschneidet, doziert Mutter van Laar über die Sonntagspredigt und empfiehlt eine Methode, mit der man Netzgardinen vor dem Vergilben bewahrt. Am Ende jedes Satzes presst sie erst einmal die oberen Zähne auf die Unterlippe, was Lien rasend macht.

Lien verzieht sich nach oben in ihr Zimmer und lässt einen Stapel Marken auf dem Tisch zurück, der krumm und schief ist anstatt akkurat

gestapelt. Mit den Gedanken ist sie schon halb bei den Abenteuern in dem Buch, das sie gerade liest. Es heisst *Patriotten en prinsgezinden* und gehört zu einer Reihe, die im Wohnzimmer im Regal steht, die Buchrücken mit ihrem Gold und Rot exakt ausgerichtet. Lien mag sie zu gern. Ein dreifaches Hurra den Orangisten! In Treue zu Gott und dem Prinzen von Oranien! Genau in diesem Moment wird der junge Maurits auf dem Gepäckdach einer Postkutsche verstaut, die über Kopfsteinpflaster nach Paris rollt, und unter ihm sitzt, die Flasche Wein an den Lippen, Marschall Soult. Wenn Soult den Jungen entdeckt, schneidet er ihm bestimmt das Herz aus dem Leib. Aber Maurits ist tapfer und muss unbedingt die versteckten französischen Pläne finden.

In ihren freien Stunden versenkt sich Lien in diese Welt der Schoner, Schwertkämpfe und nächtlichen Fluchten über Schlossmauern. Die Patrioten sind die Schurken (und ergo gar keine richtigen Patrioten). Sie sind mit den französischen Eindringlingen im Bunde und empfangen ihre Befehle von Napoleon persönlich. Der Kaiser hat seinen schwachen jüngeren Bruder Lodewijk auf den holländischen Thron gesetzt und weiss schon, was er mit Hollands Reichtum, seiner Freiheit und seiner Kirche machen will. Indessen kämpfen die Orangisten gegen ihn und schaffen Hilfe aus England heran, Soldaten, die den Kanal im Schutze des Nebels und der Dunkelheit überqueren. Unter ihren Umhängen tragen sie Degen und silberne Pistolen und edelmütige Herzen. Lien sitzt im Bett, halb unter der Decke, und ist mal eins mit einer Prinzessin, die in einem Turm eingekerkert ist, und mal eins mit dem Helden, der zu ihr hinaufklettert und weiss, dass der Strick jeden Augenblick reissen kann.

Vom Winter 1943 bis zum Frühjahr 1944 bestimmt der Rhythmus des van Laar'schen Haushalts – das morgendliche Feueranzünden, das Schuheputzen, die Aufgaben in der Küche und das abendliche Vorlesen aus der Bibel – Liens Leben. Sie erfreut sich an Geschichten und an ihren

guten Leistungen in der Schule, wo sie als sehr klug hervorsticht, und dennoch wächst in ihr der Groll. So vieles geht ihr gegen den Strich: die Regeln, das ständige Kritisiertwerden, das Saubermachen; ausserdem wird sie von Jaap, dem Sohn der Familie, verpetzt, zum Beispiel wenn sie doch mal auf dem Pausenhof rennt, was sie wegen ihrer zarten Gesundheit eigentlich nicht soll. Aus ihrer Sicht sind die van Laars nur auf den äusseren Anschein bedacht, sie jedoch hat ein reiches Innenleben.

Der Boden erwärmt sich, und trotzdem wird es sogar hier auf dem Land zunehmend schwerer, etwas zu essen aufzutreiben, weswegen Lien zur Reihe ihrer Pflichten noch eine neue Aufgabe zugeteilt bekommt. Sie muss nun «beim Bauern holen». Das «Holen» ist genau genommen ein «Erbetteln», und ein Mädchen, das so hübsch und dünn ist, macht sich dabei sehr gut. Sie wandert an Hecken entlang, durch Wälder und Weiden zu Bauernhöfen und stellt sich ans offene Scheunentor. «Haben Sie vielleicht Eier oder Milch für Mutter?», muss sie fragen. Fast immer kommt sie mit irgendetwas wieder, einem in braunes Papier eingeschlagenen Stück Speck zum Beispiel, einem Bund Frühlingzwiebeln oder einem schmalen gelben Dreieck Käse.

So streift Lien durch die Landschaften des Gelderlands, eine Märchengestalt mit einem Korb in der Hand. Es ist ein Holland, das sich stark von dem der geraden Felder und Kanäle, der Windmühlen und Pappeln im Westen unterscheidet. Hier wurzeln die Birken in Senken und an seichten Hügeln, und der gesprenkelte Boden unter ihren Ästen ist bedeckt von Blaubeersträuchern mit kleinen dunkelgrünen Blättern. Zwischen den Wäldchen liegt Heide, die blasslila aus dem Weiss des dünnen Grases leuchtet. Die Bauernhöfe sind klein und alt, niedrige Holzscheunen mit Dächern aus moosigem Stroh, in denen ein paar Ziegen und Hühner und eine Kuh stehen. Sie wechseln sich ab mit Ferienhäusern und Zeltplätzen, auf denen deutsche Soldaten ihre Wäsche aufhängen oder an Tischen sitzen, rauchen und Karten spielen.

Einmal, Lien geht auf einem breiten sandigen Weg, neben dem beidseits weite, helle Felder liegen, kommt hinter ihr ein Pferdekarren angefahren und holt sie ein. Der Karren ist hinten offen, auf ihm sitzt ein halbes Dutzend noch jugenhaft wirkender Soldaten auf Säcken und sonnt sich. Als sie Platz macht, bemerken die Soldaten sie und winken, und sie winkt zurück. Und dann halten sie an und rufen nach ihr, fordern sie mit breitem Lächeln als Beute. Ein junger Mann mit einem Gesicht voller Sommersprossen springt mit blossen Füßen herunter in den Sand, geht in die Hocke und hebt sie mit Schwung auf die heissen Holzbretter hinauf in die Sonne.

Das ist ganz schön weit oben. «Sprechen Sie Deutsch?», fragen die jungen Männer. Um ihr ein Lächeln zu entlocken, sagen sie Wörter in ihrer Sprache, die sie nachsprechen soll, und suchen in ihren Taschen nach Geschenken, und sie isst das Knäckebrot und den Schokoladenersatz, den sie ihr unter Gelächter und viel Zureden in die Hand drücken. Die jungen Soldaten zeigen Lien Fotos ihrer Familien zu Hause. Sie sprechen untereinander Deutsch und fixieren sie mit funkelnden Augen. So fahren sie vielleicht eine halbe Stunde lang durch die Felder und Wälder, Lien ihre Gefangene und zugleich eine Prinzessin. Am Ortsrand angekommen, zeigt Lien, wo ihr Haus ist, und die Soldaten heben sie herunter.

Sie geht zu Fuss weiter, dreht sich nicht um und denkt auch nicht über die Begegnung mit den Soldaten nach. Wie alles andere ist das einfach geschehen. Der Krieg oder Freund und Feind kommen in ihren Gedanken nicht vor. Auch ihre Eltern nicht oder überhaupt irgendwer aus ihrer Vergangenheit, der womöglich noch irgendwo in der grossen weiten Welt da draussen ist.

Auf den Mai 1944 folgt der Juni, und nach der frühen Hitze, die schon den Sommer verhies, kommt Regen. Sechshundert Kilometer weit entfernt in der Normandie findet die erfolgreiche alliierte Landung statt, doch davon erfährt Lien nichts. Das wichtige Ereignis ist, dass die van

Laars zu einem kurzen Urlaub aufbrechen, was bedeutet, dass sie bei den Nachbarn in Nummer 31 bleiben muss. Eine ziemliche Veränderung.

Corrie de Bond, das Mädchen von nebenan, ist ein paar Jahre älter – ein mitteilsamer, mütterlicher Typ mit einem starken ländlichen Akzent und rosigen Wangen. Sie überschüttet Lien mit Teenager-Klatsch und Ratschlägen. Corrie trägt zwar noch einen Peter-Pan-Kragen, ist aber schon fast eine Frau und spricht zu Liens Erregung ein paar unangenehme Wahrheiten über Mutter van Laar aus. Toon und Jansje, Corries Eltern, sind ein lustiges Gespann. Jansje ist dünn und hat immer ein Lächeln im runden Gesicht – eine erwachsene Frau, aber kleiner als Lien und mit sehr leiser, sanfter Stimme. Kränklichkeit in der Jugend hat sie gebrechlich gemacht, und sie verbringt viel Zeit im Bett und ruht sich aus. Dadurch ist die Rolle des Familienoberhaupts Corrie zugefallen: Sie putzt die Küche, hilft beim Essenmachen und schimpft manchmal sogar den Vater aus, wenn der erst spät heimkommt. In diesem Haushalt herrscht ein ständiges Kommen und Gehen, und es ist Corrie, die den Leuten erklärt, welche Regeln hier gelten.

Lien ist schon seit ein paar Tagen da, als Corries Vater einmal sogar noch später heimkommt als sonst. Obwohl ein Riese von Gestalt, über einen halben Meter grösser als sie, senkt er lammfromm den Kopf und lächelt zerknirscht, als seine Tochter auf die Wanduhr zeigt. Statt Jacke und Schlips trägt er mit Farbe bespritzte Hosenträger und den Kragen am Hemd offen. Ein feines Lächeln spielt um seine Lippen, als er einen kurzen Moment verharret und schweigend, die Hände auf dem Rücken, wartet und dann unter Zwinkern einen Sack mit Kartoffeln, an denen schwere Erde klebt, hervorlügen lässt und triumphierend auf den Tisch wuchtet, wo sie rumpelnd zur Ruhe kommen. Seine kleine Frau ist entzückt, doch bevor etwas gesprochen werden kann, kommt Maartje, die Jüngste, mit einer Puppe im Schlepptau hereingerannt und will unbedingt

hochgehoben werden. Corrie ermahnt den Vater zur Behutsamkeit. Und darum hebt er Maartje so sacht, dass nur die karierte Spange in ihrem Haar an den Gips stösst, bis an die Decke, die nur wenig höher ist als sein kahler Schädel. Als sie hinterher alle zusammen essen, wird dabei gekichert und sie unterhalten sich anstatt zu beten. Lien ist still und geniesst das Beisammensein und den Nachtsch, den es zum Schluss gibt.

Als sie in der Nacht neben der Alteren liegt, sagt Lien flüsternd, sie würde lieber hier bei Corrie und Maartje wohnen, sie passe doch genau in die Mitte zwischen der kleinen Schwester auf der einen und der grossen Schwester auf der anderen Seite. Aber, belehrt Corrie sie altklug, so ein Tausch wäre zu gefährlich. Und so zieht Lien drei Tage später wieder in ihr bekanntes Zimmer in Nummer 33 bei den van Laars zurück.

Es ist ungerecht, die van Laars als die Bösen hinzustellen. Ein Kind bei sich aufzunehmen war eine mutige Tat, und sie haben sehr wohl ebenfalls ihre Ideale und Massstäbe. Es ist nicht leicht, eine Fremde in eine Familie zu integrieren. Zweifellos möchte Mutter van Laar Lien beibringen, besser zurechtzukommen, und das Kind mit seiner Verträumtheit, seiner Distanziertheit und seinem gelegentlichen Schmollen entspricht nicht gerade ihrem Ideal von vernünftiger und häuslicher Gottesfurcht.

Dennoch klingt es in Liens Ohren wie ein Vorwurf, wenn beim abendlichen Beten stets von wirklicher Dankbarkeit die Rede ist, und als es im September immer früher dunkel wird, teilen sich ihr Zorn und ihre Überzeugung, dass in diesem Hause alles verlogen ist, mit jedem ihrer Blicke mit. Die Familie und die leeren Mägen spüren die Anspannung, und der Regen hebt die Stimmung auch nicht. Am Tisch wirft Lien Jaap finstere Blicke zu, als er in allen Details berichtet, dass Lien in der Schule auf dem Pausenhof bei «Himmel und Hölle» mitgespielt habe. Nach dem Essen liest Lien wie immer aus der Bibel vor, und heute hat ihre Stimme etwas Schneidendes.

Der Regen hat für den Moment aufgehört, die Eltern wollen vor der Sperrstunde noch einen Spaziergang machen, und Jaap geht zum Spielen raus. Lien tritt in der Küche unsicher von einem Bein aufs andere. Vielleicht könnte sie, das Geschirr hat sie ja abgewaschen, zu Corrie übergehen und sich mit ihr unterhalten? Dann schleicht sich ein frevelhafter Gedanke an sie an, und noch ehe sie ihn richtig bemerkt, ist sie schon in der Diele. Hier, unter der Treppe, ist die Tür, die zum Keller führt. Sie hat immer noch Hunger. Zu beeilen braucht sie sich nicht.

Sie drückt die Klinke, sieht die Treppe und schaltet das Licht ein. Der schnelle Schlag ihres Herzens klingt ihr in den Ohren. Jetzt oder nie! Vornübergebeugt verharrt sie für einen Moment an der Bodenluke. In der gelb emaillierten Büchse auf dem obersten Regalbrett ist Würfelzucker, das weiss sie genau. Eilig steigt sie die Stufen zu dem Steinboden hinab, und das graue Viereck über ihr wird mit jedem Schritt kleiner. Da ist sie, ganz oben, wie sie es erwartet hat: die gelbe Büchse. Mit den Fingerspitzen kippt Lien sie nach vorn, fängt sie mit den Daumen auf. Die Zuckerwürfel klappern leise.

«Was tust du da?», fragt Mutter van Laars Stimme.

Sie durchzuckt das Mädchen wie ein Stromstoss.

Lien sieht hinauf in das Grau über sich, ein Tier in der Falle, und brennende Röte steigt ihr ins Gesicht. Und dann kommt die Wut, die schon so lange in ihr schwelte wie ein Torffeuer unter dem Gras, ans Licht.

«Sie sind ein gemeines Weib», murmelt sie, zu leise, um sich selbst sicher zu sein, aber laut genug, um gehört zu werden.

Nach langem Schweigen folgt die Antwort.

«Das ist das Jüdische an dir», sagt Mutter van Laar.

**AMSTERDAM,
JANUAR 2015**

Bennekom, wo Lien bei den van Laars unterkam, ist die Heimatstadt meiner Mutter. Es ist der Ort in den Niederlanden, den ich am besten kenne, und in Bennekom habe ich seit Beginn dieser Recherchen die längste Zeit bei meiner Tante und meinem Onkel gewohnt. Es ist Zufall, dass Lien Jahre in dieser mir vertrauten Gegend verbracht hat, denn unsere Verbindung besteht über die Familie meines Vaters und keineswegs über die meiner Mutter.

Lien verstummt, aber wie beim letzten Mal läuft das Aufzeichnungsgerät auf dem Tisch weiter. Es ist 13 Uhr am Sonntag, und ich bin wieder in ihrer Amsterdamer Wohnung. Es ist unser erstes Gespräch seit über einer Woche.

Lien räumt das Fotoalbum mit den Bildern der van Laars vom Tisch und legt das Geschirr und Besteck fürs Mittagessen auf. Wir unterhalten uns beim Essen weiter.

Die Metapher von dem Feuer, das unter der Oberfläche schwelt, ist Lien ebenso wichtig wie das früher von ihr verwendete Bild des Zorns «auf Sparflamme» für die Zeit, als sie auf dem Bauernhof in Ijsselmonde versteckt war. Sie kommt darauf zurück, als wir nun über ihre Gefühle sprechen. Der Groll hatte sich über Monate hinweg aufgestaut und liess sich, als er offen ausbrach, nicht mehr eindämmen. Es kam zu heftigem Streit mit den van Laars, bei dem alles herausgeschrien wurde; Lien selbst äusserte auch schreckliche Dinge.

«Ich war sehr unfreundlich zu ihnen», sagt Lien behutsam, «und sie auch zu mir.»

In Familien, sagt sie, bildeten sich oft Verhaltensmuster heraus, durch die jeder Einzelne von vornherein festgelegt sei. Man wisse lange bevor es tatsächlich geschehe, was der eine tun und was der andere sagen werde. Bei ihr und den van Laars wurde Unfreundlichkeit zu so einem Muster. Es gab keine Rücksichtnahme, keine gegenseitige Anerkennung, der Umgang miteinander war nie nett.

«Aber», fügt Lien nachdenklich hinzu, «es war auch sehr anständig von ihnen, ich finde es sogar hochmoralisch, dass sie mich trotz meines problematischen Verhaltens (... und problematisch war es mit Sicherheit...) nie abgeschrieben haben.»

Jemanden abschreiben – das kann Verschiedenes bedeuten.

Ich will von Lien wissen, ob sie Zorn empfunden habe.

Sie antwortet nicht gleich.

«Ich glaube, mein dominierendes Gefühl war, dass ich nichts mehr hatte, woran ich mich halten konnte. Es gab keine Grenzen ... kein Netz ... Am stärksten habe ich empfunden, dass ich mich im freien Fall befand und niemand mich auffangen konnte. Man braucht jemanden, der einem die rote Linie aufzeigt, die man nicht überschreiten darf, und diese Person hatte ich nicht.»

Bei ihrer späteren beruflichen Tätigkeit als Sozialarbeiterin, erklärt Lien mir, sei diese Erfahrung der Grund dafür, dass sie sich so gut in Kinder habe einfühlen können, die Schwierigkeiten mit Autorität gehabt hätten. Diese Kinder kannten ebenfalls keine rote Linie, weswegen nichts sie davor bewahrte, in die Kriminalität abzugleiten. Dort hätte sie ebenfalls landen können, glaubt sie, wenn sie an die Verwirrung und das Verlassenheitsgefühl denkt, die sich in ihr breitgemacht hatten.

Beim Tischabräumen erzähle ich Lien von Josie, unserer ältesten Tochter. Genau genommen ist sie meine Stieftochter, aber so habe ich sie nicht genannt. Im Alter von ungefähr dreizehn bis achtzehn durchleb-

te Josie eine Phase, in der sie ebenfalls keine Grenzen kannte und so wenig zu bändigen war, dass die Familie daran fast zerbrochen wäre. Auch bei uns kamen tief verwurzelte Verhaltensmuster zum Tragen, aus denen wir nicht ausbrechen konnten. Der Vergleich scheint widersinnig – ein moderner Teenager und eine Holocaust-Überlebende –, kommt mir in dem Moment aber passend vor, weil ich in den vergangenen Stunden so tiefe Einblicke in Liens Gefühlsleben als junge Frau gewonnen habe.

Bevor wir unser Gespräch fortsetzen, machen Lien und ich einen kurzen Spaziergang durch den Vondelpark, nur fünf Minuten von ihrer Haustür entfernt. Trotz ihres Alters ist Lien noch gut zu Fuss und treibt mich zur Eile an, als wir die Strasse überqueren.

Die Wege im Park sind proppevoll mit Fussgängern und rasenden Radfahrern. Vor den Parkrestaurants und -Teehäusern sitzen Leute in der Wintersonne, trinken Kaffee und nippen an schmalen, hohen Biergläsern. Von den drei Jungen vor uns auf dem Weg weht ein kräftiger Hauch Marihuana heran, und ich denke unweigerlich an die Siebziger, als dieser Park weltberühmt war als das «magische Zentrum», wo Tausende Hippies unter den Bäumen und an den Seen sassen und sangen und hier im Park auch gleich im Schlafsack übernachteten, *peace* und *love* feierten. Nur ein Zehntel der Hippies stammte tatsächlich aus Amsterdam, der Grossteil kam aus allen anderen Teilen Hollands und aus Frankreich, aus Deutschland und den USA angereist. Damals wie heute war die Stadt eine Oase der Toleranz und zog Menschen an, die experimentieren wollten, und sei es nur für eine kurze Auszeit. Umso quälender ist der Gedanke, dass hier im Krieg ein deutsches Militärlager war, eingezäunt mit Stacheldraht und mit im Boden einbetonierten Bunkern.

Wieder zurück in der Wohnung kochen wir Tee. Es fällt uns nicht leicht, nach dem Ausflug zur Arbeit zurückzufinden, und eine Zeitlang kom-

men mir meine Fragen schwammig und gekünstelt vor. Ich möchte mir ein Bild von Liens Leben in jenem Sommer machen, aber es bleibt farblos. Trotz des Streits und der Spannungen bei den van Laars ging das Leben weiter wie immer. Lien musste nach wie vor putzen, das Abendessen verlief so beklommen wie eh und je, und in der Schule flog ihr weiter alles zu. Abends las sie laut aus der Bibel vor, und auch wenn man meinen könnte, das sei für ein jüdisches Mädchen eine Zumutung gewesen, blieb es für sie ein Vergnügen.

«Für Geschichten habe ich schon immer etwas übriggehabt. Deswegen war die Kirche für mich eine Freude. Psalmen auswendig lernen, Predigten hören, über die Lektion sprechen – das schuf ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Es war genau wie früher als Kind in der Pletterijstraat, wenn sie während einer Geschichte sagten: ‚Sie sitzt bloss da und schaut.‘ Ich tauchte vollkommen in diese Welt ein.»

Ich rufe Lien in Erinnerung, wie sie mit meiner Tante, der kleinen Marianne, bei den van Es herumgescherzt hat, und ihre Augen leuchten auf.

«Ja, das stimmt», sagt sie, und dann verschiebt sich auf einmal das Gleichgewicht des Gesprächs. Das Steife ist verschwunden, und Lien erzählt mir vom 17. September 1944, einem Sonntag.

BENNEKOM, HERBST 1944

Lien steht auf der Strasse an einem Weizenfeld und sieht dabei zu: Halbkreise, einige in leuchtenden Farben – blau, rot, gelb, grün –, kommen herabgesegelt.

Fallschirme, in der vollen Sonne, denn die Wolkendecke ist aufgerissen!

Kinder stehen um sie herum und zeigen mit dem Finger. Es sind englische Soldaten, die da landen. Lien überfliegt die Silhouetten; es sind unzählig viele. Über ihnen ziehen ausserdem Hunderte Flugzeuge am Himmel entlang wie zusammengekoppelte Eisenbahnwaggons auf einem Gleis.

Sie muss lachen bei dem Anblick, wie man ja auch über einen Unfall lacht, der, wie man weiss, eine ernste Sache ist und bei dem man trotzdem keine ernste Miene zustande bringt. Es sind geradezu albern viele Fallschirme. Tausende und Abertausende. Das kann nicht wahr sein.

Ihr tut schon der Nacken weh vom Hinaufsehen. Sie folgt einem Fallschirm ab dem Moment, in dem er schlüpft. Erst taucht ein kleiner Stoffpilz auf, dann sieht man die Leinen und zuletzt ein Bündel, das in Wirklichkeit ein Mann ist. Sie purzeln herab, das Bündel zuerst und gleich hinterher der Stoff pilz, der beim Fallen grösser wird, sich füllt, aufgeht und dann bis ganz herab zum Boden schwebt. Landen sieht man sie nicht. Sie verschwinden einfach in der Ferne hinter den Bäumen.

Wenn einer weg ist, schaut Lien hinauf zum nächsten, der ihm folgt. Sie kommen aus dem Heck der Flugzeuge herausgepurzelt wie nacheinander umkippende Dominosteine.

Manchmal sind es keine Soldaten, die an den Leinen hängen, sondern Pakete. Erwachsene, die zu der Gruppe dazukommen, erklären Lien die Unterschiede: Manche tragen Jeeps, und manche tragen Geschütze. Und noch später kommen Flugzeuge, die von anderen geschleppt werden. Das sind Lastensegler, die nicht selbstständig fliegen können. Lien schaut zu, als die Leinen gekappt werden und das ziehende Flugzeug vom gezogenen abdreht. Es kommt so rasch mit der Nase voran herunter, dass es wie ein Absturz aussieht.

Die Engländer, tatsächlich! Alle sagen immer wieder dasselbe!

Es kommen so viele, dass es eigentlich langweilig werden müsste, die Aufregung um Lien herum nimmt jedoch stetig zu. Ein sehr grosser Manri erklärt einem neben ihm herumhopsenden Jungen etwas und verwendet immer wieder seltsame Wörter wie «Alliierte», «Dakotas» und «Flak». Lien schaut nach den Farben: blau, rot, gelb, grün.

Dann ertönt hinter ihnen plötzlich ein dumpfer Schlag, und beim Umdrehen sieht die Menge ein Feuer, das sich über den Himmel ausbreitet, und danach einen Wurm aus schwarzem Rauch, der sich vom Boden erhebt. Das Ganze ist ein Stück weit entfernt und wirkt deshalb unecht.

Nach einer Weile jagt eine Gruppe von Männern auf Fahrrädern an ihnen vorbei, die keine Reifen haben und mit ihren blossen Metallfelgen Furchen in den Sand ziehen. Sie tragen orange Fahnen, und die Leute um Lien herum singen «Lang lebe die Königin».

In der Ferne Geratter und rhythmische Schläge.

Dann sind direkt über ihnen, für einen kurzen Moment wie erstarrt, zwei Flugzeuge so nahe, dass Lien die Nieten an den grau gestreiften Bäumen und die daran hängenden Bomben sieht. Die Propeller sind bloss glänzende Kreise aus Luft. Sekunden später sind die Flugzeuge

wieder verschwunden, das singende Geräusch ihrer Motoren klingt aber noch lange nach.

Als sie wieder heimkommt in die Algemeer, jault eine Sirene, deren tiefer, klägliches Heulton durch die ganze Strasse zieht. Lien macht gerade die Tür auf, da will Mutter van Laars Stimme wissen, wer da sei – sehr ungewöhnlich. Lien gibt Antwort und wird sofort in den Keller beordert, in dem schon die ganze Familie dicht gedrängt sitzt. Mutter van Laar, ihr Gesicht sonderbar glänzend, sagt mit einem Anflug von Verzweiflung, im Diedenweg seien zwei Kinder getötet worden, von einer Bombe getroffen. Vater van Laar sitzt neben ihr auf einer Holzkiste; ihm steht das Haar seitlich vom Kopf ab. «Die Engländer kommen», sagt Jaap. Kurz darauf geht das Licht aus.

Fünf Kilometer entfernt in der weiten Ebene aus Heide und Gras, die Ginkelse Heide heisst, rücken britische Fallschirmjäger auf Arnheim vor. Sie sind Teil der Operation *Market Garden*, dem Plan zur militärischen Niederschlagung Deutschlands, der vorsah, über eine Schneise quer durch Holland bis ins industrielle Herz Deutschlands an der Ruhr vorzustossen. An der Operation sind allein in dieser Region über zehntausend Fallschirmjäger beteiligt, und sie müssen rasch durch feindliches Territorium vorrücken, die letzte einer Reihe von Brücken erobern und halten, die sich – knapp fünfzehn Kilometer entfernt – über den Rhein erstrecken.

Am Morgen ist klar, dass die Schule ausfällt, denn es spielen Kinder auf der Strasse. Von einer merkwürdigen Festtagsstimmung erfasst, geht Lien zu ihnen hinaus und stellt fest, dass die Jungs Trophäen einsammeln. Einer hat schon eine ganze Kollektion vor sich auf dem Gras ausgebreitet. Lien zwängt sich in die Gruppe, die sich im Kreis um den Jungen schart, und hört, dass es sich bei den verschiedenen Stücken grüner Leinwand mit Gurten und Schnallen um Fallschirmleinen handelt. Der

Junge hat auch Patronenhülsen: glänzende, kleine kupferfarbene Röhren. Lien darf eins in die Hand nehmen und linst in das schwarze Innere. «Riech mal oben», sagt der Junge zu ihr, und sie atmet, als sie es unbefangen tut, schweflige Luft tief in die Lunge ein. Sie muss husten und ihre Augen funkeln, eine Reaktion, die den Jungen sichtlich freut. Er widmet sich ihr nun mit besonderer Aufmerksamkeit und reicht ihr andächtig die farbige Finne einer britischen Bombe. Ihre Finger berühren sich, als Lien sie mit schüchternem Lächeln von ihm entgegennimmt.

Die ersten Tage nach der Landung haben etwas Unwirkliches. Häufig hört man Schnellfeuer in der Ferne oder sogar eine unweit vorüberpfeifende Kugel. Die Trophäensammlungen der Jungs auf der Strasse werden grösser, und man sieht Mädchen in hellen Nylonkleidern, von ihren Müttern aus Fallschirmstoff genäht. Lien hätte auch gern eins.

Nach einer Weile jedoch heisst es, dass die Schule wieder anfangen, und die Stimmung ändert sich. Auf das vorübergehend schöne Wetter folgen Nebel und Regen. Der Krieg geht am Himmel über ihnen und am Boden hinter dem Horizont mit tief fliegenden Flugzeugen, dem Rumpeln der Artillerie und dem Geruch nach öligem Rauch, der ab und zu in der Luft liegt, weiter. Manchmal hören sie von einer Bombe, die ein Haus getroffen hat. Im Gebiet des eigentlichen Dorfes aber ist alles fast wie immer.

Dann füllt sich Bennekom allmählich mit Menschen: Erst kommen nur ein paar Familien mit Gepäckbündeln, die in Häuser und Scheunen in der Nachbarschaft einziehen, dann Hunderte auf einmal. Eines Morgens sieht Lien auf dem Weg zur Schule einen langen, bunt zusammengewürfelten Strom von bestürzten Gesichtern, erschöpften Menschen, die ruhig auf der Strasse stehen und sie komplett blockieren. Es sind Fussgänger, Pferdekarren und Radfahrer, alle schwer beladen, die warten und aus dem Dorf herauswollen. An den Ecken der Karren hängen weisse Fahnen schlaff von den Stielen der Harken und Besen herab, die

als Behelf für Stangen dienen. Der alte Herr direkt vor Lien hat eine umgebaute Schubkarre, an der seitlich Planken herausragen, auf denen etliche Packkisten festgenagelt sind. Neben ihm schiebt ein Mädchen ein Rad. Lien reckt den Hals, um zu sehen, was da am Lenker hängt, und begreift verblüfft, dass es tote Kaninchen sind, eine ganze Reihe, mit Stricken um die Beine festgebunden. Oben, ganz nahe, wie es scheint, dröhnen pausenlos die alliierten Bomber, die man wegen der Bewölkung aber nicht sieht.

Als sie an diesem Nachmittag in die Algemeer kommt, heisst es, sie müsse ihre Sachen packen.

Zwischen dem 17. September und dem 20. Oktober 1944 hing das Schicksal der Ortschaft Bennekom in der Schwebe. Die für die Landung ausersehene nahe gelegene Ginkelse Heide bildete den äussersten Rand der Operation *Market Garden*. Die hier abgesprungenen britischen Fallschirmjäger waren gut hundert Kilometer tief in feindliches Territorium vorgedrungen und warteten auf die Verstärkung durch alliierte Panzer, die ihnen über fünf eingenommene Brücken in einem schmalen Korridor neben der alten Frontlinie schnell zu Hilfe kommen sollten. Am Tag eins war alles noch einigermaßen glatt gegangen. Trotz heftiger Gegenwehr war eine kleine Einheit rasch in westliche Richtung bis Arnheim vorgestossen und hatte die Nordseite der sechsten und letzten Brücke besetzt, von der aus der Vormarsch nach Deutschland erfolgen sollte. Es zeichneten sich aber bereits enorme Schwierigkeiten ab, da die Landung der Jeeps missglückt war, schlechtes Wetter die polnische Verstärkung aufgehalten hatte und der Funkverkehr der Alliierten nicht zuverlässig funktionierte. Doch das Schlimmste sollte erst noch kommen.

Frederick Browning, der Kommandeur der Alliierten Luftlandarmee, hätte die zwei SS-Divisionen entdecken können, die Arnheim verteidigten; in der Eile, die Operation in Gang zu bringen, waren die An-

zeichen für ihre Anwesenheit aber übersehen worden. Es handelte sich um kampferprobte deutsche Infanteriedivisionen mit Tausenden von Soldaten. Sie verfügten über Panzer, Ferngeschütze und viel mehr Munition als die leicht bewaffneten Fallschirmjäger. Trotzdem hielt die kleine britische Einheit neun Tage lang stand. Am 25. September aber musste sie sich, da keine Aussicht auf Unterstützung durch alliierte Bodentruppen bestand (deren Überquerung der Brücken bei Son und Nijmegen sich verzögert hatte), notgedrungen ergeben. Zu dem Zeitpunkt lagen in und um Arnheim 1'500 tote Fallschirmjäger, weitere 6'000 waren gefangen genommen worden, viele davon schwer verwundet. Ihr Kampf sollte als *a bridge too far* im Gedächtnis bleiben.

Im September befand sich Bennekom die meiste Zeit ausserhalb des unmittelbaren Kampfgebiets, und als sich die Lage verschlechterte, nahm der Ort Flüchtlinge aus Nachbargemeinden auf. Mit der schliesslich doch geglückten Befreiung von Nijmegen änderte sich allerdings der Frontverlauf, und die Alliierten standen nun nur noch acht Kilometer von Bennekom entfernt. Ihre Artillerie traf Ausläufer des Ortes ebenso wie Fehlschüsse der deutschen VI. Mitte Oktober marschierten Einheiten der SS durch die Strassen und beschlagnahmten Häuser, und am 20. ordneten die deutschen Behörden die Evakuierung der Einwohner an, die bis spätestens am 22. mittags abgeschlossen sein müsse. Bennekom wurde zum militärischen Einsatzgebiet. Lien, die einst in der Abgeschiedenheit eines ländlichen Kaffs Unterschlupf gefunden hatte, befand sich nun an einem Dreh- und Angelpunkt des gesamten Kriegs.

Am Morgen des 22. Oktober ist die Stimmung in der Algemeer 33 angespannt. Ein alter Kinderwagen versperrt die Haustür, unter dem darüberbreiteten und mit Strick festgebundenen Laken kaum als solcher erkennbar. In der Küche verstaut Mutter van Laar Gläser mit Essen in einen Koffer. Oben hallt es komisch und es ist auch heller als sonst, denn

die Vorhänge sind abgenommen worden. Das kleine Bündel mit Liens Habseligkeiten wird dem Wirrwarr von Gegenständen auf dem Treppensatz hinzugefügt, das Vater van Laar in ein Laken einschlägt und ins vordere Zimmer trägt. Lien wird gesagt, sie solle sich mit Jaap dort hinsetzen, und sie warten schweigend und schauen auf die leeren Regale, während dumpfe Schläge und scharrende Geräusche durch die halb leeren Räume des Hauses hallen.

Nach Liens Empfinden ist viel Zeit vergangen, als sie hinausgehen in einen feinen Nieselregen unter einem Himmel, der trotz der Wolken hell ist. Lien hat drei Kleider übereinander an, damit sie nicht getragen zu werden brauchen, und der Stoff schneidet an den Innenseiten der Ärmel ein. Sie schliessen zwar die Tür hinter sich, sperren aber nicht ab, weil in wenigen Stunden wahrscheinlich deutsche Soldaten hier einziehen werden.

Auf der ganzen Strasse treten ähnliche Gruppen aus den Häusern, Menschen rufen sich gegenseitig etwas zu, prüfen das Gewicht der Taschen, die sie tragen müssen. Die Männer (viele sind es nicht) kommen für einen kurzen Moment zusammen, dann setzt sich der Zug in Bewegung, und alle reihen sich in die Schlange ein. Koffer werden fallen, sperrige Gegenstände am Strassenrand stehen gelassen, aber ziemlich bald ist ein Marschrhythmus gefunden, und sie gehen die Strasse entlang, die normalerweise Liens Schulweg ist.

Vorläufig kennt sie noch alles: die Bäckerei, den Gemüsehändler, den Fleischerladen. Dann endet das Dorf bei Häusern, die in grösserem Abstand stehen, und schliesslich sind sie zwischen Wäldchen und unbekanntem Feldern. Es ist wichtig, in kleinen Gruppen zu gehen, die von weiss beflaggten Karren angeführt werden, denn sonst besteht die Gefahr, dass Flugzeuge sie angreifen. Darum bilden sie jetzt einen Pulk mit einem halben Dutzend Nachbarn, die wie sie selbst meist schweigend marschieren. Vater van Laar behält Jaap dicht neben sich. Lien schaut unverwandt auf die Gummiräder des Karrens an der Spitze des Zuges, an dessen Reifen feuchte Blätter von der Strasse hängen bleiben. Man-

che kleben regelrecht und werden die ganze Zeit über mitgefahren, manche fallen wieder ab.

Sie kommen nur langsam voran, oft stockt es. An einer Stelle liegt ein totes Pferd am Strassenrand, die Hufe nach oben gereckt, der Körper von einem Teppich flirrender Fliegen bedeckt. Es ist interessant, das zu sehen, und Lien verharrt für einen Moment, bis die wogende Masse in wirrem Flug zerstiebt.

Das Gehen selbst ist nicht anstrengend, aber Lien schwitzt unter den Lagen ihrer Kleider. Es ist mitten am Nachmittag, als sie ihr Ziel erreichen, die Stadt Ede, in der Lien noch nie gewesen ist. Noch bevor sie irgendwelche Häuser erreicht haben, erblickt sie einen Bombenkrater am Strassenrand. Sie und Jaap, für einen Augenblick Verbündete, scheren aus der Gruppe aus, bleiben stehen und betrachten ihn genauer. Der Rand des Kraters ist ein fast perfekter Kreis, wie eine in den Sand gedrückte Küchenschüssel, und Lien überlegt, wie es wäre, unten am Boden zu sein und an den aufragenden Seiten hinaufzuschauen.

Zwischen den ersten Gebäuden liegen Trümmerberge. Grosse Haufen aus verbogenem Metall, Backsteinen und Beton, neben Häusern aufgeschichtet, die noch ganz passabel aussehen. An dem einen direkt vor ihnen fehlt bloss eine Ecke: Das Zimmer ist an der Stelle aufgerissen, darin eine Tür, ein Bett und eine von grauem Himmel eingerahmte halbe Zimmerdecke. Mauerwerk und Teile des Fensters liegen direkt vor ihnen auf der Strasse.

Nun, da sie die Stadt erreicht haben, vermischt sich ihre Gruppe mit anderen. Die Strasse vor ihnen sei gesperrt, sagen die Leute, weil die Deutschen eine Razzia durchführen. Sie stehen also nur herum und warten im hellgrauen Nachmittagslicht. Anfangs recken einige noch den Hals, um zu sehen, was los ist, starren aber nach einer Weile in nervöser Unruhe nur noch zu Boden. Männer in Uniform gehen langsam an den aufgereihten Familien entlang, bleiben ab und zu stehen und stellen Fragen oder schreien Befehle, die niemand richtig versteht. Zehn Schritte

weiter vorn zeigt ein junger Mann ein Bündel Papiere in den ausgestreckten Händen vor, wird aber dennoch mit einem Mal am Kragen gepackt und an den Strassenrand gezerrt. Vater van Laar neben ihr umklammert einen Aktendeckel und murmelt seiner Frau etwas zu. Die Helme der Soldaten sind jetzt ganz nahe. Da sind kleine weisse Wappen mit zwei Blitzen nebeneinander drauf.

Und dann sind die Soldaten direkt neben ihnen und nehmen die Dokumente entgegen, die Vater van Laar ihnen reicht. «Ich kriegswichtige Industrie», sagt er wieder und wieder, eine Äusserung, die Lien sinnlos findet. Mittlerweile wird der junge Mann, der aus ihrem Marschzug herausgezerrt worden ist, von einem brüllenden Soldaten mit gezücktem Gewehr an der Schlange vorbeigeführt. Überall schreien die Soldaten jetzt. Doch auch wenn Liens Herz schnell schlägt, zittert sie nicht und sieht sich weiter um. Die Welt, die sich ihr darbietet, ist seltsam und fern, fast wie ein Theaterspiel. Jetzt könnte sie fliegen, glaubt sie, wie die *go eie Lientje* in ihren Träumen.

Wenn Lien hoch oben über die Strasse fliegen könnte, auf der sie mit so vielen anderen wartet, sähe sie, dass das unter ihr ausgebreitete Ede jetzt eine Festungsstadt ist. Man hat die Bäume gefällt, um für freie Schussbahn zu sorgen, und junge Männer wie der, den man ein Stück vor ihr aus der Reihe gezogen hat, heben unter auf sie gerichteten Gewehren nun Schützengräben aus. Die Stadt ist von den alliierten Luftschlägen stark in Mitleidenschaft gezogen worden, und überall recken sich die langen Rohre der Fliegerabwehrkanonen himmelwärts. An den nach Ede hineinführenden Strassen liegen die Leichen von vierzig Widerstandskämpfern, zurückgelassen zur Warnung mit an die Brust gehefteten Zetteln, darauf das Wort «Terrorist». Ringsherum in den Wäldern stehen ausserdem Hunderte von Panzern und Zehntausende Soldaten; die Macht der zwei SS-Divisionen, die laufend durch neue Kräfte aufgefüllt wird.

Den ganzen Winter 1944/45 über, der den Niederländern als «Hun-
gerwinter» im Gedächtnis geblieben ist, waren die europäischen Front-
linien erstarrt. Im Osten war die russische Armee zwar bis nach Polen
vorangekommen, aber kurz vor Warschau stecken geblieben. Im Süden
standen die Alliierten vor dem Apennin, der bis März unpassierbar war.
Und im Westen zwang ein gewaltiger Gegenangriff, der in Amerika und
England als *Battle of the Bulge* bezeichnet wird, zum Ausharren in den
verschneiten Ardennen. Nördlich davon waren die Niederlande geteilt.
Nach der Operation *Market Garden* stiessen britische und kanadische
Panzer bis zur Waal und zum Rhein vor und befreiten Middelburg,
Breda, Nijmegen und Herzogenbusch. Die grossen Städte – Amsterdam,
Den Haag, Rotterdam, Dordrecht, Utrecht und die leere Hülle von Arn-
heim – befanden sich weiter unter deutscher Besatzung.

In Amsterdam ist es im Januar 2015 inzwischen dunkel geworden
und hat zu regnen begonnen. Lien und ich sitzen im Schein einer einzi-
gen Lampe am Tisch einander gegenüber. Ihre Erinnerungen sind nicht
so klar und deutlich, wie ich sie hier schildere. Sie erinnert sich nur an
Bruchstücke – die alliierte Landung, die Sirenen, das Sichducken im
Keller, an die Mädchen in den Kleidern aus Fallschirmseide, die toten
Soldaten in Ede –, den Rest muss ich ergänzen, teils aus anderen Quel-
len, historischen Darstellungen und Tagebüchern zum Beispiel, und teils
aus den Berichten anderer Augenzeugen, die ich aber erst noch aufsu-
chen muss. Je weniger Kontakt Lien zu anderen hat, desto grösser wer-
den die Lücken in ihrem Gedächtnis. Von dem Fussmarsch nach Ede,
der Hunderten anderen (die zum Beispiel von dem Bombenkrater be-
richten oder von dem toten Pferd mit den Fliegen darauf) noch lebhaft
vor Augen steht, hat ihr Gedächtnis kein einziges Bild gespeichert.

Lien steht auf und holt uns etwas zu essen. Als sie den Kühlschrank
aufmacht, sieht ihr Gesicht im Innenlicht und der ansonsten dunklen
Umgebung hart aus. Unaufgefordert gehe ich durchs Zimmer, wo ich

bereits zu Hause bin, und schalte ein paar Lampen an. Das Schweigen, das wir teilen, ist inzwischen eines der Freundschaft und angenehm, aber auch traurig. Es ist, als hätten auch wir, wie die Lien der Kriegsjahre, einen langen Weg zurückgelegt. Wir recken die eingerosteten Glieder.

Die Mahlzeit hat etwas von einem Picknick am Wegesrand. Morgen will ich in die Algemeer fahren und nach dem Haus schauen, und ich will von dort zur Kirche laufen. Lien nickt. Das Haus der van Laars steht ihr noch lebhaft vor Augen: ein lichter Abschnitt ihres Lebens, aber kein glücklicher. Wir stehen da, die Reste unseres Abendessens noch auf dem Tisch.

Draussen renne ich durch den Regenguss zum Auto, sitze drinnen für einen Moment da und putze meine Brille, während der Motor warm wird. Kurz darauf setze ich zurück und fahre auf die Autobahn, höre nur die Geräusche des Motors und der Wischer und den Regen, der auf Fenster und Dach fällt. Unterwegs halte ich zum Tanken auf dem menschenleeren, flachen Land. Ich stehe da und fülle das Benzin ein, und mir fällt die ungewöhnliche Schönheit der Tankstelle auf: klare Linien und Leuchtfarbe vor dem Hintergrund der Nacht. Im Laden stöbere ich für einen Moment in den indirekt beleuchteten Kühlschränken, bevor ich mit Karte bezahle. Dann bin ich wieder auf der Strasse und folge den Schildern nach Ede, der Stadt, in der ich geboren wurde.

BENNEKOM, JANUAR 2015

Als ich in Bennekom am nächsten Morgen wach werde, ist das Haus leer. Jan Willem und Sabrina, mein Onkel und meine Tante, sind wohl früher zur Arbeit gegangen. Ihre Hunde sind auch nicht da. Auf einem Zettel in der Küche lese ich, dass der Nachbar sie um acht abholt; die beiden müssen also schon seit über einer Stunde fort sein. Ich setze mich mit der Zeitung zum Frühstück. Eine Fensterfront am anderen Ende des sonnenbeschienenen Raums reicht bis zur Decke. Sie rahmt ein paar dicht stehende Kiefern am Ende der Wiese gegenüber ein.

Das Haus, ein geräumiges einstöckiges Gebäude, wurde von meinen Grosseltern mütterlicherseits gleich nach dem Krieg gebaut und verleiht ihrem Glauben an die Moderne Ausdruck: Mit seinen klaren Linien von der amerikanischen Architektur Frank Lloyd Wrights beeinflusst, steht es auf einem bewaldeten Hügel am Ortsrand. Privilegiertes Kind, das ich war, verbrachte ich hier in den 1970er- und 1980er-Jahren meine Sommer, genoss mit meinem Bruder und meinem Vetter den grossen Garten und den Swimmingpool. Nachdem ich gestern Abend Liens Geschichte gehört habe, empfinde ich das Haus jetzt anders.

Die Zeitung, die ich lese, ist das *NRC Handelsblad* vom 14. Januar 2015. Auf der Titelseite sieht man eine lange Menschenschlange in Paris mit dem Triumphbogen im Hintergrund, die nach Exemplaren der Zeit-

schrift *Charlie Hebdo* ansteht. Die Auflage, bisher unter 100 000, ist bereits mit dem ersten Heft seit den Anschlägen auf fünf Millionen emporgeschwungen. Im Innenteil der Zeitung sind Fotografien des Empire State Building und der National Gallery in London, beide in den Farben der französischen Nationalflagge angestrahlt; unter der Schlagzeile «Terror in Europa» wird der bewaffnete Überfall in Paris als «Kriegsakt» bezeichnet. In den Artikeln und den Kommentaren wird davon gesprochen, wie stark jüdisches Leben in vielen Ländern bedroht sei, wenn man Synagogen zum Schutz vor Angriffen vorsorglich schliessen müsse. Von massenhafter Auswanderung ist die Rede. Allein im vergangenen Jahr haben über 7000 Juden Frankreich den Rücken gekehrt und sind nach Israel gegangen, erfahre ich aus einem Artikel in diesem Blatt, und die Zahlen steigen weiter.

Sie wollen gar nicht zusammenpassen, Liens Geschichte, die jüngsten Terrorangriffe und das mir vertraute Haus mit dem Parkettboden, den eleganten modernen und antiken Möbeln und der grossen Quad-Stereoanlage, die in meiner Kindheit ständig klassische Musik spielte. An der Wand neben der Tür hängt die kleine Bleistiftskizze einer Ente in einem von Schilf umgebenen Teich, vielleicht zehn Zentimeter in der Diagonale. Vor ein paar Tagen erst erfuhr ich, dass jüdische Nachbarn dieses Bild der Grosstante meines Onkels gaben, bevor sie in den Osten deportiert wurden. Wie fast alle 107'000 Juden, die das Durchgangslager Westerbork passierten, kehrten die Nachbarn nicht zurück. Deshalb befindet sich die kleine Skizze jetzt im Besitz meiner Familie.

Beim Betrachten des Bildes muss ich an Liens Bemerkung über Geschichten und Familien denken. Das mit Bleistiftstrichen ausgefüllte kleine Blatt enthält nicht ein Fitzelchen Information – es könnte in einem Trödeladen landen, wenn es niemanden mehr gäbe, der die Familiengeschichte kennt und erzählen kann. Mir wird klar, dass Bennekom für mich nie wirklich eine Geschichte hatte: Ich empfand es immer nur als

modern und verband damit stets eine glückliche Jugend. Das ist jetzt anders.

Bevor ich mir das ehemalige Haus der van Laars in der Algemeer ansehe, gehe ich eine Runde joggen. Schon bald laufe ich erst durch eine bewaldete Gegend und winterliche Stoppelfelder, dann weiter zu einer Strasse, die eine Bahnlinie quert. Ich hatte nicht geplant, diese Strecke zu nehmen, doch als ich den Blick über den Horizont schweifen lasse, geht mir schlagartig auf, dass es dieselben Felder sind, durch die Lien ihrer Erinnerung nach gefahren ist, als die deutschen Soldaten sie auf dem Karren mitnahmen. Und als ich in die Ginkelse Heide gerate, bin ich auf der weiten Ebene aus gelbem Gras und lila Heide, in der die britischen Soldaten im September 1944 landeten.

Sie kommt mir vor wie arrangiert, diese Begegnung mit der Geschichte, und dieses Empfinden wird noch stärker, als ich nach einer Schleife die vertrauten prähistorischen Grabhügel sehe. Es sind rautenförmige Erhebungen, viele. Teils durch Baumwuchs unkenntlich geworden, fast eins mit den sanften Wölbungen des Landes. Braune Touristentafeln verdeutlichen verschiedene Entwicklungsphasen: vom Neolithikum zur Bronzezeit; Jäger und Sammler, abgelöst durch Bauern, die den Sandbänken des Rheins unter Mühlen ihren Lebensunterhalt abrang. Bennekom kann, wie Den Haag und Dordrecht, mit Fug und Recht als Geburtsstätte der Niederlande betrachtet werden. Es war eine der am frühesten gerodeten, entwässerten und urbar gemachten Regionen, und als später die Römer kamen, bildeten diese Gebiete den Rand eines Reichs, das von Wachtürmen und Forts aus überblickt wurde. Und wiederum viel später, im Winter 1944, war hier abermals eine Frontlinie.

Nach zehn Minuten gelange ich zu einer kleinen Heide, auf der ein «Kletterbaum» steht, wie wir ihn als Kinder nannten, und erspähe dort zwei Hunde, die ich kenne. Der Nachbar, der sie heute Morgen um acht

abgeholt hat, macht seinen Spaziergang und führt sie aus. Er hat zwar nicht durchgängig hier gelebt, seit seiner Kindheit aber immer wieder einmal Zeit in Bennekom verbracht, sodass wir uns flüchtig kennen und ich anhalte, als ich ihn eingeholt habe. Wir wechseln die üblichen Worte, und nach einer Weile will er wissen, was mich nach Holland geführt habe.

Sogar jetzt noch tue ich mich mit der Frage schwer. Die richtige Antwort ist zu langwierig, zu persönlich und ernst. Ausserdem ist mir nach wie vor nicht ganz wohl bei meinem Tun und nicht ganz klar, ob ich weiss, worauf ich hinauswill. Notgedrungen antworte ich aber dennoch und stelle, als ich es tue, wie jedes Mal fest, dass die Geschichte einen Austausch in Gang bringt. Wie hier fast jeder seines Alters erinnert sich auch der Nachbar an die Zeit der alliierten Landung. Er schildert mir, wie er und die anderen Jungs in den Wochen nach dem 17. September verbrauchte Munition, Uniformfetzen und militärische Ausrüstung, die sie in den Wäldern fanden, gesammelt haben. Er entsinnt sich noch – das ist eins der Details, die bei mir haften bleiben –, wie er und seine Freunde genau hier in diesem Wald einmal auf den Kadaver einer Kuh stiessen, von britischen Soldaten geschlachtet und so gründlich ausgeweidet, dass nur noch die Haut und die Knochen übrig waren.

Es ist vierzehn Uhr, als ich mich mit dem Fahrrad meines Onkels auf den Weg zum Haus der van Laars mache, und knapp fünf Minuten später bin ich schon in der Algemeer, einer Wohnstrasse mit viel Grün, die sich bis zum Wald zieht. Die Häuser, meist frei stehend und von der baumgesäumten Strasse zurückgesetzt, haben eine ansehnliche Grösse und sind von gepflegten Hecken umgeben. Zur Ortsmitte hin werden sie etwas kleiner. Nummer 33 ist eine ausgebaute Doppelhaushälfte mit einem hübschen Vorgarten und einer ordentlich mit Stein gepflasterten Zufahrt. Ich lehne mein Rad gegen einen Laternenpfahl und steuere gleich auf die Haustür zu.

Eine Frau in meinem Alter öffnet auf mein Läuten. Mich auf diese bestimmte Art vorzustellen bin ich inzwischen gewohnt, und so erzähle ich ihr von Lien und ihrer Zeit hier. Ich bin noch nicht weit gekommen mit meinen Erklärungen, als sie mich unterbricht und lächelnd fragt, ob ich von der Zeit von Frau van Laar spreche.

«Ja», sage ich, «besteht zwischen Ihnen eine persönliche Verbindung?»

«Nicht direkt, aber wir haben ein kleines Buch von ihr gefunden, als wir den Keller ausgebaut haben – wir haben es noch irgendwo.»

Kurz darauf sitze ich in einem hübschen, zur Küche hin offenen Wohnzimmer mit Holzboden, Fenstern ohne Vorhängen und Wänden, an denen moderne Kunst hängt. Sogar der Holzofen (der mich an Lien und ihre morgendlichen Pflichten erinnert) ist neu.

Die Frau, deren Name Marianne ist, setzt sich zu mir, während ihr Sohn, ein Junge im Teenageralter, nach dem Büchlein sucht, das auch bald im Obergeschoss gefunden und in einer kleinen Plexiglasbox gebracht wird, in der sich wahrscheinlich einmal ein Satz Spielkarten befand.

«Wir haben es behalten, weil es uns wichtig erschien», erklärt Marianne, «und weil es mit dem Krieg zu tun hat.»

Es ist ziemlich aufregend. Mit dem Gebaren eines Fachmanns lüfte ich den Deckel und komme mir vor wie im Nationalarchiv in Den Haag. Ein Schauer der Erregung erfasst mich, denn das Buch stammt genau aus der Zeit, in der Lien hier war; es ist abgegriffen und stockfleckig, sieht aus, als hätten Mäuse daran geknabbert – beeindruckend. Auf den zweiten Blick erweist es sich als Haushaltsbuch, in dem die Ausgaben für die Einkäufe vermerkt sind, beispielsweise Gewürzgurken für 35 (Gulden-)Cent. Meine Expertenpose gleitet ins Komische ab. Ich muss an Jane Austens Heldin Catherine Morland in *Die Abtei von Northanger* denken, die nach der Entdeckung alter Wäschelisten beginnt, sich eine ganze Geschichte dazu auszumalen. Das Buch listet auch tatsächlich

sämtliche im Haushalt gewaschene Wäsche – Laken, Unterhemden, Tischtücher – samt genauen Angaben zu den Kosten jedes Waschvorgangs auf. Trotzdem hat es etwas Anrührendes. Man erfährt etwas über die täglichen Nahrungsmittel (Senf zum Beispiel) und über besondere Feierlichkeiten, zu denen Kuchen und Limonade angeschafft wurden, die teuer waren, nie jedoch Alkohol.

Nach der Durchsicht des Büchleins werde ich durchs Haus geführt, den Keller eingeschlossen. Die ursprüngliche Holzterasse ist noch da, genauso die alten Regale, auf denen jetzt selten benutztes Küchengerät abgestellt ist, darunter eine elektrische Fritteuse, noch im Karton verpackt. Ich muss daran denken, wie Lien hier Zuckerwürfel stibitzt hat. Oben weist Marianne mich auf Details der zeittypischen Einrichtung hin, zu denen die Milchglasscheiben im oberen Teil der Türfüllung gehören. Auf dem Treppenabsatz stehen Fußballschuhe zum Trocknen auf einem Bogen Zeitungspapier vor der Heizung. Eine eigenartige Vorstellung, dass dieses Haus vor siebzig Jahren beschlagnahmt und mit Soldaten der SS belegt wurde.

Als ich, schon an der Tür, Marianne noch einmal danke, erwähnt sie ihren Nachbarn.

«Er wurde gleich nach dem Krieg geboren, Sie sollten mit ihm sprechen», lautet ihre Anregung.

Ich zögere. Unangemeldet irgendwo hereinzuplatzen ist nie einfach, und hier gibt es noch nicht einmal einen konkreten Anknüpfungspunkt. Weil Marianne aber immer noch dasteht und mir nachsieht, überwinde ich meine Bedenken und gehe über die Zufahrt zu der blauen Tür mit dem geriffelten Fenster, an dem ein Aufkleber mitteilt, dass unangemeldete Besucher nicht willkommen seien. Ich läute, und innen ertönt Hundegebell. Das Gesicht einer Frau erscheint, vom Glas verzerrt. Ich laboriere noch an der Erklärung, wer ich bin, da kommen zwei deutsche Schäferhunde an das hohe Stahltor neben mir, denen ein stämmiger Mann von Ende sechzig mit grossen Schritten folgt.

Mein Niederländisch klingt ungelenk und förmlich. «Bitte entschuldigen Sie, Marianne, Ihre Nachbarin, hat mir empfohlen, Sie anzusprechen. Ich suche nach Spuren des Lebens meiner Tante, die als Kind in Nummer 33 versteckt gewesen ist...»

Doch noch bevor ich weiter ausholen kann, fällt der Mann mir ins Wort. Seine Miene ist wie ausgewechselt.

«Lientje!», sagt er. «Sie ist der Grund dafür, dass ich geboren wurde.»

**BENNEKOM,
JANUAR 2015**

Kurze Zeit später sitze ich in einem anderen Wohnzimmer, während der Hausherr ein Buch sucht. Ein grosser Fernseher läuft, ist aber leise gestellt, und der Duft von Backofen-Fritten hängt in der Luft. Auf dem Fussboden liegen Kinderspielsachen verstreut. «Tut mir leid, die Enkel waren den ganzen Vormittag über da», sagt der Mann, der Wout de Bond heisst. Bis jetzt hat er noch nicht viel gesprochen, aber er hat etwas gesagt, was mich überrascht. Nämlich dass Lien sich während des Krieges in diesem Haus aufgehalten hat.

Diese Nachricht verwirrt mich. Lien kann sich nicht an die Nachbarn erinnern. Wout ist im Augenblick zu beschäftigt, um weiter Auskunft geben zu können; er hat mir den Rücken zugekehrt und kramt in einer Kommode herum. Er zieht ein paar Dokumente und Fotos hervor, die er auf einen Stapel legt. Ich sitze ein wenig verlegen da, und mir gehen viele Fragen durch den Kopf. Wann könnte Lien hier gewesen sein? Warum erinnert sie sich nicht daran? Und wieso sollte dieser Mann wegen ihr geboren worden sein?

Schliesslich findet Wout das Buch, nach dem er gesucht hat, und reicht es mir. Aber er will mir noch andere Sachen zeigen, deshalb geht er nach seiner Frau rufend in die Küche und fragt sie nach einem roten Ordner, von dem er angenommen hatte, dass er in einer der Schubladen liegen müsse.

Ich werde allein gelassen, sitze auf dem Sofa. Das Buch, das er mir gegeben hat, trägt den Titel *Bennekom Joods Toevluchtsoord* (*Bennekom: Zufluchtsort für Juden*) und ist auf Seite 142 aufgeschlagen. Darauf sehe ich ein Foto von Lien im Alter von etwa zwölf Jahren, das ich kenne. Daneben befindet sich ein kleiner Textabschnitt:

In der Algemeer 33 hatte sich ein jüdisches Mädchen, Lientje, bei Gijs van Laar versteckt. Lientje gehörte zur Familie, war ein richtiges Familienmitglied. Sie ging in die Reformierte Schule. Sie hat den Krieg überlebt.

Das ist alles.

Ich blättere eine Seite zurück und sehe, dass der vorherige Eintrag Algemeer 31 gilt, dem Haus, in dem ich mich jetzt befinde. Darüber gibt es viel mehr Text sowie zwei Fotos. Eines zeigt ein dreijähriges Mädchen mit einer karierten Schleife im Haar, das als «Maartje» bezeichnet wird. Auf dem anderen ist eine Frau in den Zwanzigern aufgenommen, die Hester Rubens heisst. Beide waren Jüdinnen und lebten während des Krieges hier. «In Nummer 31 hatten sich noch deutlich mehr Menschen versteckt», heisst es in dem Buch, «aber ihre Identität ist unbekannt.»

Wie die Neuigkeit von eben, dass Lien bei den Nachbarn gewohnt hatte, trifft mich diese Information wie ein Schock. Es hatten sich also auch andere Juden in der Algemeer 31 versteckt gehalten, dort, wo Lien gelebt hat. Als Lien Maartje oder Hester Rubens kennenlernte, was der Fall gewesen sein muss, wenn sie sich in diesem Haus aufgehalten hatte, ahnte sie wohl nicht, um wen es sich wirklich handelte. Die Vorstellung, dass Bennekom ein Zufluchtsort für Juden war, überrascht mich sehr. Ich habe dieses Dorf in meiner Kindheit so häufig besucht, und bis jetzt hat niemand diese Vergangenheit je erwähnt, obwohl ich mit meiner Mutter und ihrer Familie darüber gesprochen habe, woran ich gerade arbeite.

Während ich noch immer darauf warte, dass Wout zurückkommt, überfliege ich die Seite 140, die sich mit dem Haus auf der anderen Strassenseite befasst. Ich erfahre, dass auch dort Juden versteckt wurden. Ein Mann und eine Frau, die kein Paar waren, lebten verborgen auf dem Dachboden, der nur über eine Leiter hinter einer falschen Wand eines Schlafzimmers in der ersten Etage zu erreichen war.

Ich blättere ein paar Seiten zurück zum Beginn des Eintrags und lese von Bertha Ruurds, einer Einheimischen, die während des Krieges häufig in die Algemeer kam und sogar eine Weile in dieser Strasse wohnte. Bertha bekundete durch kleine Gesten ihre Loyalität mit der Widerstandsbewegung. Sie pflanzte in ihrem Vorgarten orangefarbene Ringelblumen, verkaufte Porträts und kleine Kacheln, auf denen die königliche Familie abgebildet war, und verteilte Ausgaben der protestantischen Untergrundzeitung *Trouw*. So wurde sie zur Kontaktperson, zu einer Informationsstelle, und sie war stets bereit, schnell zu helfen. Erst nach Kriegsende, als die entsprechenden Akten durchgearbeitet wurden, fand man heraus, dass Bertha in Wahrheit eine von der Politischen Polizei angestellte Informantin war. Sie war dafür verantwortlich, dass Polizisten am 4. September 1943 eine Razzia in der Algemeer 32 durchführten, direkt gegenüber dem Haus der van Laars. Der Hausbesitzer wurde ins Gefängnis gesteckt, und Solomon Micheels und Wilhelmina Labzowski, die auf dem Dachboden entdeckt wurden, wurden als «Straffälle» priorisiert nach Auschwitz deportiert. Schon Ende des Monats waren beide tot.

Zwei Verstecke nur wenige Meter von Liens Aufenthaltsort entfernt! Sechs weitere in der angrenzenden Strasse! Meine Einstellung gegenüber dem einzigen niederländischen Dorf, das ich zu kennen glaubte, veränderte sich mit einem Schlag.

Wie sich herausstellt, hatte nicht nur die Algemeer ihre Geheimnisse. Mindestens 166 Juden hielten sich in Bennekom, einem Dorf mit lediglich 5'000 Einwohnern, versteckt, und über 80 Prozent von ihnen überlebten den Krieg. Das weicht stark vom nationalen Gesamtbild ab. War-

um aber hier, in einem Ort, in dem noch 1940 buchstäblich kein einziger Jude lebte?

Auf diese Frage gibt es zwei Antworten. Es ist die Leistung bemerkenswerter Menschen, aber auch ein Ergebnis der Geschichte, von Netzwerken und der Landschaft. Bennekom besteht aus Hügeln, Wäldern und einfachen Bauernhöfen, die es zu einem für die Niederlande geografisch untypischen Dorf machen. In den 1930er-Jahren war es unter jüdischen Besuchern aus den Grossstädten als Ferienort bekannt, und als der Krieg ausbrach, lag es für sie nahe, dort Schutz zu suchen. Hier gab es Möglichkeiten, sich zu verstecken, und die Mietvillen, Campingplätze, Hotels und Freizeitklubs wurden zu Kontaktstellen, über die Lebensretter gefunden werden konnten.

Die eigentliche Hilfe wurde natürlich nicht vom Land, sondern von den Menschen geleistet. Zum Beispiel von Piet und Anna Schoori. Dieses Ehepaar, das sich für Sport und Motorradfahren begeisterte, besass mitten im Dorf ein Labor für Lebensmittelkontrolle. Im Juli 1942 erhielt Piet einen Anruf von einem alten Bekannten, einem Geschäftsmann aus Rotterdam namens Leo van Leeuwen. Ein paar Jahre zuvor, vor Ausbruch des Krieges, hatte Leo mit seiner Familie im Dorf Urlaub gemacht, und er und Piet hatten zusammen im örtlichen Country Club Tennis gespielt. Sie standen sich nicht wirklich nahe, aber Leo war verzweifelt. Er und seine Familie hatten gerade die Aufforderung für ihren Transport nach Polen erhalten, und deshalb erkundigte er sich, weil er keine andere Möglichkeit sah, ob Piet und Anna bereit wären, ihnen zu helfen und ihre kleine Tochter zu retten.

Es war eine spontane Entscheidung. Piet, der auf Geschäftsreise in der Grossstadt war, konnte sich nicht einmal mit seiner Frau besprechen. Später beschrieb sie das plötzliche Auftauchen eines Fremden vor ihrer Tür, der ihr «ein hübsches blondes Mädchen mit einer Träne auf der Wange» brachte. Anna, die völlig ahnungslos war, war zuvor niemals wissentlich einem Juden begegnet, aber sie konnte sich denken, was ge-

schehen war. Deshalb wurde die gerade einmal dreijährige kleine Eline neben die vierjährige Tochter der Schoorls ins Bett gelegt und fortan bei ihnen versteckt.

Und sobald der Kontakt hergestellt war, vertiefte sich die Beziehung. Elines älterer Bruder, Karel, kam ebenfalls ins Dorf, und einige Zeit später auch seine Eltern, Leo und seine Frau Pauline. Als sich die Lage verschlechterte, schlossen sich darüber hinaus auch Leos Cousin und seine Familie der Gruppe an. Der Druck auf Piet und Anna war fast unerträglich, aber dennoch kamen sie zu dem Schluss, noch mehr tun zu können. Deshalb bauten sie das Labor im Dorf zu einem geheimen Unterschlupf aus und gaben über Piets Geschäftsverbindungen bekannt, dass ein Zufluchtsort zur Verfügung stehe. Familien und unbegleitete Kinder machten sich auf den Weg nach Bennekom, wo sie häufig nur vorübergehend in den Kellerräumen des Labors blieben, bevor sie mithilfe des Dorfarztes, Wim Kan, an einen dauerhaften Zufluchtsort gebracht wurden. So verdankten mehr als fünfzig Menschen den Schoorls ihr Leben.

Und dann fand eine Razzia statt. Die Polizei in der Grossstadt hatte durch Befragungen erfahren, was die Schoorls taten, und kam in das Haus geplatzt. Erstaunlicherweise erwies sich das Versteck als hervorragend, und niemand wurde entdeckt, aber kurz darauf wurde Piet verhaftet und sieben Monate lang von der SS festgehalten. Doch inzwischen war ein ganzes Netzwerk aktiv: Nahrungsmittellieferanten, Kuriere und Verstecke im ganzen Dorf sorgten für die Sicherheit der Untergetauchten. Piet behielt seine Geheimnisse für sich und nahm nach seiner Freilassung im Mai 1944 seine Arbeit kurzerhand wieder auf.

Am Ende brachten die Schoorls nach der misslungenen Landung der Alliierten, als die SS durch die Strassen patrouillierte und die Häuser beschlagnahmte, ein Dutzend jüdische Kinder – wegen ihres monatelangen Aufenthalts in Verstecken alle mit blassen Gesichtern – mit dem Fahrrad in einem Holzfällerschuppen am Keijenbergseweg in Sicherheit.

Von dort wurden sie am folgenden Tag, auf einem Wagen zwischen Strohhallen versteckt, weitertransportiert. Die Kinder überlebten ebenso wie alle anderen, die auf die Schoorls gesetzt hatten.

Man könnte annehmen, dass Piets und Annas heute mit einem Strassenamen oder einer Statue gedacht wird und dass ihre Namen bekannt sind, aber das ist nicht der Fall. Nach dem Krieg ging Piets Betrieb, der für die moderne Lebensmittelindustrie schlecht ausgerüstet war, bankrott. Piet erhielt eine Anstellung an der Landwirtschaftsschule, die er jedoch als Abstieg betrachtete. In seinen letzten Lebensjahren litt er unter Depressionen. Als er 1980 starb, beantragte Anna eine Kriegsrente, doch ihr Antrag wurde abgelehnt.

Während ich von Annas Enttäuschung lese, wird mir plötzlich der Kontrast zum Fall der Witwe von Wim Henneicke bewusst, dem Leiter der Suchabteilung der Hausraterfassung, jener Einrichtung, die Juden aufspürte und etwa 9000 von ihnen in den Tod schickte. In den letzten Kriegsmonaten wurde Henneicke von einem Anhänger des Widerstands erschossen, und seiner Frau wurde als Abfindung eine Pension von 200 Gulden pro Monat zugesprochen.

Wout kommt mit dem roten Ordner zurück, und während wir ihn durchsehen, erzählt er mir von seinen Eltern und davon, was sie während des Krieges getan haben. Direkt unter mir, erklärt er, unter dem Sofa, auf dem ich sitze, befindet sich eine Holzplatte, deren Rillen denjenigen der Bodendielen angepasst sind, und die daher nur schwer zu erkennen ist. Um an diese Platte zu gelangen, muss man das Möbelstück zur Seite schieben und dann den Teppich anheben. Und wenn man die Falltür öffnet, erkennt man einen aufgehobenen Raum unter dem Haus. Er ist leer und wirkt unverfänglich. Für einen suchenden Polizisten soll er wie ein Raum zur Belüftung aussehen, um die Bildung von Feuchtigkeit zu

verhindern. Doch wenn man flach auf dem Bauch ins Dunkle weiterkriecht, führt dieser schmale Durchlass zu einer Sandmauer und dahinter in einen Raum mit Möbeln und elektrischem Licht, in dem eine jüdische Familie während des Kriegs lebte.

Während ich auf Wouts Sofa sitze und der Fernseher im Hintergrund immer noch läuft, erscheint mir die Welt mit einem Schlag verändert. Mich beschäftigt der Gedanke, dass dieses geheime Leben direkt unter Liens Füßen geführt wurde und unerwähnt blieb. Ich blicke erneut auf das Buch und sehe, dass neben Liens Eintrag unter der Algemeer 33 noch eine weitere Frau erwähnt wird, Bets Engers, die sich ebenfalls bei den van Laars versteckt hielt. Wer war Bets Engers? Lien kann sich nicht an sie erinnern. War das vor ihrer Ankunft gewesen? Falls ja, wie lange hat sie sich hier aufgehalten? Ich sehe mir auf meinem Smartphone noch einmal das Foto der Familie van Laar an, weil ich mich jetzt daran erinnere, dass eine weitere Person bei der Gruppe stand. Da ist sie, eine kraushaarige Frau, direkt hinter Lien. Ist das Bets? Wout kann es mir nicht sagen. Das Gedächtnis ist selektiv, und man kann ihm nicht immer vertrauen. So viele Fakten sind unwiederbringlich verloren.

Wout und ich unterhalten uns eine Weile über seine Eltern und schauen uns währenddessen alte Fotos an. Er schreibt eine Reihe von E-Mail-Adressen auf, notiert die Namen von Mitgliedern des Heimatvereins, die mir bei meiner Recherche vielleicht helfen könnten. Dann, als das Licht draussen bereits schwächer wird, frage ich ihn schliesslich, was er gemeint habe, als er gesagt habe, er sei wegen Lien geboren worden. Dieser Teil der Geschichte ist noch immer unklar.

«Ach», sagt er schmunzelnd, «das sollten Sie am besten von meiner Schwester erfahren. Sie wohnt jetzt in Ede.»

Zusammen betrachten wir das Bild eines Teenagers mit Peter-Pan-Kragen, der ein puppenähnliches Baby in einem Taufkleid in die Höhe hebt. Das Foto mit den gezackten Rändern wirkt gestellt und förmlich. Aber das Lächeln des jungen Mädchens ist echt.

«Das sind Corrie und ich unmittelbar nach dem Krieg», erklärt mir Wout.

Er schreibt mir in Druckbuchstaben ihren Namen, ihre Telefonnummer und ihre Adresse auf und befestigt den Zettel an seiner Visitenkarte, auf der der Kopf eines Schäferhundes abgebildet ist.

«Melden Sie sich gerne mal», sagt er.

Mit dem Fahrrad fahre ich durch den Wald zum Haus meiner Tante und meines Onkels zurück, parallel zur grossen Fernstrasse, die während des Krieges noch ein einfacher Forstweg war. Hier irgendwo hatten die Schoorls die Gruppe jüdischer Kinder in einer Holzfällerhütte versteckt.

Noch heute früh bin ich über die Landepiste des Luftstützpunkts der Alliierten gewandert und unmittelbar darauf an Hügelgräbern vorbeigegangen, die mehr als viertausend Jahre alt sind. Diese Wälder sind nicht länger einfach ein Spielgelände für Kinder. Selbst die Bäume sind in meinen Augen nicht mehr das, wofür ich sie hielt.

Während des Kriegs stand eine kleine Kiefer hier ganz nahe am Rand des Dorfes auf dem Grundstück des Keltenwoud Hotels. Sie sah nicht anders aus als die anderen, und trotzdem wurde sie vom Besitzer regelmässig herausgerissen und ersetzt. Dieser Baum wurde unterirdisch in ein schachtelförmiges Bauwerk eingefügt, das den Eingang zu einem geheimen Raum bildete.

Erst 1995 beschrieb Leo Durlacher, der damals in seinen Siebzigern war, dieses Bauwerk. Er und seine Familie versteckten sich eine Weile in einem Schuppen hinter dem Hotel. Ein Warnsystem, angetrieben von einer elektrischen Nähmaschine, informierte sie, wenn sich die Polizei näherte. Sobald der Alarm ging, rannten die vier zu dem Baum, der in Wahrheit ein geheimer Eingang war, und versteckten sich in dem dunklen Hohlraum. Sie atmeten mithilfe einer mit der Erdoberfläche verbundenen Handpumpe und lauschten schweigend, während über ihren Köpfen schwere Stiefel herumstapften.

Im Haus angekommen, rufe ich gleich Wouts Schwester Corrie an. Sie sagt, dass sie gern mit mir sprechen würde, und fügt halb im Spass hinzu, dass ich mich lieber beeilen solle: Schliesslich sei sie weit über achtzig Jahre alt.

Diese Treffen scheinen alle überstürzt zu sein – das mit Marianne in Nummer 33, mit Wout in Nummer 31 und jetzt das mit seiner Schwester, deren Wohnhaus, wie sich herausstellt, direkt hinter dem Bürogebäude steht, in dem mein Onkel arbeitet.

Ich schlage als Termin den kommenden Vormittag vor.

«Das sollte schnell genug sein», erklärt Corrie.

**EDE,
JANUAR 2015**

Nachdem mein Onkel mich am nächsten Morgen nach Ede mitgenommen hat, gehe ich auf eine grosse Wohnanlage mit neuen, gut gebauten Seniorenapartments zu, die über Balkone und grosse, rollstuhlgerichte Aufzüge verfügen. Ich überquere den Parkplatz und gelange in einen Innenhof mit gemustertem Ziegelpflaster und riesigen Blumenkübeln, in denen Stiefmütterchen in der Januarsonne leuchten. Mehrere Grüppchen von Bewohnern sitzen in Mänteln und mit Mützen auf dem Kopf an Metalltischen im Freien und unterhalten sich. Schilder weisen mir den Weg zum Garten, zum medizinischen Zentrum und einem schicken Speisesaal, der *Grand Café* genannt wird. Dieser Ort ist der Inbegriff des Wohlbefindens in den Niederlanden, die in Sachen Lebensqualität im Alter ganz oben auf der weltweiten Rangliste stehen.

Corries Wohnung ist freundlich und mit einem Sammelsurium von Gegenständen vollgestellt. Corrie ist gross, so wie einst ihr Vater, und trotz ihrer Warnung, dass ich lieber schnell kommen solle, scheint sie gesundheitlich in guter Verfassung zu sein. Es fällt nicht schwer, sie mit dem jungen Mädchen in Verbindung zu bringen, das vor beinahe siebenzig Jahren seinen Bruder in die Höhe hob. In ihrem Apartment hängen Bilder von Kindern und Enkeln, und direkt hinter dem Sessel, auf dem sie sitzt, hängt ein grosses Foto ihres verstorbenen Mannes, der einen grossen Teil

seines Lebens in der Zementfabrik gearbeitet hat. Während sie sich süsse Kondensmilch in den Kaffee giesst, wird mir klar, dass Corrie mich an jemanden erinnert. Und zwar an meine Grossmutter, Ma van Es.

Ich zeige Corrie eine aktuelle Aufnahme von Lien sowie ein paar andere Fotos.

«Sie ist eine schöne Frau geworden», sagt sie mit einem Anflug von Stolz.

«Lientje hatte es dort schwer», fährt Corrie fort, «sie haben sie immer nur putzen lassen. Das war kein Leben.»

Corries Urteil über Frau van Laar ist wenig wohlwollend: «Ihr ist es immer um den äusseren Schein gegangen, und sie hat nichts getan, wenn es von jemand anderem übernommen werden konnte.»

In Corries Erinnerung war Lien sehr dünn und warmherzig – und wurde ausgenutzt: Sie musste unentwegt arbeiten, wurde ständig kritisiert und durfte selten nach draussen gehen.

«Eigentlich wollte sie bei uns wohnen. Ich erinnere mich, dass sie das sehr oft gesagt hat, während wir abends im Bett gelegen haben, wenn sie bei uns übernachtete, und wir alle wünschten uns das auch, aber wir mussten mit den van Laars gut auskommen, deshalb war es zu gefährlich. Es ging einfach nicht.»

Corrie erzählt mir von der Zeit, als Lien für gut eine Woche bei ihnen wohnte, weil die van Laars eine Urlaubsreise unternahmen.

«Zwei schwatzhafte Plappermäuler in einem Zimmer, Sie können sich sicher vorstellen, wie das war», sagt sie und lacht.

Und trotzdem kann Lien sich nicht daran erinnern.

Corrie war in den 1930er-Jahren in Bennekom ein glückliches Kind mit einer Menge starker Onkel, die sie auf ihren Schultern herumtrugen und mit ihr spielten.

«Für sie war ich wie ein Ball, den sie herumwarfen!»

Wir betrachten ein Foto von Corries Eltern mit ihr als Baby. Die drei sitzen in einem Gemüsegarten, und im Hintergrund wachsen Bohnen an hohen, ordentlich aufgereihten und miteinander verbundenen Stangen.

Ihr Vater streckt seine langen Beine in die Kamera. Er hat Hosenträger und ein irgendwie schmutziges kragenloses Hemd an. Ihre Mutter, in einem Blumenkleid, hält die Hand ihrer Tochter und blinzelt ein wenig in die Sonne.

Toon de Bond arbeitete als Anstreicher. Im Gegensatz zu ihm war seine Frau, Jansje, die in ihrer Jugend an Tuberkulose erkrankt war, sehr schwach. Nach der Geburt ihrer Tochter wurde den beiden von den Ärzten mitgeteilt, dass sie keine weiteren Kinder bekommen sollten, weil es Jansje nicht gut genug gehe, um eine zweite Schwangerschaft zu verkraften. Das war für das Paar eine herbe Enttäuschung, und auch für Corrie, als sie älter wurde, da sie sich immer einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester gewünscht hatte.

Dann brach der Krieg aus. Toon ging 1939 freiwillig zur Armee, und seine Frau und seine Tochter zogen für eine Weile nach Rotterdam. Corrie erinnert sich noch an die Bombardierung der Stadt. Sie weiss noch, wie es war, von den Docks zu flüchten, auf dem grossen Fluss in einem Kahn zu kauern, während um sie herum Teile brennenden Asphalts zischend ins Wasser fielen.

Sie und ihre Mutter kehrten unmittelbar nach der Kapitulation nach Bennekom zurück. Nach ein paar Wochen tauchte Toon eines Nachmittags unangekündigt im Garten auf, in Uniform und mit kahl rasiertem Kopf. Er war nach seiner Freilassung aus dem Kriegsgefangenenlager in Deutschland zu Fuss zurückgelaufen. Das Erste, was sie zusammen als Familie unternahmen, war eine Fahrt in die Stadt, um ihm einen Hut zu kaufen.

Erst zwei Jahre später kamen die ersten Zuflucht Suchenden in die Algemeer. Corrie wurde nicht eingeweiht, aber sie erinnert sich, dass Leute im Haus waren. Sie fand, dass sie immer zu nahe an den Fenstern standen, und einmal sah sie, wie sie vom Schlafzimmer hinunter und durch die Küche hinaus in die Wälder rannten. Kurz darauf begann ihr Vater zu graben und unter dem Haus Kabel zu verlegen.

Und dann war Maartje da. Ein dreijähriges Mädchen. Es war, wie sie hörten, vom Dienstmädchen eines grossen Haushalts in Sicherheit gebracht worden, als der Rest der Familie bereits unter Arrest stand und für die Deportation Aufstellung nehmen musste. Auf dem Foto hat Maartje noch immer das runde Engelsgesicht eines Babys, umrahmt von schwarzen Locken. Die karierte Schleife sitzt wie bei Minnie Maus oben auf ihrem Kopf. Auch das Kleid mit Puffärmeln ähnelt dem von Minnie, und sie hat dunkle, ziemlich traurig dreinblickende Augen.

Die de Bonds schlossen sie vom ersten Augenblick an ins Herz. Toon trug sie auf den Schultern herum, und seine Frau, Jansje, sang die Kleine abends in den Schlaf. Sie war die Schwester, die Corrie sich immer gewünscht hatte. Die Familie liess sie im Standesamt unter dem Namen Maartje de Bond registrieren, deshalb war sie sicher, wenn sie draussen herumrannte.

Während der Evakuierung lebten sie alle zusammen in einem Hühnerstall in Ede und litten unter Kälte und Hunger. Aber sie stellten sicher, dass Maartje genug zu essen bekam. Nach der Befreiung kehrte die Familie in ihr verwüstetes Haus in Bennekom zurück, aber das spielte keine Rolle. Im folgenden Sommer wurde aufgebaut und gespielt.

Und dann tauchte plötzlich eine Frau auf. Sie war Maartjes Mutter, die den Krieg überlebt hatte.

Selbstverständlich hätten sie darüber erfreut sein sollen. Sie schenkten Maartje, deren richtiger Name Sari Simons lautete, zum Abschied ein kleines Silberarmband.

Einmal fuhren die de Bonds nach Leiden, um sie dort zu besuchen. Es fuhren noch immer weder Züge noch Strassenbahnen, deshalb dauerte die Reise sehr lange. Corrie erkannte sie kaum wieder. Maartjes Locken waren zu Zöpfen geflochten, die Corries Meinung nach zu straff am Kopf lagen.

Und dann kauften sie ihr zum Geburtstag ein Fahrrad, das Toon nach

Leiden brachte, obwohl noch immer weder Strassenbahnen noch Züge fuhren.

Doch als er dort ankam, wohnten Maartje und ihre Mutter nicht mehr unter der früheren Adresse. Die Nachbarn sagten, sie seien nach Israel gezogen.

Corrie, die in ihrem Apartment in ihrem Sessel sitzt, blickt mich an.

«Ohne ein Wort des Abschieds. Das kann ich nicht verstehen, Sie etwa?», fragt sie mit gepresster Stimme.

Ich schweige. Als ich mich im Apartment umblicke, verstehe ich, warum Corrie mich an meine Grossmutter erinnert. Hier findet sich die gleiche Mischung aus Verzierungen und zweckmässigen Möbeln, alles ordentlich sauber gehalten, wie ich es aus Dordrecht kenne. Sie sehen sich sogar ähnlich: robust und mütterlich, mit einer starken Stimme und geröteten Wangen. Auch ihre Geschichten – eine Kindheit auf dem Lande, gefolgt von einem Leben als Mutter einer Grossfamilie der Arbeiterschicht – gleichen sich. Und es herrscht in diesem Moment, während wir von der Vergangenheit sprechen, eine mir daher allzu vertraute Traurigkeit.

Ob ich das verstehen könne? Eine Frau, deren Ehemann und Eltern in den Gaskammern umgebracht wurden, kehrt auf der Suche nach ihrem verborgenen Kind in ein fremdes kleines Dorf zurück und möchte die Niederlande so schnell wie möglich spurlos verlassen. Ja, das kann ich verstehen.

Denn inzwischen habe ich Lien so lange Zeit zugehört.

Nach Maartjes plötzlichem Verschwinden schrieben Toon und Jansje Briefe und stellten Nachforschungen an, um herauszufinden, was aus ihr geworden war, aber sie erhielten keine Antwort. Der rote Ordner, den Wout aus der oberen Etage im Haus an der Algemeer für mich geholt hat, ist ein Nachweis dieser Bemühungen und der Jahre des Schweigens, die darauf folgten.

Schliesslich kam, lange nachdem Jansje gestorben war, kurz vor

Weihnachten ein Brief an. Er war am 18. Dezember 1983 in Jerusalem aufgegeben worden:

Lieber Herr de Bond,

es tut mir sehr leid, dass ich für die Beantwortung Ihres Briefes so lange gebraucht habe. Ich wusste einfach nicht, wo ich anfangen sollte. Zuerst habe ich versucht, auf Niederländisch zu schreiben, aber jetzt habe ich den Eindruck, dass es mir auf Englisch leichter fällt. Ich hoffe, Ihr Freund kann ihn lesen, obwohl er von Hand geschrieben ist...

Maartje erzählt Herrn de Bond, dass sie in einem pharmazeutischen Labor arbeite, zusammen mit ihrem Mann ein religiöses Leben führe und fünf Kinder habe – vier Jungen im Alter zwischen zwölf und siebzehn und ein acht Jahre altes Mädchen.

Ich habe ein Foto. Ich glaube, es zeigt Sie, Ihre verstorbene Frau und Ihre Tochter. Ich kann mich an diese Jahreszeit gar nicht mehr erinnern, aber ich erinnere mich, dass es mir stets gut gegangen ist. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals hungrig gewesen zu sein oder verängstigt, und das habe ich Ihnen zu verdanken. Ich erinnere mich, dass ich viele schöne Spielsachen hatte, zum Beispiel Puppen, und ich besitze noch immer das Armband aus «dubbeltes», das Sie mir geschenkt haben, als meine Mutter mich nach Hause holte.

Es folgt ein Bericht von der Wiederheirat ihrer Mutter, der Geburt von neuen Brüdern und Schwestern und der Gedenkzeremonie in Yad Vashem, an der Herr de Bond, so hofft sie, einmal teilnehmen werde. Es wäre für sie eine Ehre, ihn als Gast begrüßen zu dürfen. Das sei das Mindeste, was sie ihm anbieten könne, nach allem, was er getan habe. Dann endet der Brief:

Wir kamen sehr einsam als Fremde nach Israel, aber Gott sei Dank sind wir jetzt eine grosse Familie. Vielleicht ist das eine Art von Reaktion auf das Geschehene.

Ich hoffe, dass Sie mein Englisch verstehen können und diesen Brief bei guter Gesundheit erhalten. Ich hoffe, möglichst bald von Ihnen zu hören.

Viele Grüsse aus Haim in der Hoffnung, dass wir uns bald sehen werden. In Liebe

Ihre

Maartje

Corrie findet diesen Brief peinlich. Zwar wird die Einladung herzlich ausgesprochen, aber sie kam für ihren Vater zu spät, und sie selbst wird kaum erwähnt. Es findet sich in dem Brief nur eine kurze Frage, die an ihre Existenz erinnert:

Haben Sie eine Tochter oder mehrere?

Die Frage ist höflich gemeint, aber Maartje kann nicht ahnen, wie schwer die Antwort fällt und mit wie viel Traurigkeit sie verbunden ist.

Wir sitzen einen Moment lang schweigend da, dann frage ich, was Wout damit gemeint habe, als er mir gesagt habe, dass er wegen Lien zur Welt gekommen sei. Corrie zeigt ein schwaches Lächeln. Naja, vielleicht war es eher wegen Maartje als wegen Lien, aber als sie weg waren, wurden die beiden Mädchen in der Vorstellung der de Bonds zu einem. Die Lebendigkeit, die diese Zuflucht Suchenden ihnen gebracht hatten, fehlte ihnen. Jedes der Mädchen war in ihrer Vorstellung zur Tochter oder Schwester geworden, doch dann waren sie von der Bildfläche verschwunden, ohne auch nur Abschied genommen zu haben. Die beiden konnten es nicht wissen, doch diese plötzlich verschwundenen Mädchen

-

hinterliessen Lücken. Das war der Grund, weshalb Toon und Jansje trotz der Warnung der Ärzte, dass es gefährlich sei, das Risiko eingingen und versuchten, noch ein Kind zu bekommen.

Ich blicke wieder auf das Foto von Corrie, die ihren kleinen Bruder in die Höhe hält. Sie wirkt hocheifrig.

«Meine Mutter hat fast neun Monate im Bett verbracht, so schlecht ging es ihr», erzählt mir Corrie, «aber dann bekamen wir Wout.»

Nachdem ich Corries Wohnung verlassen habe, schaue ich im Büro meines Onkels vorbei, einer Einmannkanzlei, die sich um die Ecke am Ende der Strasse befindet. Mein Plan ist, mit ihm zu Mittag zu essen, bevor ich nach Amsterdam fahre, um mich mit Lien zu treffen. Das Gebäude – ein Flachbau aus den 1970ern mit einer durchgehenden Fensterfront, die Trennwände im Innern aus gewölbtem Glas – war früher eine öffentliche Bibliothek. Die Inneneinrichtung besteht aus antiken Möbeln, einer alten Standuhr und einem schweren Eichenschreibtisch, der einen Kontrast zu der hellen Einfachheit der Wände bildet. Das Büro ist nicht gross, aber geräumig, und während ich mit Jan Willem einen Rundgang mache, fällt mir der holländische Stil der Ausstattung auf. Natürliches Licht fällt schräg über Stuckstreifen und hebt einen Schreibtisch, ein Gemälde oder einen Sessel hervor. Das lässt mich an Vermeer denken. In die Glasunterteilungen sind Auszüge aus dem Text der Verfassung des Landes eingraviert, die mir sagen, dass «alle, die sich in den Niederlanden aufhalten, unter gleichen Umständen gleich behandelt werden» und dass «Diskriminierung aufgrund von Religion, Glauben, politischer Einstellung, Rasse, Geschlecht oder sonstiger Gründe unzulässig ist». Sowohl im Stil als auch der Sache nach ist das Büro Ausdruck der Ideale des Landes.

Das ist jedoch eine selektive Wahrnehmung, und während wir zusammen beim Mittagessen sitzen, diskutieren Jan Willem und ich über den seltsam gespaltenen Charakter des niederländischen Staates. Einer-

seits verstanden die Holländer, zumindest im frühen 19. Jahrhundert, als die Verfassung niedergeschrieben wurde, sich selbst als ideale Gesellschaft: klassenlos, friedvoll, wohlhabend und alle mit den gleichen Bürgerrechten ausgestattet. Im Jahr 1864 rühmte der romantische Dichter W. J. Hofdijk die Mission der Nation, «das tugendhafteste Volk auf Erden» zu werden. Doch obwohl daheim das Gleichheitsgesetz galt, blieb das Land aussenpolitisch eine rücksichtslose Kolonialmacht und bezog mehr als die Hälfte seiner Steuereinnahmen durch die Ausbeutung von Indonesien, den Niederländischen Antillen und Surinam.

Das Anspruchsdenken gegenüber diesen Kolonien war in den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg noch immer vorhanden, als das Hauptaugenmerk der niederländischen Regierung nicht auf der Innenpolitik, sondern auf Indonesien lag, das sie im Zweiten Weltkrieg an die Japaner verloren hatte. Obwohl Holland zu Hause in Trümmern lag, wurde eine Armee zur Rückeroberung seiner Ölquellen, Minen und Plantagen aufgestellt, wobei den Kanadiern überzähliges Militärmaterial abgekauft wurde. Die niederländische Marine wurde entsandt. Jo Kleijne, der junge Mann, der Lien in das Widerstandsversteck in IJsselmonde trug und der ihr später aus Singapur schrieb, gehörte dieser Einheit an.

Panzer, die einst gegen die Deutschen gerichtet gewesen waren, rollten jetzt in Java ein, und dieses seltsame Spiegelbild der jüngeren Geschichte Hollands reichte noch weiter, als auf der Insel Sulawesi (damals Celebes) Verdächtige aus ihren Gefängniszellen geholt, auf öffentlichen Plätzen aufgestellt und von den Exekutionskommandos erschossen wurden. Der junge holländische Kommandant Raymond Westerling warnte seine Soldaten, ihre Mission würde von ihnen verlangen, «bis zu den Knöcheln in Blut zu waten». Am 1. Februar 1947 begannen niederländische Truppen mit dem, was sie als die «Säuberung» von Dörfern bezeichneten, als sie 364 unbewaffnete Männer mehr oder weniger zufällig auswählten und erschossen, ihnen Uhren und Schmuck abnahmen und die

Leichen in ein Massengrab warfen. Ihre Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Jan Willem nennt diese Fakten aus dem Gedächtnis. Doch im Nachkriegs-Holland wurden sie nie erwähnt, und kein einziger Soldat wurde vor Gericht gestellt. Damit sich das Land von diesen Taten erholen konnte, durch die mindestens 4000 Zivilisten ums Leben gekommen waren, war eine kollektive Amnesie notwendig, aufgrund derer viele Geschichten wie diejenige von Jo Kleijne unerwähnt geblieben sind.

Erneut leihe ich mir Willems Auto aus und bin eine gute Stunde später wieder in Amsterdam bei Lien. Ich berichte ihr von meinen Entdeckungen in Bennekom, vor allem von dem umfangreichen Widerstandsnetzwerk in diesem Dorf und von der Tatsache, dass sich auch direkt nebenan und auf der anderen Strassenseite Menschen versteckt gehalten hatten. Zu meinem Erstaunen faszinieren Lien nicht etwa diese unerwarteten Neuigkeiten über die Nachbarn am meisten, sondern vielmehr die Bestätigung ihrer eigenen Erinnerung in Bezug auf ihren Aufenthalt bei den van Laars.

«Wichtig ist für mich vor allem, dass Corrie bestätigt, dass ich es dort schwer hatte. Ich habe mir immer Gedanken gemacht, dass die Probleme auf mich selbst zurückzuführen waren und dass ich ungerecht war.»

Während wir den Tisch abräumen, mache ich mir ein wenig Sorgen, welche Art von Buch aus unserer gemeinsamen Arbeit hervorgehen wird. Es gibt schon so viel Literatur über den Krieg. Lien lächelt und sagt mir, dass Wiederholungen nichts Schlechtes seien. «Es gibt auch so viele Lieder über die Liebe.»

EDE, OKTOBER 1944

Von anderen Aufenthaltsorten kann Lien sich an verschiedene Wohnzimmer erinnern, aber von dem Haus in Ede, in dem sie sich ab Oktober 1944 versteckt hielt, ist ihr lediglich eine Treppe im Gedächtnis geblieben.

Die Treppe ist steil, mit Teppich belegt, und am Fuss befindet sich eine Glastür, die sie vom Rest des Hauses trennt. Man kann dort unentdeckt stehen und lauschen oder Ausschau halten. Notfalls kann sie in ein Schlafzimmer hinaufrennen, und ihre Schritte werden gedämpft, sodass niemand ihre Anwesenheit bemerkt.

In diesem Haus ist die Atmosphäre angenehmer als in Bennekom, obwohl sie nur wenig zu essen bekommt und den ganzen Tag über im Haus bleiben muss. Es herrscht beinahe Urlaubsstimmung. Die Familie kumpiert gewissermassen und nimmt mit weniger Reinemachen und weniger Regeln vorlieb. Vater van Laars Bruder, Onkel Evert, der hier der Herr im Haus ist, verstärkt diese Stimmung. Er hält alle bei Laune, auch wenn die Lage schwierig ist. Mutter van Laar lächelt und errötet, wenn sie seine Witze hört.

«Was ist der Unterschied zwischen den Deutschen und einem Eimer Scheisse?», fragt er mit lauter Stimme, und sein gerötetes Gesicht strahlt.

«Ich weiss nicht, und ich will es gar nicht wissen», antwortet sie, bleibt aber da und hört weiter zu.

«Der Eimer! Der einzige Unterschied ist der Eimer!», erklärt er mit donnernder Stimme.

Er ist furchtlos. Man spürt seine Präsenz im Zimmer. Vater van Laar wirkt neben ihm fast wie ein Junge. Sie machen Spielchen, wie zum Beispiel einen Ball mit einer Teetasse aufzufangen oder einander mit dem nassen Ende von Handtüchern zu schlagen. Jaap, der hier weniger lästig ist als in der Algemeer, macht bei diesen Kämpfen mit. Er kichert, wenn er zappelnd auf dem Boden liegt.

«Wir haben Mittel, dich zum Reden zu bringen!», sagt Onkel Evert und kitzelt ihn am Oberkörper.

Lien ist Onkel Everts Liebling. Wenn sie sich alle um den Ofen drängen, der jeden Abend gerade mal eine Stunde lang brennt, nimmt er sie auf seinen Schoß und bezeichnet sie als seine «kleine Freundin». Sie spielen zusammen Domino. Wenn Onkel Evert verliert, wird er wütend, aber er tut nur so.

«Du hast doch ein paar Punkte auf deine Steine dazugemalt», sagt er und hält sich den verdächtigen Stein unter die Nase.

Er beginnt sogar, den Dominostein abzulecken, um zu prüfen, ob sich die Farbe löst. Das ist alles ein bisschen kindisch, macht aber trotzdem Spass.

Er hat eine herzliche Art, Menschen zu berühren. Lien wird von ihm gedrückt und gekitzelt. Sie muss lachen, bis ihr die Luft wegbleibt.

An den Abenden unterhalten sich die Erwachsenen und die Kinder spielen Domino, aber tagsüber passiert nicht viel. Sie steht auf, zieht sich an (genießt den Augenblick, den sie allein im Schlafzimmer verbringt), dann geht sie zum Frühstück hinunter, das gewöhnlich aus zwei Scheiben trockenem Brot besteht. Danach treibt sie sich einfach im Haus herum.

Oben hat sie, ein Stück vom Fenster entfernt, einen guten Platz zum Lesen gefunden, wenn sie ein Kissen zwischen Wand und Bett klemmt. Es gibt nicht viele Bücher, aber sie kann diejenigen, die sie mag, immer

wieder lesen, ohne sich zu langweilen. Die Wörter darin nehmen einen Rhythmus an, und Lien taucht komplett in das Abenteuer ein: die Kameradschaft – und die Schönheit einer Welt. Die Tage treiben von der grauen Morgendämmerung bis zum Anbruch der Dunkelheit dahin, der schon mitten am Nachmittag einsetzt.

Wenn alle anderen fort sind, gibt das Haus eigene Geräusche von sich, die man nur hört, wenn man lauscht. Da ist das Ticken des Weckers auf dem Waschtisch, das Murmeln der Wasserleitungen und über ihrem Kopf das leise Scharren von Vogelkrallen auf den Dachziegeln. In der Stille nimmt sie manchmal die Geräusche ihres eigenen Körpers wahr und ist verlegen, obwohl keiner da ist, der sie hören könnte.

Heute ist sie nicht allein im Haus, weil Onkel Evert unten die Küche umräumt. Man hört, dass Möbel über den Boden schrammen, Metall auf Metall gestapelt wird, und man vernimmt das Knarren der Holzdielen unter Onkel Everts Gewicht. Sobald Lien sich auf ihr Buch konzentriert, verschwinden diese Geräusche vollständig. Sie nimmt sie erst wieder wahr, als sie sich verändern.

Die Glasscheibe in der Tür am Fuss der Treppe klirrt leise. Die Schlossfalle rastet in der dafür vorgesehenen Aussparung ein. Dann ächzt das Holz unter dem Teppich bei jedem Schritt ein wenig. Kurz darauf schwingt die Tür zum Schlafzimmer, die bereits halb offenstand, noch weiter auf, und das Gesicht von Onkel Evert erscheint im Türrahmen.

«Meine kleine Freundin, der Bücherwurm, liest immer noch?», fragt er lächelnd.

Er kommt herein, setzt sich auf das Bett und deutet auf seinen Schoss. Sie weiss sofort, dass das nicht ganz normal ist, aber sie setzt sich, ohne nachzudenken, in Bewegung. Als sie sich niederlässt, wölbt sein Körper sich ihr entgegen. Er sagt, dass ihr das gefalle und dass sie deshalb ein böses Mädchen sei.

Sie ist verlegen und verwirrt.

Lien hat keine Wörter für das, was Onkel Evert macht. Nicht einmal eine Vorstellung. Der Angstschweiss lässt sie frösteln. Es handelt sich um Kitzeln, aber anders. Seine Hände hören nicht auf. Sie ist sich nicht einmal sicher, ob sie «Nein» gesagt hat. Ihr Körper ist angespannt, aber er schiebt ihre Beine auseinander. Dann sind seine Finger in ihr, unter ihrer Unterwäsche, es tut weh, und sie blutet.

Danach sagt er, dass sie es selbst gewollt habe.

Jetzt steigt jedes Mal, wenn sich das Haus leert, Angst in ihr auf. Sobald der Letzte gegangen ist, muss sie mit ihm in den Raum auf der anderen Seite der Tür am Fuss der Treppe gehen. Dort muss sie, nachdem die Glastür hinter ihnen ins Schloss gefallen ist, dastehen, das Kleid angehoben, halb nackt, während er die Schnalle seines Gürtels löst. Es tut so weh, wenn er seinen Penis in sie hineinschiebt. Manchmal ist Blut an ihren Beinen.

«Du hast das selbst gewollt», sagt er jedes Mal zu ihr, und am Ende glaubt sie ihm beinahe. Die Vergewaltigungen sind ein Geheimnis, schlimm und giftig, das sie in ihrem Inneren verschliesst.

Evert van Laar besitzt eine unsichtbare Macht. Es ist ein Rätsel, wie sie wirkt. Wie kommt es, dass das Haus so häufig leer ist? Warum ist ihr Platz jetzt immer auf seinem Schoss? Er ist ein jovialer Tyrann, ein Experte darin, anderen seinen Willen aufzuzwingen. Mit den Frauen im Haus flirtet er und macht freche Anspielungen, während er gegenüber seinem Neffen und Bruder charmante, schmeichlerische Drohungen ausstösst. Er teilt Knüffe aus, die freundlich, aber dennoch ein bisschen zu hart sind. Und Lien befindet sich mittendrin, zwischen den Männern und den Frauen, wird wie eine Prinzessin hofiert und dann wie ein Haustier weggescheucht.

Graue Tage, Wochen und Monate verschwimmen ineinander. Neues bekommt Lien so gut wie nie zu sehen und lernt lediglich den Raum jenseits der Tür am Fuss der Treppe kennen. Unterdessen steht dreissig Kilometer entfernt in Nijmegen eine Armee mit einer Stärke von einer hal-

ben Million Mann bereit. Zu Beginn des Frühjahrs werden tausend schwere Waffen rund um die Uhr auf feindliches Gebiet feuern. Vorbereitend wird Rauch über den Flüssen hängen. Schon jetzt fliegen Tausende Bomber und verdunkeln das Land unter ihnen. Sie werden in diesen letzten Kriegsmonaten eine halbe Million Tonnen Sprengstoff herabregnen lassen.

Inmitten all dessen herrscht im Haus in Ede an den Abenden so etwas wie Karneval: eine ruhelose, regellose Feier, die Onkel Evert organisiert. Er besteht darauf, dass alle Pfannkuchen bekommen (obwohl es weder Eier noch Milch noch Butter gibt), und irgendwie erhalten sie welche: hart und dünn wie Papier. Er sitzt triumphierend am Tisch. Als seine kleine Freundin muss Lien einen Pfannkuchen bekommen, deshalb schiebt er eine scharfkantige Waffel auf ihren Teller.

Kalte Hungertage verstreichen, und dann ist es eines Tages, am 17. April, ohne Ankündigung vorbei. Zuerst hört man Gewehrfeuer, dann herrscht Stille, und schliesslich ertönen in der Ferne wilde Jubelschreie und Geräusche, die nach Marschkapelle klingen. Aus dem Fenster im Obergeschoss, aus dem Lien bis jetzt nie geblickt hat, starrt sie auf kleine Gruppen von Männern und Frauen hinab, die vorsichtig aus ihren Häusern treten. Auf dem Pflaster direkt unter ihr beginnt eine Frau zu schreien – ein lang gezogenes, unkontrolliertes schrilles Kreischen. Die Frau steht da, brüllt zu den Häusern hinauf und hält mit beiden Händen eine orangefarbene Flagge in die Höhe.

Jetzt rennen alle hinaus, auch Lien, und die Menge rempelt sie an, während sie zum ersten Mal seit einem halben Jahr ins Freie tritt. Es ist schwindelerregend, die Sonne wieder zu spüren und den Himmel wieder zu sehen. In der diffusen Helligkeit ist alles überwältigend: die Buchstaben auf einem Ladenschild, der Kies auf dem Gehweg, die dunklen Blätter einer Hecke. Das Geräusch der sich bewegenden, rufenden, weinen-

den Menge klingt ihr in den Ohren, und sie kann die frische Luft in ihrem Mund schmecken.

Lien rennt mit einer Gruppe von Kindern herum, springt über Trümmer, sucht auf zerbröckelnden Mauern das Gleichgewicht. In einer Gasse stossen sie auf die Leiche eines deutschen Soldaten. Er liegt mit dem Gesicht nach unten auf dem Pflaster, einen Arm nach oben gereckt, der Helm noch immer mit einem Riemen befestigt. Eine Weile starren sie nur staunend hinab – verängstigt, nicht sicher, ob er sich nicht plötzlich bewegt, aber dann tritt ein Mädchen vor und kickt leicht gegen die Seite seines Kopfes. Entsetzt kreischend weichen sie zurück, aber dann treten sie wieder vor. Jetzt wagt es ein Junge und dann andere, die Leiche mit dem Fuss anzustossen. Als Lien an der Reihe ist, ist sie erstaunt, wie schwer der tote Soldat sich an ihrem Fuss anfühlt.

Die Leute drüben auf der Hauptstrasse sind fast wie im Rausch. Männer singen in die Luft des warmen, grauen Nachmittags. Dann marschiert die Truppeneinheit durch. Die alliierten Soldaten kommen allem Anschein nach aus Kanada. Lien erhascht zwischen den Beinen der sich drängenden Menge nur kurze Blicke auf sie. Sie beobachtet, wie Mädchen auf die Panzer klettern und ihre Röcke sich bauschen. Die Luft ist angefüllt von Abgasen und Dieselgeruch. Als Lien schliesslich von der Hauptstrasse zurückkehrt, fällt ihr Blick auf eine auf der Strasse stehende Frau, deren Kopf frisch rasiert und mit leuchtend roten Flecken bedeckt ist.

Und trotz alledem, obwohl Lien an der verrückten Feier teilnimmt und herumrennt und sich allem anschliesst, hat sie sie nicht verstanden. Die Befreiung hat keine Bedeutung. Es findet eine Party statt, die Leute feiern, das ist alles.

Am 5. Mai 1945 erzielten der kanadische General Charles Foulkes und der deutsche Oberbefehlshaber Johannes Blaskowitz eine Einigung über die Kapitulation der deutschen Wehrmacht in den Niederlanden. Die Ka-

pitulation wurde in Wageningen, nur fünf Kilometer von Bennekom entfernt, unterzeichnet. Adolf Hitler hatte sich bereits Ende April erschossen, und am 8. Mai war der Krieg in Europa mit der Siegeserklärung der Alliierten offiziell zu Ende. Nach ein paar Tagen der Feierlichkeiten herrschte in den Niederlanden jedoch im besten Fall eine Stimmung düsterer Resignation angesichts des bevorstehenden Wiederaufbaus. Bei den Kämpfen waren 19000 Zivilisten getötet worden, 8000 Nichtjuden waren in Gefangenenlagern ums Leben gekommen und weitere 25 000 waren verhungert. Im letzten Kriegsjahr war der Kalorienverzehr pro Person um mehr als die Hälfte zurückgegangen, acht Prozent der Landmasse waren überschwemmt, nachdem die deutsche Wehrmacht sie beim Rückzug geflutet hatte, und die systematische Plünderung hatte zur Folge, dass der wirtschaftliche Schaden in den Niederlanden grösser war als in allen anderen besetzten Ländern im Westen.

Zum Teil erklärt diese nationale Verwüstung die schlechte Behandlung der überlebenden niederländischen Juden. Immerhin tauchten 16'000 aus ihren Verstecken auf, und im Osten des Landes waren weitere 5'000 in den Lagern noch am Leben. Andere Länder, wie Frankreich und Belgien, die bereits 1944 zum grossen Teil befreit waren, reagierten viel schneller und schickten Hilfe sowie Transportmittel, um den Überlebenden die Rückkehr zu ermöglichen. Die Niederlande, deren Rückführungsmaterial aus zwei geliehenen Motorrädern und vier kleinen Lastwagen bestand, waren so gut wie handlungsunfähig. Die meisten ihrer Bürger mussten sich selbst nach Hause durchkämpfen.

Da fast eine halbe Million Niederländer jenseits der Grenzen festgehalten wurde (die meisten in deutschen Arbeitslagern) und weitere 300'000 Bürger Binnenflüchtlinge waren, hätte die aus dem Londoner Exil zurückgekehrte Regierung selbst bei besten Absichten Probleme gehabt, den überlebenden Juden ausreichend Hilfe zukommen zu lassen.

Allerdings gab es keinerlei Anzeichen guter Absichten. Es gab nicht einmal eine Stellungnahme, von Sondervereinbarungen ganz zu schweigen. Als das Thema zur Sprache kam, betonten die niederländischen Minister, die Juden dürften damit rechnen, genauso behandelt zu werden wie alle anderen. Sie sahen keinen Widerspruch zwischen dieser Aussage und dem Grossauftrag zur Beschaffung von Gesangbüchern, Gebetbüchern, Bibeln und selbst Abendmahlskelchen, die den Geflüchteten seelischen Trost spenden sollten.

Die Mehrzahl der überlebenden Juden, die es zurück in die Niederlande schafften, empfand ihre Rückkehr als traumatisches Erlebnis. Als sie die Grenze erreichten, wurden sie von einer grossen, wenn auch unorganisierten Verteidigungsmacht angehalten, die aus Männern in Holzclogs und uneinheitlichen Uniformen bestand. Die Regierung hatte nämlich Angst vor einem Zustrom von Fremden, vor allem von Kommunisten, die den Staat womöglich destabilisieren würden.

Dirk de Loos beschrieb im Rückblick, wie er zusammen mit anderen Juden in einem Bus aus Dachau ankam, der an der Grenze gestoppt wurde, wo die Soldaten sich von dem authentischen holländischen Akzent der Passagiere nicht beeindrucken liessen und sie wegen ihrer fehlenden Papiere unter Arrest stellten. Sie wurden mit DDT-Pulver besprüht und in ein Internierungslager nach Nijmegen geschickt, aus dem Dirk nach zehn Tagen fliehen konnte. Doch als er in seinem Haus in Leiden ankam, wurde er von der holländischen Polizei, die wie immer nur allzu bereit war, Befehle von oben zu befolgen, wieder verhaftet und zurückgeschickt.

Dirks Erlebnis war keine Ausnahme. In Westerbork, dem Transitlager, von dem aus mehr als 100'000 Juden nach Auschwitz deportiert worden waren, wurden über 5'000 Verbliebene, die für die Vernichtung vorgesehen gewesen waren, nach Kriegsende noch monatelang gefangen gehalten. Dort wurden sie neben 10'000 neu verhafteten holländischen Faschisten festgehalten, eben jenen Leuten, die sie in den Tod hat-

ten schicken wollen. Doch als sie schliesslich freigelassen wurden, verbesserte sich ihre Situation kaum. Ihr Eigentum war geraubt worden, andere Menschen wohnten jetzt in ihren ehemaligen Häusern, und in einigen Fällen gab es sogar Steuernachforderungen für die Jahre, die sie in den Lagern verbracht hatten.

Für diese Ereignisse könnte zu einem gewissen Grad das Chaos unmittelbar nach Kriegsende verantwortlich gemacht werden, doch in den ersten Monaten nach der Befreiung gab es Anzeichen dafür, dass auch Antisemitismus in der holländischen Bevölkerung eine Rolle spielte. Einst hatte Holland als Vorbild für Toleranz gegolten. Yosef Kaplan, Historiker mit dem Schwerpunkt «Jüdisches Leben in den Niederlanden», konnte keinen signifikanten Vorfall antisemitischer Verfolgung während der gesamten Geschichte der Republik der Vereinigten Niederlande entdecken, die von 1581 bis 1795 bestand. Doch im 19. Jahrhundert tauchte in der nationalen Kultur das neue Klischee des schmierigen jüdischen Schwindlers auf, der mit starkem Akzent spricht. Es war ein Bild, das durch die Einwanderung aus dem Osten befeuert wurde. Auch aufgrund des Aufstiegs des internationalen Zionismus entstand die Vorstellung, dass Juden keine richtigen Holländer seien. Dann flohen in der Folge der Machtübernahme der Nazis 35 000 Juden in die Niederlande, worauf die Regierung mit einer Beschränkung der Einwanderung reagierte und die Menschen in Lager steckte. «Jüdische Kommunisten» und «jüdische Finanzhaie» waren ein weitverbreitetes Gesprächsthema. Juden, so hiess es, könnten dem Namen eines guten Restaurants oder guten Klubs schaden.

Obwohl die Faschisten bei Wahlen in den Niederlanden nie über vier Prozent aller Stimmen erhielten, hatten die Propagandisten der Nazis Themen, auf die sie sich während des Krieges stürzen konnten, und das wurde 1945 ersichtlich. Der Nationalismus einiger Widerstandszeitungen war alles andere als tolerant. So warnte zum Beispiel das Nachrichtenblatt *Het Parool* nach der Befreiung alle Juden davor, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und kritisierte die holländischen Juden, dass sie

angesichts der deutschen Bedrohung ihre Posten verlassen hätten. Ein anderes Blatt, *De Patriot*, schrieb, die Juden müssten dankbar sein, dass der niederländische Widerstand sie gerettet habe, während «möglicherweise bessere Menschen ums Leben gekommen sind». In Publikumszeitschriften wurden Judenwitze verbreitet. Auf den Leserbriefseiten verschiedener Zeitungen beschwerten sich Leser, dass nun, da der Krieg beendet sei, die Juden wieder an Bedeutung gewinnen würden. Eine Regierungsbehörde beschloss sogar, jüdische Arbeitnehmer nicht wieder zu beschäftigen, weil die Einstellung ihnen gegenüber in der Behörde so negativ sei, dass sie ihren Aufgaben nicht effektiv nachkommen könnten. Unterdessen schrieb der Justizminister an den jüdischen Religionsverband (der soeben aufgrund der gesunkenen Mitgliederzahl vom nationalen Kirchenrat ausgeschlossen worden war) und fragte an, ob er sich nicht um die Wiedereingliederung der 120'000 festgehaltenen holländischen Kollaborateure bemühen könnte, die rasch freigelassen wurden. In den Medien wurde der Holocaust mit wenigen Worten eingestanden, dann jedoch bald übergangen, weil er zu schrecklich sei, um sich ausführlich damit zu befassen. Es überrascht nicht, dass aus den Niederlanden im Nachkriegsjahrzehnt deutlich mehr Juden auswanderten als aus Belgien oder Frankreich.

Im April 1945 spürt Lien in Ede nicht wirklich, dass der Krieg zu Ende ist. Sie wartet einfach auf die Entscheidungen, die andere treffen. Doch es ist eine grosse Erleichterung, Onkel Evert zu entkommen, als die Familie sich nach ein paar Tagen aufmacht, um nach Bennekom zurückzukehren. Die alte Strasse ist jetzt voll von schmutzigen grünen Lastwagen, die auf sie zugerollt kommen, und die Soldaten darauf zeigen ihnen mit den Fingern das *Victory*-Zeichen. Als sie in der Algemeer 33 ankommen, finden sie das Haus unbeschädigt. Während das Haus der Bonds durchwühlt und die Dielenbretter herausgerissen worden waren,

stehen in ihrem die Einmachgläser auf den Kellerregalen noch ordentlich aufgereiht da, genau wie zuvor. Bald organisiert Mutter van Laar die Putzarbeiten, und Lien wird wieder angewiesen, sich mit Lappen und Staubtüchern an die Arbeit zu machen, und während sie im Wohnzimmer die Holzflächen poliert, geht das Leben wieder seinen vertrauten Gang.

Nirgends werden Fragen gestellt oder beantwortet: weder zu Hause noch in der Kirche noch in der Schule. Kein Wort fällt darüber, was mit ihren Eltern passiert ist, auch nicht in den folgenden Monaten, aber dennoch ist ihre dauerhafte Abwesenheit irgendwo und irgendwie in ihrem Bewusstsein präsent. Die ganze Welt mit Mamma und Pappa, den Grossmüttern und Grossvätern, Tanten und Onkeln, Cousins und Freunden in Den Haag ist verschwunden, und es gibt kein Zurück, nicht einmal in ihren Gedanken.

Lien bezieht wieder ihr kleines Zimmer mit der Glasscheibe oben in der Tür. An Sonntagen wird gepredigt und die Bibelstunde abgehalten, und jeden Abend liest sie nach dem Abendessen wieder laut von den Taten der Apostel und den Kämpfen der Könige des Alten Testaments vor. Sie geht wieder zur Schule, wo die Lehrer feststellen, dass sie im Lernstoff hinterherhinkt. Sie bekommt Zusatzaufgaben in Mathematik und Geschichte zugeteilt, die sie am späten Nachmittag erledigt, halb unter der Decke vergraben im Bett sitzend. Sie hört Maartje draussen im Nachbargarten. Lien geht jetzt häufiger zu den de Bonds hinüber, ist ein wenig freier, und Corrie ist so etwas wie eine Freundin geworden. Ein Monat vergeht, und am Ende der Strasse Richtung Dorf werden ein paar Holzplanken verlegt, weil Männer mit der Reparatur der beschädigten Häuser beginnen. Der Zementmischer steht ungenutzt bereit, der Rand seiner Öffnung ist mit bröckeligem Zement überzogen.

In Bennekom nimmt das Leben wieder den gleichmässigen Rhythmus von früher an, und es ist bereits Frühsommer, als Lien auf der Strasse das Geräusch eines Motorrads hört. Weil sie oben in ihrem Zimmer arbeitet, verschwendet sie keinen Gedanken daran, doch einen Augen-

blick später hört sie die Klingel läuten und Mutter van Laar die Haustür öffnen.

«Lientje», ruft sie, «Besuch für dich.» Ihre Stimme klingt neutral, und als Lien aus ihrem Zimmer kommt, hat Mutter van Laar sich bereits in die Küche zurückgezogen und die Tür hinter sich geschlossen.

Erst als sie die unteren Stufen erreicht hat, erkennt sie an den Schuhen und der Hose, um wen es sich handelt. Ihr bleibt fast das Herz stehen, denn es ist Evert van Laar. Es ist niemand da, an den sie sich wenden könnte, falls sie das überhaupt wagen würde, und ihr ganzer Körper ist auf einmal erstarrt und passiv. Onkel Evert tritt vor, blickt mit glänzenden Augen zu ihr auf und deutet auf die offene Tür und das auf der Strasse stehende Motorrad.

Wenn du die Augen zumachst, wird es vielleicht nicht geschehen. Mit den Fingern umklammert sie die stählerne Lenkstange und spürt die vom Motor ausgestrahlte Wärme an ihren nackten Beinen. Sobald sie in den Wald gelangen, ist der Untergrund uneben, sie hüpfte auf dem Sitz auf und ab, und der Motor heult auf, weil Onkel Evert mit hoher Geschwindigkeit fährt. Sie bemüht sich, ihre Empfindungen auszuschalten, doch die Gefühllosigkeit von eben will sich nicht einstellen.

Tief im Unterholz steht ein alter Jeep, zwischen Büschen verkeilt und von Bäumen überdacht. Onkel Evert fährt direkt darauf zu. Sie weiss, dass er das geplant hat. Er schiebt das Motorrad gegen einen Stapel alter Autoreifen. Noch immer darauf sitzend, drückt sie die Augen zu, nimmt den Geruch des Motoröls wahr, der sich mit dem Geruch von Pilzen und feuchtem Laub vermischt. Als sie die Augen für einen Moment öffnet, sieht sie die Windschutzscheibe des Jeeps, die mit einer Mooschicht überzogen ist. Direkt hinter dem Radkasten befindet sich eine Trittstufe, und Onkel Evert spricht langsam. «Du hast das selbst gewollt», sagt er zu ihr.

Wieder werden keine Fragen gestellt oder beantwortet, und danach werden seine Besuche auf dem Motorrad zu einem festen Bestandteil

des Lebens, wie der Gang zur Schule oder in die Kirche. Laut Mutter und Vater van Laar pflegen Onkel Evert und Lien eine «besondere Freundschaft». Sie scheinen es nicht seltsam zu finden, dass er sie abholen kommt, oder falls doch, dann schreiben sie diese Sonderbarkeit Lien zu.

Der Sommer vergeht, der Herbst beginnt, und sie wird zwölf. Ohne das üppig grüne Blätterdach ist es im Wald heller. Der Boden ist kalt und feucht. Der alte Jeep, zu dem sie immer fahren, beginnt wie die ihn umgebenden Blätter rostbraun zu werden. Seine Scheinwerfer sind inzwischen wegen der Feuchtigkeit milchig grau. Liens Gefühl für sich selbst lässt mit dem verblassenden Herbstlicht nach. Sie wird immer schweigsamer und ängstlich wie ein verwundetes Tier.

Und dann kommt Mitte September plötzlich ein ganz anderer Besuch zu ihr. Von der Treppe oben blickt Lien ungläubig hinab. Frau Heroma ist wieder da!

Took Heroma tritt in dem Augenblick, in dem sie Lien erblickt, unaufgefordert vor, geht an Mutter van Laar vorbei ins Haus. Am Fuss der Treppe streckt sie die Arme aus und fasst das Mädchen an den Schultern.

«Lientje, ich bin so froh, dich zu sehen!», sagt sie.

Eine Stunde später sitzen sie zusammen auf einer Bank im wässrigen Sonnenschein und blicken auf das Heidefeld. Sie haben ernsthaft miteinander zu reden, und Lien soll sagen, was sie selbst für das Beste hält.

Zuerst werden Fragen über ihre Gesundheit und ihre schulischen Fortschritte gestellt. Auf jede Antwort folgt eine Pause, in der Frau Heroma in ihrem Buch Notizen macht. Manchmal sitzt sie für einen Augenblick schweigend da, überlegt, den Stift in der Hand. Nachdem Frau Heroma alle Fragen gestellt hat, legt sie schliesslich ihr Notizbuch neben sich, blickt auf die Baumgrenze in der Ferne und wendet sich dann mit nachdenklicher Miene Lien zu.

Frau Heroma sagt, dass die van Laars sich jetzt schon lange um Lien gekümmert hätten. Die Familie sei nicht gross, ein Zimmer sei frei, und Jaap müsse für sie inzwischen ja fast wie ein Bruder sein. Selbstverständlich könnten Brüder nervtötend sein, und alle stritten sich gelegentlich, aber Bennekom sei ein schönes Dorf, und die van Laars hätten es gern, wenn sie bei ihnen bleiben würde. Sie könnte sich ihren Unterhalt als Dienstmädchen durch Hausarbeit verdienen. Sie könnte ihre Schulausbildung fortsetzen, bei der sie ja allem Anschein nach gut vorankomme. Was Lien davon halte?

Das Mädchen starrt durch die Latten der Bank auf die Erde darunter. Was Lien davon halte?

Sie ist es nicht gewohnt, dass man sie etwas fragt. Lien hält den Blick auf den dünnen Streifen Erde und das gelbe Gras gerichtet.

«Ich will nicht hier bleiben», sagt sie, fast zu sich selbst.

«Was willst du denn stattdessen?»

Die Antwort kommt ihr erst in diesem Augenblick in den Sinn.

«Ich möchte zu den van Es gehen», antwortet Lien entschieden, blickt auf und blinzelt in die tief stehende Nachmittagssonne.

Jetzt, da es ausgesprochen ist, hat Lien es vor Augen: das Haus in der Bilderdijkstraat mit Kees, der ihr Freund ist, und Ali und Marianne und die Küche der Tante. Es ist der einzige Ort, an dem sie sich vorstellen kann, wieder Kind sein zu können.

Selbstverständlich lässt sich das nicht von heute auf morgen arrangieren. Frau Heroma muss nach Dordrecht zurück, um zu sehen, wie das organisiert werden kann. Es folgt eine lange Woche des Wartens, in der Lien die Bilderdijkstraat immer häufiger in den Sinn kommt. Sie denkt daran, mit Annie Mookhoek zum Schwimmen zu gehen, so wie sie es früher getan hatten, oder «Fau Buyne» zu besuchen, die Nachbarin auf der anderen Strassenseite. Während die Tage verstreichen, wird die Präsenz dieser Welt immer dringlicher. Sie fürchtet die Ankunft von Onkel Evert so sehr, wie sie sie lange nicht gefürchtet hat.

Und dann ist endlich Samstag, und Frau Heroma kommt zurück. Lien kriegt ihr Frühstück nicht herunter, und als die Klingel ertönt, setzt ihr Herz fast aus. Frau Heroma steht auf der Türschwelle, mit Mutter van Laar ins Gespräch vertieft. Sie lächelt und winkt Lien zu, aber sie spricht sie nicht an, und dann geht sie ins Wohnzimmer, um sich mit den Erwachsenen allein zu unterhalten, während Lien wieder nach oben gehen muss. Oben in ihrem Zimmer bekommt sie Bauchschmerzen vor lauter Warten, doch dann wird sie endlich heruntergerufen. «Lientje und ich machen jetzt einen Spaziergang», erklärt Frau Heroma sogleich und nimmt sie an der Hand.

Dann gehen sie die Strasse entlang, und Frau Heroma redet. Lien braucht einen Moment, bis sie sie versteht. Den van Es geht es gut, und sie lassen Lien herzlich grüssen. Sie sind im Augenblick sehr beschäftigt, weil die Tante bald ein Baby bekommt und die Familie gerade in ein neues Haus umgezogen ist. Onkel Henk hat inzwischen eine andere Anstellung. Er ist für das Wohnungswesen der ganzen Stadt verantwortlich. Das ist eine äusserst wichtige Aufgabe, und sehr viele Menschen brauchen seine Hilfe. Ausserdem ist er immer noch nicht wieder ganz gesund nach der Zeit, die er wegen seines Kampfs gegen die Deutschen während des Krieges im Gefängnis gesessen hat. Darüber hinaus ist Dordrecht im Moment durch die Bombardierungen stark zerstört und kein guter Ort zum Leben. Es gibt keine Brücken, die Menschen hungern noch immer, und viele Wohnungen können nicht geheizt werden. Der Strom fällt sehr häufig aus. Und das alles bedeutet, dass es im Moment für Lien unmöglich ist, bei den van Es zu wohnen.

Das ergibt für Lien keinen Sinn, und als sie es zu verstehen versucht, setzt ihre Atmung aus. Took Heroma streckt die Hand aus, um sie zu trösten, aber es ist bereits zu spät. In Liens Kopf hat sich ein Abgrund aufgetan, und sie starrt vor Panik ausdruckslos ins Leere, ihr Mund ist verzerrt. Es ist, als fiel sie zum Mittelpunkt der Erde.

Took Heroma ist wirklich erschrocken.

«Lientje, ich frage sie noch mal», sagt sie, aber Lien kann lange Zeit nichts hören, so überwältigt ist sie vor Erschütterung und Schmerz.

Im Apartment in Amsterdam ist es jetzt kurz nach sieben. Bei der Aufzeichnung zögert Lien ein wenig, als sie von diesem Augenblick berichtet, aber ihre Probleme haben nicht so sehr mit den Emotionen zu tun als vielmehr mit dem Wunsch, es richtig zu erzählen.

«Die Nachricht kam, dass sie mich nicht haben wollten ... Sie kam zurück und sagte mir, dass es nicht gehe, dass es nicht erlaubt sei... Und ich war davon wie betäubt.»

Es folgt eine sehr lange Pause.

«Ich konnte es nicht glauben. Ich hatte so fest damit gerechnet, hatte es mir von ganzem Herzen gewünscht, hatte es als einzigen Ausweg betrachtet.»

Insgeheim frage ich mich, was meine Grosseltern zu dieser Antwort veranlasst haben könnte. Nachdem Lien fortgegangen war, hatten sie zwei anderen jüdischen Kindern Unterschlupf geboten, und diese waren inzwischen zu ihren Familien zurückgekehrt. Vielleicht hatten meine Grosseltern den Eindruck, dass etwas Ähnliches für Lien organisiert werden sollte? Sie standen selbst unter enormem Druck und hatten bereits so viel getan. Ausserdem kann ich nach so langer Zeit nicht wissen, worum sie genau gebeten worden waren und wie die genaue Antwort gelaute hatte. Als Took sie ein zweites Mal fragte, sagten sie Ja und taten es gerne.

Dennoch hatte die erste Antwort etwas Kostbares zerstört. Sie vernichtete das zuversichtliche Gefühl der Zugehörigkeit, das vielleicht das grösste Geschenk meiner Grosseltern für Lien gewesen war.

Kurz darauf steht Lien zum letzten Mal auf der Schwelle von Algemeer Nummer 33. Auf der Strasse wartet ein knatterndes Auto auf sie, in dem Herr und Frau Heroma sitzen. Es ist ein unangenehmer Abschied.

Als das Mädchen leise sein Dankeschön gesagt hat und sich in Bewegung setzt, wird ihm etwas in die Hand gedrückt, ein unverschlossener weisser Umschlag, in dem vier Fotos stecken.



Lien, etwa Juli 1945

«Damit du dich an uns erinnerst», sagt Mutter van Laar.

Während das Auto anfährt, blättert Lien den kleinen Stapel unterschiedlich grosser Fotos durch.

Das erste Foto ist eines von ihr selbst. Es ist eine Studioaufnahme, die vor ein paar Monaten in Ede gemacht wurde und eine hübsche junge Frau zeigt, hinter der eine schöne Wendeltreppe nach oben führt. In weissen Kniestrümpfen und einem dunklen Matrosenkleid blickt Lien direkt in die Kamera, ein schwaches Lächeln auf den Lippen und eine mädchenhafte karierte Schleife im Haar. Doch die Treppe auf dem Foto ist nicht echt. Wenn man auf den Boden unter der Treppe schaut, sieht man die Kante des Hintergrundvorhangs. Der Marmor und die Wendeltreppe aus Gusseisen sind nur eine Attrappe und können, indem man an einer Kordel zieht, einfach durch einen anderen Hintergrund ersetzt werden.

Das zweite Foto ist eines von ihr mit den van Laars vor dem Haus, das fast zwei Jahre zuvor aufgenommen wurde, kurz nachdem sie nach Bennekom gekommen war. Sie sieht darauf viel jünger aus als jetzt.



Vater van Laar



Mutter van Laar

Und dann gibt es zwei Passfotos, eines von Vater und eines von Mutter van Laar. Beide blicken über die linke Schulter des Fotografen hinweg. Vater van Laar scheint sich mit der vielen Pomade in den Haaren, dem Bartschatten und in seiner engen Ausgehkleidung unwohl zu fühlen. Seine schlicht wirkende Frau beisst sich mit den oberen Schneidezähnen auf die Unterlippe.

Sie machen keinen glücklichen Eindruck.

Jetzt, da Lien sie verlässt, haben diese Leute fast etwas Bemitleidenswertes; sie senken den Blick, wie man es ihnen gesagt hat, und tun ihr Bestes, um sich mit der Situation zu arrangieren.

Für Lien bedeutet die Rückkehr einen Wechsel vom Land- zum Stadtleben, von Religiosität alter Schule zu neuen sozialistischen Idealen. Die Fahrt ist lang, aber Herr Heroma, der am Steuer sitzt, macht daraus ein Abenteuer. Jedes in die Irre führende Strassenschild und jede ausfallende Fähre stellt eine Herausforderung dar. Er zeigt ihr auf der Landkarte, welche Route sie nehmen, und bezieht sie in die Diskussion mit ein, wenn die Strasse plötzlich blockiert ist. Während Regen auf die Windschutzscheibe fällt, sind sie in dem kleinen Auto geschützt, und die Heromas halten um die Mittagszeit an einem Rastplatz an, um Sandwiches mit Corned Beef zu essen. Dann fahren sie weiter. Es herrscht nur wenig Verkehr auf dieser Fahrt über Land, sie begegnen lediglich sich abmühenden Fahrradfahrern. Draussen sieht Lien durch den Nebel die Überreste von Brücken, die – wie Herr Heroma ihr erzählt – in den letzten Kriegsmonaten zerlegt worden waren, damit der Stahl nach Deutschland transportiert werden konnte.

Als sie in Dordrecht ankommen, dämmt es bereits. Der erste Blick auf das neue Haus der van Es in der Frederikstraat wird für immer in ihr Gedächtnis eingraviert bleiben. So viele Menschen drängen sich vor der Tür zusammen. Sie benötigen entweder Hilfe bei der Wohnungssuche oder es sind Journalisten, die um einen Kommentar von Onkel Henk bitten. Frau Heroma bahnt sich mit ihrer typischen Selbstsicherheit den

Weg durch die Menge. Dann steht Ma dort im Hausflur im warmen Licht, rund und rotgesichtig, sie sieht müde, aber gesund aus. Als Lien das Haus betritt und den vertrauten Geruch von Essen, Wäsche, Zigarettenrauch und Menschen wahrnimmt, umfängt die Tante sie liebevoll. «Lientje», sagt sie, «du bist wieder zu Hause!»

Dann kommen alle herbei, um sie in die Arme zu schliessen. Sie wird gedrückt und gehätschelt. «Lien!», «Liennepien!», «Lien ist da!» Kees ist einen Kopf grösser geworden, steht verlegen und mit grossen Augen da, während Marianne sich auf einmal schüchtern an ihre grosse Schwester drückt, und Ali ganz kühn fragt: «Wo wirst du schlafen?», bevor sie sich abwendet. Selbst der Onkel kommt auf sie zu, hager und angespannt, mit hochgekrepelten Ärmeln und gelockerter Krawatte. «Wir freuen uns alle so, dich wieder bei uns zu haben», sagt er und fixiert sie mit seinem Blick.

Das Haus, das zwar nur wenig grösser ist als das der van Laars, ist mehr als doppelt so gross wie jenes in der Bilderdijkstraat. Es gibt eine Glasveranda, mit schweren Gardinen verhängt, eine steile Wendeltreppe und im Obergeschoss einen Balkon zur Strasse hin. Die Tante werkelt in der Küche vor sich hin, während Onkel Henk im hohen Wohnzimmer seine Diskussionen sogleich wieder aufnimmt, umgeben von Männern und Zeitungen. Es ist alles so anders und doch so vertraut. Nachbarn schauen auf einen Plausch vorbei, und Kinder aller Altersstufen rennen herum.

Beim Abendessen teilt Ali Erbsensuppe aus, und die Tante folgt ihr mit einem Schneidebrett mit aufgeschnittener Wurst. Mit ihrem Messer schiebt sie ein paar Stücke in jeden Suppenteller. Es ist offensichtlich, dass es noch immer nicht viel zu essen gibt, doch als die Tante bei Lien ankommt und sie fragt, ob sie Wurst haben möchte, erhält Lien, nachdem sie genickt hat, doppelt so viel wie alle anderen. Dann gibt es Pudding, eine Seltenheit, speziell zur Feier von Liens Rückkehr zubereitet.

Nach dem Abendessen geht Lien in die kühle Dunkelheit hinaus, wo Kinder spielen. Sie geht nicht zu ihnen. Stattdessen läuft sie nur ein Stück, behält das Haus aber im Blick. Die Bilderdijkstraat, jene Strasse, in der sie nach ihrer Ankunft in Dordrecht vor mehr als drei Jahren zuerst wohnte, ist nicht weit entfernt, weniger als zehn Minuten Fussweg, aber sie liegt bereits jenseits ihrer Vorstellungskraft. Sie wird ihre ehemalige beste Freundin Annie Mookhoek nicht Wiedersehen.

Morgen wird sie eine neue Schule besuchen und neue Nachbarn kennenlernen. Diese halbe Verbindung mit Dordrecht ist seltsam, teils vertraut, teils neu. Sie fühlt sich davon ein wenig benommen, gerade so, als wäre sie sehr müde.

Als sie wieder ins Haus zurückkehrt, herrscht abendliche Ruhe. Der Strom ist ausgefallen, was in Dordrecht in dieser Zeit häufig vorkommt, und es gibt nur ein paar wenige Lichtquellen. Der Onkel beugt sich im Schein einer Öllampe über einen Stapel Papiere. Die Tante, die neben ihm sitzt und strickt, sagt «*Trusten*», das alte Wort für «Gute Nacht», das in Liens Ohren einst so seltsam klang, jetzt aber tröstlich ist.

Ali geht mit ihr hinauf, die Hand schützend vor die Kerze haltend, und betritt das Zimmer, das sie sich jetzt teilen werden. Es sieht im schwachen gelben Schein der Flamme gemütlich aus. Eine Doppeltür führt auf den Balkon, und die drei Betten stehen dicht nebeneinander.

«Das ist deines», sagt Ali und deutet auf das äusserste, «aber wir können tauschen, wenn du willst.»

Doch Lien ist damit ganz zufrieden. Auf ihrer Decke liegt ein kleiner Stapel von Dingen, die sie vor zweieinhalb Jahren zurückgelassen hatte: ein paar Bücher, Kugelschreiber und Stifte, ein Kuschtier. Sie sind lange vergessen und kommen ihr jetzt wie neue Geschenke vor. Trotzdem löst jeder Gegenstand, als sie ihn berührt, eine Erinnerung aus, wie ein kurzes Feuer. Und dann sieht sie es im schwachen Licht: Ihr Poesie-

album mit den Vergissmeinnicht auf dem blaugrauen Umschlag. Lien steht da, hält es für einen Augenblick in der Hand und legt das kleine Buch ungeöffnet auf das Regal neben ihrem Bett.

In Amsterdam ist der Digitalrekorder 2015 fast zwei Stunden lang pausenlos gelaufen.

«Sollen wir etwas essen?», fragt Lien.

Ich nicke und stehe auf. Es ist schon ziemlich spät.

Nachdem Lien sich an die Arbeit gemacht hat, steigt in der Küche bald Dampf zum Licht der Abzugshaube über dem Herd auf, und nach zwanzig Minuten sitzen wir wieder am Tisch, dieses Mal mit gefüllten Tellern vor uns. Ein Krug Wasser mit Zitronenscheiben steht da, und als wir im Lampenschein am Tisch sitzen, fühle ich mich wie bei meinen Eltern oder meinen Tanten und Onkeln, behaglich und ganz wie zu Hause. Das ist seltsam, weil es in unserer Unterhaltung im Augenblick nicht um Familienbande geht, sondern um deren Gegenteil, den Bruch zwischen Lien und den van Es, zu dem es Anfang der 1980er-Jahre kam.

Nachdem wir das Geschirr abgeräumt haben, schlägt Lien vor, dass wir uns die Aufnahme ihrer Zeugenaussage vor der *Shoah Foundation* anschauen, dem Videoarchiv, das Steven Spielberg 1994 angelegt hat. Wir sehen es uns auf ihrem Computer an, sitzen an ihrem Schreibtisch. Lien klickt das Icon an, und nach einer Sekunde sehen wir sie zwanzig Jahre zuvor in ihrem Haus in Eindhoven auf dem roten Sessel sitzen, der jetzt in ihrem Wohnzimmer steht.

Die Frau auf dem Bildschirm wirkt, obwohl sie jünger ist, weniger lebhaft als die Lien, die ich kenne. Sie hat eine Schwere an sich und einen müden Blick. Sie spricht mit ausdruckslosem, vorsichtigem, sachlichem Tonfall in die Kamera. Zuerst nennt sie ihren Namen, dann die Namen ihrer Eltern und beantwortet die Fragen des Interviewers, und so geht ihre Erzählung eine Stunde lang weiter.

Aber es kommen darin keine Geschichten vor, keine Familie, kein Leben.

Lien hadert, während sie neben mir sitzt, ein wenig mit ihrem ehemaligen Selbst. Sie wirft kleine Korrekturen ein und lacht sogar über Szenen, die sie für übertrieben feierlich hält. Sie ist wie ein Kind, das aus der letzten Bankreihe dazwischenredet.

Die DVD ist zu Ende und wir blicken auf das erstarrte Bild der letzten Einstellung. Es ist nach Mitternacht, und im Zimmer und der Stadt draussen ist es vollkommen still.

«Ich sollte lieber gehen», sage ich, «morgen will ich noch mal nach Dordrecht fahren.»

Wenige Minuten später meine ich in der Dunkelheit wirklich klar zu sehen. Nie zuvor, so scheint es mir, habe ich jemanden so umfassend verstanden, von den frühesten Kindheitserinnerungen bis hin zu den kleinen, persönlichen Details des Seelenlebens. Ich habe den Eindruck, Lien besser zu kennen als mich selbst.

Aber zugleich weiss ich, dass das eine Illusion ist, jene Art von Illusion, die nur eine Geschichte mit sich bringen kann. Wie könnte ich, der ich in einer Welt der Privilegien und Stabilität aufgewachsen bin, die Erlebnisse eines jungen Mädchens während des Zweiten Weltkriegs verstehen? Wie könnte ich je verstehen, wie es sich anfühlt, als Kind so isoliert zu leben, jedes Gespür für sich selbst zu verlieren? Wie tief kann man sich in die Erfahrungen eines anderen Menschen überhaupt hineinversetzen?

Dann werde ich, während ich in dem kleinen Auto durch die Nacht nach Bennekom fahre, plötzlich von einem verwirrenden und widersinnigen Moment der Erkenntnis erfasst. Sie trifft mich wie der Schock, der mich damals durchfuhr, als ich meinen kleinen Sohn in einer Menschenmenge aus den Augen verlor, und ich zitterte. Ich sehe die Welt mit den Augen meiner Stieftochter Josie (allerdings habe ich sie bis jetzt nie so bezeichnet) im Alter von zwölf Jahren – widerspenstig, sich abkapselnd

und schwierig – und habe zugleich die schwer angegriffene zwölfjährige Lien vor Augen.

Das ist nicht rational, ihre Lebensumstände waren ganz unterschiedlich, aber Erinnerungsblitze der Vergangenheit – in der Josie orientierungslos, wütend und verzweifelt war und keine Grenzen kannte – trefen mich wie Schläge gegen den Kopf.

Während ich weiter über die Autobahn fahre, sehe ich Josie im Alter von sechzehn auf unserer Kieseinfahrt stehen, aus dem Haus gehen, allem Anschein nach für immer. Dann erinnere ich mich an die vielen trostlosen Zimmer, die sie bewohnte, mit schmutzigen Gemeinschaftsküchen und Fenstern mit Ausblick auf Backsteinmauern.

Sogleich rechtfertige ich mich vor mir selbst: Sie wollte gehen und sagte, dass sie die Familie hasse, war unlenkbar. Ich war doch sicher nicht unvernünftig gewesen? War nicht unfreundlich? Jedes Mal, für jedes neue Zimmer, baute ich für sie das gleiche Regal und betrachtete die gleichen wenigen Fotos (eines von ihrer besten Freundin aus ihren Kindertagen in Cambridge), die aus einem Umzugskarton gefischt wurden. Wir überwiesen ihr monatlich Geld. Trafen uns in Restaurants. Ich hinterliess gelegentlich Nachrichten auf dem Anrufbeantworter oder schrieb ihr E-Mails, die nicht beantwortet wurden.

In Wahrheit aber wollte ich sie nicht mehr zu Hause haben und verstand sie nicht. In Wahrheit gab es Momente, in denen ich sie nicht mehr in meinem Leben haben wollte.

In jenen schrecklichen Tagen, als unsere Tochter für uns verloren zu sein schien, schlief meine Frau, Anne Marie, unruhig, das Telefon neben sich auf dem Kopfkissen. Manchmal verliess sie mitten in der Nacht das Haus. Jeden Tag rief sie unsere Tochter an, obwohl der Anruf unbeantwortet blieb. Anne Marie sagte, es sei wichtig, dass Josie wisse, dass sie geliebt werde. Ich dagegen rief sie nicht an und sah oder hörte häufig monatelang nichts von ihr.

Und dann denke ich daran, dass meine Grossmutter einen Brief an Lien geschickt hatte, der sie aus der Familie versties, und dass die beiden einander nie mehr wieder gesehen haben. Hätte ich Josie einen solchen Brief schicken können? Wenn ich daran denke, wie wir erst vor wenigen Wochen in einem Auto auf eben dieser Autobahn unterwegs waren, kommt es mir unmöglich vor. Wir waren uns in dem Moment so nahe, die Familie eng zusammen, vom Motorengeräusch beruhigt. Ich weiss noch, dass ich Josie auf dieser Fahrt den Anfang von Liens Geschichte erzählen wollte und dass es mir die Kehle zuschnürte und ich nicht weitersprechen konnte. Ist es möglich, dass wir beide einander verloren hatten? Ich muss mir eingestehen: Ja, das ist es.

Im Haus in Bennekom herrscht bei meiner Ankunft Stille. Die Hunde kommen leise angetapst und lecken mir über die ausgestreckte Hand. Ich liege im Bett mehrere Stunden lang wach, und um drei Uhr greife ich nach meinem Handy. Ich schicke Josie eine Nachricht. Sie lautet lediglich: «Ich hab dich lieb.»

DORDRECHT, JANUAR 2015

Im Zug nach Dordrecht früh am folgenden Morgen studiere ich ein Dossier, in dem Liens Leben bei meinen Grosseltern ab ihrer Rückkehr nach Dordrecht Ende September 1945 bis zur Zeit der Fertigstellung des Berichts am 25. November 1947 beschrieben wird. Es wurde von einer Organisation mit dem Namen *Le-Ezrath Ha-Jeled* zusammengestellt, die sich nach dem Krieg um das Wohlergehen jüdischer Waisen kümmerte. Lien hat mir das Bündel gegeben, als ich sie vergangene Nacht verliess. In dem ruhigen Zugabteil breite ich diese losen Blätter – insgesamt etwa dreissig – auf dem gesprenkelten blauen Kunststoffisch aus und ordne sie. Es handelt sich um Protokolle von Meetings, Listen der Korrespondenz, Beschreibungen der Zimmer im Haus und eine Übersicht über die Beteiligten. Ausserdem finden sich in einem Anhang verschiedene Briefe, darunter einer von Herrn van Laar, der glaubt, dass Lien jetzt in England oder Palästina lebe. Er bittet darum, einige Zahnarztrechnungen erstattet zu bekommen, die er für sie ausgelegt habe.

Le-Ezrath Ha-Jeled (was auf Hebräisch «für die Hilfe des Kindes» bedeutet) wurde 1945 in den Niederlanden als Reaktion auf die Situation von Holocaust-Überlebenden im Kindesalter gegründet. Nach Kriegsende wurden jüdische Kinder, die von Widerstandsgruppen gerettet worden waren, nicht nur durch individuelle Massnahmen davon abgehalten,

zu ihren Familien zurückzukehren, sondern auch durch vom holländischen Staat geförderte Regelungen. Schon im September 1944 hatte Gesina van der Molen, eine calvinistische Widerstandsanhängerin, angefangen, Flugblätter zu drucken, in denen die Mitglieder ihres Netzwerks, die etwa achtzig Kinder gerettet hatten, angewiesen wurden, ihre Schutzbefohlenen in ihrer Obhut zu behalten, falls eine Mutter oder ein Vater auftauchen und ihr Kind zurückfordern sollte. Sie argumentierte, dass die jüdischen Eltern dadurch, dass sie ihre Kinder dem Widerstand überlassen hätten, ihre elterlichen Rechte verwirkt hätten. Dann wurde Gesina van der Molen am 13. August 1945, als die Regierung die Kommission zur Pflege von Kriegswaisen (unter dem Kürzel «OPK» bekannt) berufen hatte, zu deren Vorsitzender ernannt.

Die OPK, der nur sehr wenige jüdische Mitglieder angehörten, verfolgte angeblich eine dem Kindeswohl dienende Politik. Das bedeutete, dass die Fälle von etwa 4000 jüdischen Kindern, die den Krieg in Verstecken überlebt hatten, individuell behandelt werden sollten. Falls es für das Wohl des Kindes in den Augen der Kommission das Beste sei, in seiner Pflegefamilie zu bleiben, sollte dies so gehandhabt werden, selbst wenn Familienmitglieder, einschliesslich der Eltern, noch am Leben waren.

Siebzehn Tage nach Einsetzung der Kommission gründete Abraham de Jong, der den Krieg selbst in einem Unterschlupf überlebt hatte, *Le-Ezrath Ha-Jeled*. Das Ziel war, die Macht der OPK zu schwächen.

Dank der finanziellen Unterstützung des *American Jewish Joint Distribution Committee* etablierte sich de Jongs *Le-Ezrath Ha-Jeled* rasch als seriöse und professionelle Organisation. Schon im April 1946 hatte sie dreissig Mitarbeiter und im September bereits zweiundfünfzig. Dazu zählten Sozialarbeiter, Ermittler, Betreuer und sonstige Mitstreiter. Trotz der erbitterten Opposition von Gesina van der Molens OPK begannen die Mitarbeiter von *Le-Ezrath Ha-Jeled* bald, Nachforschungen über die

Lebensumstände jüdischer Kinder anzustellen. Das Dossier über Lien war ein Ergebnis dieser Arbeit.

Im Gegensatz zur OPK bestand das Ziel von *Le-Ezrath Ha-Jeled* darin, dass ein Kind, falls möglich (und sogar gegen den Willen einer Waise), in den Kulturkreis zurückkehren sollte, in den es hineingeboren worden war. Zu diesem Zweck spürten die Mitarbeiter überlebende Verwandte auf oder schlugen, wenn dies misslang, jüdische Paare vor, die bereit sein könnten, das Kind zu adoptieren. Im Fall von Lien wurden beide Optionen in Erwägung gezogen. Sie war in eine grosse Familie hineingeboren worden, doch laut dem Dossier waren 1945 nur noch zwei erwachsene Mitglieder der Familie am Leben.

Vielleicht nimmt man intuitiv an, dass es einen bestimmten Moment gegeben hat, in dem Lien klar wurde, dass ihre Eltern umgebracht worden waren. Doch diese Erkenntnis war ganz allmählich eingesickert und hatte schon früh eingesetzt. Bereits im Dezember 1942 hatte Lien, als sie in der Bilderdijkstraat ihre beiden Ringe zwischen den Händen hin und her rollte, bis diese schliesslich zwischen die Dielenbretter fielen, sich in gewisser Weise von ihrer Mutter und ihrem Vater verabschiedet. Danach schottete sie ihre Gedanken gegen die Erinnerung an sie ab. Für das neunjährige Mädchen hörten seine Eltern gewissermassen auf, als reale Menschen zu existieren, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit. Als sie auch nach Kriegsende weiter unerwähnt blieben, bestätigte dies, dass sie ermordet worden sein mussten, aber diese Tatsache blieb irgendwie fern und abstrakt, zu schrecklich, als dass Lien sich mit dem tatsächlichen Ereignis hätte befassen können. Es war unmöglich, sich diesen Horror vor Augen zu führen. Es sollten Jahrzehnte vergehen, bis Lien sie sich so ins Gedächtnis rufen konnte, wie sie gewesen waren. Als sie schliesslich in der Lage war, sich ihre Eltern wieder vorzustellen, war eine tiefe psychische Erschütterung die Folge.

Die überlebende Verwandte, die Liens Mutter als Letzte lebend gesehen hatte (in dem Augenblick, in dem sie mit Liens Grossmutter in

den Viehtransporter stieg, der nach Polen fahren sollte), war Tante Rosa gewesen, die in dem Bericht von *Le-Ezrath Ha-Jeled* erwähnt wird. Tante Rosa war die Witwe eines Onkels mütterlicherseits. Sie besuchte ihre Nichte fast unmittelbar nach Liens Rückkehr nach Dordrecht und schrieb (während eines Tagesausflugs, den Lien nach Den Haag machte) ein Gedicht in Liens Poesiealbum, das mit dem 24. November 1945 datiert ist. Es ist der erste Eintrag nach mehr als zweieinhalb Jahren:

*Liebe Lientje,
ich wünsch auf all deinen Wegen
nur Gesundheit dir, Wohlstand und Segen,
von allen Menschen hier auf Erden
soll vor allem dir dies gewähret werden.
Und wenn du stets freundlich und ehrlich bist,
dann sind dir diese Dinge gewiss.
Willst du glücklich sein im Leben,
trage bei zu andrer Glück,
denn die Freude, die wir geben,
kehrt ins eigene Herz zurück.*

In Liebe Tante Rosa

Die Handschrift ist ein bisschen verschmiert und ungleichmässig, doch ansonsten frage ich mich, ob sich in diesem Gedicht viel Persönliches findet. Man kann es sich kaum vorstellen. Die Wünsche für ihre Nichte sind herzerwärmend, aber mit Sicherheit wusste Tante Rosa, dass es in den vergangenen fünf Jahren nichts gegeben hatte, was die Meinung, dass «auch die anderen zu dir freundlich sind», hätte untermauern können. Es war ihr «Glück» gewesen, Auschwitz überlebt zu haben, allerdings nur um den Preis jahrelanger medizinischer Experimente Josef Mengesles, die ihr neben anderem Schrecklichem Unfruchtbarkeit eintru-

nr 1. ... de Zorig. V
Den Haag, 24 November 1945.

lieve Kintje,

Dat je veel vriendschap in je leven ontmoet
Gelukkig wordt, gezond blijft en veel voorspoed
kon ik jou van alle menschen
N Allenliefste wenschen.

Wees liefen goed voor iedereen
Je krijgt het bovendien en dat niet alleen
Maar je weet: "Wie goed doet, goed ontmoet."
Heb altijd vertrouwen in 't geluk
Dan brengt niets je van je stuk.
Heel veel liefde
Tante Rosa.

Tante Rosas Gedicht

gen. Auf dem Gruppenfoto von Liens Familie, das in den 1930er-Jahren am Strand von Scheveningen aufgenommen worden war, steht Tante Rosa in einem weissen Badeanzug genau in der Mitte und hält einen Volleyball in der Hand. Ein Jahrzehnt später ist sie von den zweiundzwanzig gesunden jungen Männern und Frauen auf dem Bild die einzig Überlebende.

Als das Dossier 1947 fertiggestellt war, hatte Rosa Spiero das Land bereits verlassen und war zuerst nach Indonesien und dann in die USA gezogen. Lien erinnert sich an sie als Naturgewalt, voller Glamour und fester Überzeugungen. Als sie sich zum ersten Mal wiedersahen, missbilligte Tante Rosa die Uniform des Sozialistischen Jugendklubs, die ihre Nichte trug, und wollte ihr unbedingt etwas kaufen, das «nach etwas» aussah. Lien gehorchte kleinlaut. Sie erinnert sich, dass ihre Tante in dem beinahe menschenleeren Geschäft einen Präsentationsständer umstiess, wodurch kleine Parfümfläschchen auf den Boden fielen und zerbrachen. Der Duft war überwältigend. Doch anstatt wie Lien verlegen zu sein, wandte Tante Rosa sich an die Verkäuferinnen und erklärte wütend, sie müssten vorsichtiger sein, wo sie ihre Waren präsentierten. Die Einschätzung von *Le-Ezrath Ha-Jeled* ist im Urteil über diese traumatisierte Frau von herzloser Strenge, die als «geistlose Bohémienne» abgestempelt wird. Dennoch war die Schlussfolgerung, dass sie ungeeignet sei, sich um Kinder zu kümmern, wahrscheinlich richtig.

Mit Blick auf Liens anderen erwachsenen Verwandten, Onkel Eddie, war das Komitee nicht optimistischer. Er fehlt auf dem Foto der Strandgesellschaft in Scheveningen, weil er schon damals als das schwarze Schaf der Familie galt. Tante Rosa hatte ihm einmal einen teuren Fotoapparat geliehen, den er ihr nicht zurückgegeben hatte, und dann war da die Sache mit einigen fehlenden Koffern, die zu Befragungen durch die Polizei führte. Zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs befand Eddie sich im Ausland und hatte nur unregelmässig Kontakt zur Familie. Es war also nicht verwunderlich, dass er als Betreuer eines weiblichen Teenagers für ungeeignet gehalten wurde.

Aber er war charmant. Lien erinnert sich an sein plötzliches Auftauchen vor der Tür in der Frederikstraat im Sommer 1946, ein Mann Ende zwanzig in der Uniform eines Sergeanten, der unzählige Geschichten von seinen Reisen zu erzählen hatte. Er hatte ihr ein Paar Schuhe mitgebracht, mit hohem Absatz und hübsch, aber leider zu klein. Es gibt ein

Foto von beiden zusammen: er in seiner Militäruniform; sie mit strahlenden Augen, das ganze Gesicht durch ihr schiefes Lächeln verzogen. Selbstverständlich wollte Onkel Eddie etwas in ihr Album schreiben. Leider gab es keine freie Seite mehr, deshalb nahm er ein separates Blatt Papier, das sie hinter Tante Rosas Eintrag in das Buch steckte. Es ist mit «Dordrecht, 10. Juli 1946» datiert.

Onkel Eddie gab sich mit seinem Eintrag grosse Mühe, und als er schrieb, dass «sie sich bald als Freunde wiedersehen würden», war das gewiss so ernst gemeint wie sein Vorhaben, ihr aus England die versprochenen Süssigkeiten und ein Fahrrad zu schicken. Aber Onkel Eddie fiel es immer schwer, Versprechen einzuhalten. Einmal wartete sie auf ihn, an einem Tag, an dem er seinen Besuch angekündigt hatte, aber es gab ein Transportproblem. Er schickte ihr ein paar Fotos von seiner frisch angetrauten Frau und seiner Tochter in London, aber sie sah ihn nie mehr wieder.



Onkel Eddie

Weil weder Tante Rosa noch Onkel Eddie als Betreuer infrage kamen, zog *Le-Ezrath Ha-Jeled* die Möglichkeit in Erwägung, dass eine jüdische Familie Lien adoptieren könnte. Ein Paar kam aus Gouda zu Besuch in die Frederikstraat. Alles ging gut, und das Paar lud Lien für ein Wochenende zu sich ein. Sie wurde von einem Chauffeur mit einem Bentley abgeholt, in dem es nach Holz und Politur roch, genau wie in dem grossen Haus mit seinem Tennisplatz und den Marmorböden. Aber Lien gefiel es dort nicht. Sie hatte sich nie etwas anderes gewünscht, als bei den van Es zu bleiben, und am Ende stimmte sogar *Le-Ezrath Ha-Jeled* zu.

Obwohl das Komitee in dieser Hinsicht generell alles andere als leicht zu überzeugen war, gelangte es zu dem Schluss, dass die Familienbeziehungen in der Frederikstraat aussergewöhnlich gut seien:

Frau van Es behandelt die Kinder alle gleich. Es herrscht grosse Harmonie. Hier werden die humanistischen Ideale in die Praxis umgesetzt. Die Kinder kommen gut miteinander aus. Sie haben immer viele jüdische Freunde gehabt. Während der Besatzungszeit haben sie anderen Juden Unterschlupf geboten ... Die Pflege eitern sind herzlich und freundlich. Sie erziehen Lien behutsam und vernünftig und betrachten sie als ihre eigene Tochter...

Die van Es sind wirklich sehr bemerkenswerte Menschen. Die ganze Familie zählt zu diesem Schlag.

«Jetzt ist sie bei uns», wird meine Grossmutter in der Absicht zitiert, dass es so bleiben wird. Was Lien anbelangt, so fühlt sie sich bereits als Teil der Familie. Der Interviewer berichtet Folgendes:

Sie liebt ihre Pflegeschwestern und -brüder sehr. Ihre engste Freundin ist ihre sechs Jahre alte Pflegeschwester, und auf die Frage: «Wer sind sonst noch deine Freunde?», antwortete sie: «Der kleine Bruder» (ein anderthalb Jahre alter Junge).

Dieser Junge ist mein eigener Vater, der zwei Wochen nach Liens Rückkehr zur Welt kam.

Am Ende setzte sich *Le-Ezrath Ha-Jeled* gegen Gesina van der Molen durch, deren OPK am 1. September 1949 aufgelöst wurde. Das bedeutete, dass Kinder, die den Krieg in Verstecken überlebt hatten, in den meisten Fällen in ein jüdisches Umfeld zurückkehrten, vor allen dann, wenn nachgewiesen werden konnte, dass sie einen religiösen familiären Hintergrund hatten. Etwa die Hälfte konnte zu einem oder beiden Elternteilen zurückkehren. Andere, die kein so grosses Glück hatten, wurden zur Adoption freigegeben oder in Waisenhäusern untergebracht, in einigen wenigen Fällen sogar gezwungen, eine liebevolle Familie, die sie gerettet hatte und bei denen sie bleiben wollten, zu verlassen. Die gross angelegte Rettung von Kindern, die von ihren Eltern getrennt worden waren, war ein spezifisch niederländisches Phänomen. Viele Tausend Kinder wurden gerettet, aber die emotionalen Auswirkungen der Umstände ihres Überlebens sollten sich erst in den folgenden Jahrzehnten zeigen. Dass Lien bei den van Es blieb, war eine Ausnahme. Von landesweit mehr als 4'000 Kindern war sie eines von 358, die am Ende der Verfahren bei Nichtjuden lebten.

Mein Zug fährt in den Bahnhof von Dordrecht ein. Von hier gehe ich zu Fuss das kurze Stück zur städtischen Bücherei, die sich im Zentrum der Altstadt befindet. Hier hoffe ich mehr über das öffentliche Leben meines Grossvaters zu erfahren, der im Bericht von *Le-Ezrath Ha-Jeled* als ein so bemerkenswerter Mensch gepriesen wird. Das Bild, das man von ihm zeichnet, ist das eines ernsten, sehr schwer arbeitenden Mannes mit Prinzipien. Sein grosser Bücherschrank, den sie anführen, ist gefüllt mit sozialistischer Literatur, Geschichtsbüchern und Zeitschriften über die neuesten Entwicklungen auf den Gebieten der Technologie und Wissenschaft. Weitgehend autodidaktisch gebildet, besass er einen enormen

Wissensdurst und einen starken Glauben an das Potenzial des menschlichen Fortschritts. Im Krieg hatte er für den Widerstand alles aufs Spiel gesetzt, und danach nahm er zum Bedauern meiner Grossmutter grosse Einkommensverluste in Kauf, um für ein politisches Amt zu kandidieren. Vor jeder neuen Wahl war die finanzielle Lage für ihn wieder prekär.

In der städtischen Bibliothek von Dordrecht sind in einem stählernen Zwischengeschoss neben Abteilungen für Reiseliteratur und Jugendbücher auch ein paar Regale der Kommunalverwaltung gewidmet. Hier informiere ich mich über die Rolle, die mein Grossvater nach dem Krieg bei der Stadtentwicklung spielte. Es dauert nicht lange, bis ich auf ein Foto von ihm stosse. Das Kinn auf die Faust gestützt, sitzt er als einer von fünf Abgeordneten an einem erhöhten Tisch und referiert vor dem versammelten Stadtrat, während ein Angestellter an einem Schreibtisch direkt davor mitstenografiert. Hinter ihm, an der Wand, zeigen riesige Karten Pläne des städtischen Umbaus. Er wirkt hager, sachlich, selbstbewusst und von der Fragerunde ein wenig gelangweilt, die laut Bildunterschrift vierzehn Stunden dauerte.

Das Bild wurde im Januar 1962 aufgenommen, auf dem Höhepunkt der optimistischen Stimmung sowohl seitens meines Grossvaters als auch der Stadt. Wie alle anderen Städte im Land erlebte Dordrecht in den Nachkriegsjahrzehnten ein spektakuläres Wachstum. Als ab 1948 die Gelder flossen, die durch den Marshallplan bereitgestellt worden waren, wurden die Brücken, Fähren, Eisenbahnlinien, Kraftwerke und Fabriken, die zerstört oder gestohlen worden waren, rasch wieder aufgebaut. Die Stadt gilt heute als Vorbild der nationalen Anstrengungen für den Wiederaufbau (den sogenannten *wederopbouw*), der durch Investitionen in die Infrastruktur vorangetrieben wurde. Mein Grossvater, der auch auf nationalen Konferenzen über das sprach, was als «Gas- und Wassersozialismus» bezeichnet wurde (so genannt wegen des Ziels, die Lebensstan-

dards durch praktische Neuerungen zu verbessern), spielte dabei eine grosse Rolle.

Bereits Mitte der 1950er-Jahre war die Stadt, die zuvor wirtschaftlich vergleichsweise rückständig gewesen war, ein boomendes Industriezentrum. Hier wurden Schiffe und Flugzeuge gebaut, Kohle in Kohlengas umgewandelt und Gebäck, Lederwaren und Zigaretten hergestellt. Die Electromotorenfabrik Dorcht, in der mein Grossvater gearbeitet hatte, wurde erweitert. Unterdessen brachte der Eisenwarenhersteller Tornado eine Reihe von Kultprodukten auf den Markt, die von der abstrakten Kunst von Piet Mondrian inspiriert waren. Er produzierte Regalbauteile, Bücherschränke, Abtropfgestelle, Flaschenöffner und später auch Mixer, Kaffeemühlen und Dampfkessel, alle in einer Reihe von Primärfarben. Ab Beginn der 1960er-Jahre stellten neue Fabriken Staubsauger, Farben und Ofen her. Dann wählte die Firma DuPont die Stadt als ihren Standort und stellte dort ihre Wunderfasern her: Orion, Lycra, Acryl und Teflon, jeweils in einer separaten Anlage. Um die Nachfrage befriedigen zu können, wurden Arbeiter sogar aus Belgien, mehr als zwei Stunden Fahrt entfernt, in Bussen hertransportiert.

Nach Meinung meines Grossvaters war der neue Wohlstand der Motor für eine sozialistische Zukunft. Neuer Wohnraum wurde benötigt: saubere Wohnungen in Hochhäusern, ausgestattet mit Bädern, Einbauküchen und Fahrstühlen, die die Bewohner fast geräuschlos in den Himmel trugen. Er boxte die Bereitstellung neuer Grundstücke für den Bau erschwinglicher Sozialwohnungen durch: Tausende Kopien des gleichen zweckmässigen Grundrisses. Neue Parks entstanden, Bibliotheken, Freizeiteinrichtungen; darüber hinaus neue Kliniken und Schulen. Die Erfindung von Einkornbeton, für den Zement aus den zermahlenden Steinen und Ziegeln zerstörter Häuser hergestellt wurde, beschleunigte den Prozess noch weiter. Mithilfe dieser Zauberei wurde der Staub der Geschichte in etwas Sauberes, Helles und Neues umgewandelt. Stadtbe-

wohner beklagten, dass das alte Postamt im Neorenaissancestil mit seinen Märchentürmen abgerissen und durch Geschäftszeilen aus Beton ersetzt wurde, doch der Glaube meines Grossvaters an den Fortschritt war grenzenlos. Für ihn und seine Mitstreiter war eine vierzehnstündige Debatte im Stadtrat Verschwendung kostbarer Zeit für den Wiederaufbau.

Wieder blicke ich auf das Foto meines Grossvaters, von Karten eingerahmt, die dreimal so gross sind wie er. Aufgrund seiner Erfahrungen vor und während des Krieges waren für ihn die Antworten auf die drängenden Fragen glasklar: zentrale Planung, ein Neuanfang, Bildung, Autos und Parkplätze, mehr Zugverbindungen und breitere Strassen. Solche Verbesserungen vergrösserten den Wohlstand aller und ermöglichten eine ordentliche Versorgung der Kranken und Alten. Und das alles konnte dank der Gewinne der Fabriken bezahlt werden. Trotz all seiner Schrecken hatte der Krieg gezeigt, was Regierung und Industrie erreichen konnten, wenn sie partnerschaftlich zusammenarbeiteten.

Zur Mittagszeit gehe ich hinaus, um ein Sandwich zu essen. Das Stadtzentrum ist von dem Wiederaufbau der 1960er-Jahre fast unberührt geblieben, obwohl es auch hier Abrisspläne gab. Während ich mich an ein Geländer aus Gusseisen lehne, betrachte ich das mittelalterliche Rathaus, das jenseits einer gewölbten Brücke wunderbar unsymmetrisch halb aus Stein und halb aus Backstein errichtet wurde. Zu beiden Seiten stehen Kaufmannshäuser aus der Zeit der Renaissance, deren Stufengiebel in der Sonne glänzen. Sie sind jedoch nur Inseln in einem Meer von modernen Bauten. Knapp zweihundert Meter weiter sehe ich den verfärbten graubraunen Backstein des Gebäudes von C&A, dessen weisse Verkleidung sich im Laufe der Jahre verbogen hat.

Bis heute Vormittag hatte ich nicht verstanden, wie Städteplaner hier und in ganz Europa alte Wohnhäuser abreißen konnten, um solche Gebäude zu errichten. Doch ihre Massnahmen lassen sich, zumindest zum

Teil, auf den Glauben an Verbesserungen sowie auf den Wunsch, die alte Geschichte loszuwerden, zurückführen, was sich nach dem Krieg in diesen Jahrzehnten des hektischen Wiederaufbaus niederschlug. Wenn ich an meinen Grossvater und seine Kriegserlebnisse denke, beginne ich zu verstehen, wie all das geschehen konnte.

In die Bibliothek zurückgekehrt, studiere ich am Nachmittag die Geschichte Dordrechts im folgenden Jahrzehnt, als die gute Entwicklung beinahe über Nacht zum Stillstand kam. Am 1. Januar 1970 schloss die Metallwarenfabrik Bekkers ihre Tore, wodurch 220 Angestellte arbeitslos wurden, und nur wenige Monate später kündigte auch das Pharmazieunternehmen Chefaro seine Schliessung an. Auf einmal gab es Wettbewerber aus Asien: Die USA lösten die Koppelung von Goldwert und Dollar, was die holländischen Exporte verteuerte, und dann schlug die Ölkrise zu. Dordrecht, für kurze Zeit so neu und vielversprechend, war auf einmal rückständig, umweltverschmutzt und zu klein, um seine Bedeutung auszuspielen. Die grossen Unternehmen – Tornado, die Stahlwerke, die Lederfabrik, Victoria Biscuits, die Werften und die Brauerei – meldeten Konkurs an oder verlegten ihre Produktion an andere Standorte. Ab 1975 verlor die Stadt, die nach wie vor lediglich 100'000 Einwohner zählte, jährlich etwa 2700 Arbeitsplätze. Mit der Arbeitslosigkeit kamen Kriminalität und Drogenkonsum sowie Rassenkonflikte mit den marokkanischen Gastarbeitern, die man ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als die Arbeitsplatzverluste begannen, eingeladen hatte, nach Dordrecht zu kommen. Zu dieser Zeit sass mein Grossvater nicht mehr im Stadtrat, nachdem er in die «Erste Kammer» des Parlaments gewählt worden war (in etwa das Gegenstück zum britischen *House of Lords*). Die Familie zog vorübergehend nach Brill, in eine Kleinstadt im Westen, wo er Bürgermeister wurde, doch sein Versuch, einen Sitz in der «Zweiten Kammer» zu erobern (dem eigentlichen Nationalparlament), war nicht von Erfolg gekrönt. Er war ein leidenschaftlicher Modernisierer gewesen,

und die Schwierigkeiten seiner Stadt müssen ihn schwer getroffen haben.

Ich verbringe die Nacht in einem Hotel am Hafen, einem umgebauten Gebäude, in dem sich ehemals die Büros der Electromotorenfabrik Dordt befanden, also genau an dem Ort, an dem mein Grossvater einst gearbeitet hatte.

Die Electromotorenfabrik Dordt ging in den 1970er-Jahren bankrott. Ein zehn Jahre nach der Schliessung aufgenommenes Farbfoto der Fabrik zeigt ein Stahlskelett, umgeben von Schutt und Tümpeln. Zu dieser Zeit war das ganze Hafengebiet, in dem es einst vor Arbeitern nur so gewimmelt hatte, heruntergekommen, und auf die vielen Tausend Männer, die seit ihrem Schulabgang hier gearbeitet hatten, muss dieser Ort wie ein Friedhof gewirkt haben. In meinem Zimmer angekommen, das auf eine Raucherterrasse mit Gummiboden blickt, denke ich an meinen Grossvater zurück, der hier so viele Jahre verbracht und so viel für die Gestaltung dieser Stadt getan hat.

Als mein Grossvater starb, war ich neun. Ich erinnere mich noch ganz genau an die Nachricht von seinem Tod. Mein Vater ging im Wohnzimmer ans Telefon und begann nach wenigen Augenblicken zu weinen. Ansonsten entsinne ich mich nur an zwei Begebenheiten, die mit ihm Zusammenhängen: an seine Verärgerung, als ich eine Scheibe seines Gewächshauses kaputt gemacht hatte, und seinen unbedingten Willen, beim Kartenspielen immer zu gewinnen. Beides verbindet sich in meiner Erinnerung mit dem starken Geruch von Zigarrenrauch (wir sammelten die Holzkistchen, die noch immer den starken und süssen Duft von Tabakblättern verströmten). Ausserdem erinnere ich mich an seinen scharfen Blick. Er hatte etwas Grossartiges an sich, die Ausstrahlung eines Machers, die auf seine heldenhaften Jahre im Krieg (über die nie gesprochen wurde) und auf seine jahrzehntelange politische Arbeit zurückzuführen war. Mein Vater erinnert sich, dass es in Dordrecht etwas Besonderes war, sein Sohn zu sein.

An meine Grossmutter, die starb, als ich dreiundzwanzig war, kann ich mich noch viel lebhafter erinnern. Ihre Liebe zeigte sie vor allem durch ihre Arbeit in der Küche, die sie sehr sauber hielt, mit einem kleinen an die Wand montierten Gewürzregal und einer Reihe aufgehängter Töpfe aus Edelstahl. An den Kühlschrank waren mit Magneten Mitteilungen der Arbeiterpartei befestigt, und ich erinnere mich auch an im Haus verteilte Holztafelchen, auf denen weise Sprüche geschrieben standen (wie zum Beispiel: «Gib jedem Tag die Chance, der schönste deines Lebens zu werden»). Sie konnte gut mit kleinen Kindern umgehen. Wenn wir mit dem Bus fuhren, machte sie aus dem Drücken des Stoppknopfs an der Haltestange eine Heldentat. Das Zeitgeschehen, über das wir gerne diskutierten, als ich älter wurde, betrachtete sie pessimistisch. Der Mangel an Wertschätzung der guten Dinge, die der Wohlfahrtsstaat den Menschen brachte, machte sie wütend, insbesondere wenn sie über die Frauen sprach. Sie stünden zu spät auf, brächten zu viele Fertiggerichte auf den Tisch, tranken Bier und sonnten sich an Stränden im Ausland, während sie eigentlich an ihre Kinder denken sollten. Ich glaube, dass das Leben meiner Grossmutter, als sie älter wurde, von einem Gefühl der Enttäuschung überschattet war, dass das Paradies, das sie und ihr Mann zu bauen meinten, sich als nicht real und unerwünscht entpuppte. Meine Mutter zitiert aus einem Brief, den Grossmutter Mitte der 1990er-Jahre schrieb und in dem sie meinen Bruder und mich erwähnt:

Und dann meine beiden 'wunderbaren Enkel: Bei düsterer Stimmung denke ich: «Es war alles vergebens», aber dann sehe ich Bart und Joost vor mir und denke: «Ja, alles hatte doch seinen Sinn.»

Sie erfreute sich stets an Kindern, vor allem an ihren Enkeln, und sie liebte Liens Kinder, als diese geboren wurden, so leidenschaftlich wie die anderen. Aber die «düsteren Stimmungen» verfolgten sie in den spä-

teren Jahren. In dem Tagebuch, das sie einige Jahre nach dem Krieg führte, erwähnt sie eine «lange seelische Niedergeschlagenheit», die zum Teil mit der Weltpolitik und zum Teil mit eher persönlichen Problemen zusammenhing. Sie schreibt über die «Undankbarkeit» der Kinder, die sie aufgenommen und gerettet hatte, und darüber, dass «die Pflicht, sich neben den eigenen um fremde Kinder zu kümmern, niemandem zu wünschen ist, weil sie eine so schwere Last darstellt».

Auf dem Schreibtisch meines Hotelzimmers liegt eine zweite Hülle mit Papieren. Lien hatte sie mir am vergangenen Abend zusammen mit dem Dossier von *Le-Ezrath Ha-Jeled* ausgehändigt. Es handelt sich um elf maschinenbeschriebene Seiten einer Schilderung, die sie im Februar 2001 im Zuge einer Reihe von Therapiesitzungen niedergeschrieben hatte. Sie tragen den Titel: «Dies ist die Zusammenfassung der Geschichte meiner Beziehung zur Familie van Es». Liens «Zusammenfassung der Geschichte» wird eine wichtige Quelle für das Verständnis des Zerwürfnisses mit meinen Grosseltern sein.

Auf Seite vier beginnt sie in der Mitte einen neuen Abschnitt, in dem es um ihre Rückkehr nach Dordrecht im Jahr 1945 geht. Er beginnt mit ihrem Empfang durch Mutter van Es:

Der Empfang war sehr herzlich. Sie umarmte mich, nannte mich «Lienepien» und sagte, es sei so, als wäre ich nie fort gewesen. Aber für mich war es ganz anders.

Ich lese das Dokument weiter, das ein Bild des Lebens in der Familie van Es in den Nachkriegsjahren aus Liens Perspektive zeichnet.

DORDRECHT, FRÜHJAHR 1946

Schon bald nach ihrer Rückkehr nach Dordrecht wechselt Lien von der Anrede «Tante» und «Onkel» zu «Ma» und «Pa». Zum ersten Mal passiert es eines Abends, als sie am Tisch sitzt und ihre Hausaufgaben macht, sie schraffiert eine Karte von Holland. «Ma», ruft sie und ist schockiert, als sie das Wort ausspricht. Aber Ma antwortet einfach: «Ja, Lienepien?» Sie spricht sie mit ihrem Kosenamen an, den sie immer verwendet, und danach behalten sie es so bei. Sie verlieren kein Wort darüber, in der Familie spricht man nicht wirklich über Gefühle, aber es fühlt sich normal an, es wirkt sinnvoll, weil auch Kees und Ali, die zuerst eine andere Mutter hatten, irgendwann zum ersten Mal «Ma» anstatt «Tante» gesagt haben müssen.

Zumindest nach aussen hin ist das Leben in der Frederikstraat genauso, wie es im alten Haus gewesen war. Nach der Schule spielt sie mit den Kindern auf der Strasse ein Versteckspiel, bei dem eine Dose erobert werden muss. Die Blechdose wird an der Ecke, an der das Feld beginnt, auf das Pflaster gestellt, und man kann sich ihr auf verschiedene Art und Weise nähern. Einmal durch die Büsche, indem man sich vorsichtig unter den Stacheln vorwärtszwängt, wobei man durch die Schuhsohlen die Kälte spürt. Oder man kann sich am Zaun entlangschieben. Man kann auch ausweichen und aus den Hecken an der Emmastraat hervorspringen

und dabei riskieren, von Frau Peters ausgeschimpft zu werden, der es nicht gefällt, wenn ihre Pflanzen abgeknickt werden.

Wenn jemand deinen Namen und deine Position ruft, bist du raus.

«Lientje, ich sehe dich – hinter dem Briefkasten!»

«Kees, ich sehe dich – in der Hecke an der Emmastraat!»

Kees ist jetzt nicht wirklich ihr Freund. Er macht bei den Spielen auf der Strasse mit, doch wenn sie allein sind, will er nicht mit Mädchen spielen. Aber sie hat viele andere Freunde, wie zum Beispiel Rieka Maasdam, die in ihr Poesiealbum schreibt, allerdings auf der wachsenden Sammlung loser Blätter, die hinten hineingesteckt wird.

11. März 1946

Liebe Lientje,

du sagst, ich soll dir schreiben

ins Album ein Gedicht,

pardon, das ist unmöglich, denn dichten kann ich nicht.

Liebe Lien, sei immer zufrieden mit dem, was du hast.

Zur Erinnerung

an deine Freundin

Rieka Maasdam

Rieka schreibt unten auf das Blatt: «29. November, das ist das Datum, das du dir merken musst.» An diesem Tag wird Rieka zwölf Jahre alt, und Lien ist da bereits dreizehn, weil sie aufgrund der vielen Schulstunden, die sie während des Krieges versäumt hat, eine Klasse wiederholt.

Manche ihrer Freunde gehen, wie Rieka, in ihre Klasse, andere wohnen in den Strassen in der Nähe, und wieder andere besuchen das Arbeiterjugendzentrum, das AJC, in dem auch sie die meisten Wochenenden

verbringt. Lien kann sich noch an den Moment erinnern, als der Stoff für ihre Uniform ankam: ein grobes braunes Rechteck aus Cord für den Rock und hellblauer Stoff für die Bluse sowie ein rotes Halstuch, alles mit einer Schnur zu einem Paket zusammengebunden. Ma schnitt die Teile zu und nähte ihr die Uniform. Inzwischen gehen sie, Kees und Ali



Lien in AJC-Uniform

früh am Samstagmorgen in einen Park, in die Stadt oder zum Bahnhof und holen unterwegs die anderen ab. Im AJC spielen sie Schlagball, veranstalten Quiz, tanzen oder turnen. Es werden auch Vorträge gehalten mit ernstesten Titeln wie «Frauen in der Weltgeschichte» oder «Das Leben in einer Kolchose».

Das Grossereignis des AJC ist die jährliche Versammlung, bei der sich junge Menschen aus dem ganzen Land treffen. Dafür reisen sie nach Vierhouten, vier Stunden Zugfahrt entfernt. Liens Gruppe heisst «die Zugvögel», und sie klingen zusammengedrängt in einem Zugabteil tatsächlich wie Vögel, kreischen und lachen und verabreden, wer in welchem Zelt schlafen wird. Die Gruppenleiterin versucht, Ordnung zu halten, indem sie Lieder anstimmt, gibt aber nach einer Weile auf. Der Zug hält in Utrecht, und sie sehen eine andere Jugendgruppe in einer Reihe aufgestellt auf dem Bahnsteig warten, katholische Mädchen in violetten Samtumhängen.

Nach zwei weiteren Stunden hält der Zug an einem hölzernen Bahnsteig vor einem Bahnhof ohne Dach. Dort öffnen sich die Türen, und es ergiesst sich eine Woge aus Braun, Blau und Rot. Während sie sich den Weg durch die Menschenmenge in Richtung des Zeltlagers bahnen, behält Lien die Flagge der Zugvögel im Auge, um im Gedränge nicht verloren zu gehen. In dem grossen, weissen Zelt ist das Licht eigenartig diffus, und es riecht nach Gras und Erde. Lien stellt ihre Tasche neben der ihrer Freundin Maartje ab. Durch den durchscheinenden, flatternden Zeltstoff hört sie die Lautsprecheransagen ein wenig gedämpft: Es gibt Durchsagen zu dem Vortrag über Naturkunde, die Waldwanderung, das Lagerfeuer und die Ankunft einer Besuchergruppe aus Frankreich.

Nach einer mit heimlichem Geflüster verbrachten Nacht nehmen sie das Frühstück draussen in der Sonne ein. Porridge aus einem riesigen Topf. Auf Heuballen sitzend und die warmen Metallnäpfe umklammernd, schauen sie zu der benachbarten Jungengruppe hinüber.

Dann steht Sport auf dem Programm. In langen Reihen stehen sie und blicken auf eine grosse, mit Lautsprechern ausgestattete Bühne, auf der eine Frau in einer Art Badeanzug ihnen demonstriert, was sie machen sollen, wie zum Beispiel Beugen, Strecken und Sternsprünge auf der Stelle. Später finden Wettläufe statt, die Lien liebt. Wenn sie ihren Lauf gewinnt, strahlt sie innerlich vor Stolz.

Da ist ein Junge namens Wim, der sie mag, wie Maartje behauptet. Am dritten Tag tauschen sie nervös Blicke aus, und dann, am Abend des vierten, beim Tanz um den Maibaum, berühren sich ihre Finger und bleiben an Ort und Stelle. Danach gehen sie auf Wanderungen häufig zusammen. Sie mag die lustigen Geschichten, die er ihr erzählt, und die Art und Weise, wie er den Hemdkragen hochgestellt trägt. Wim kommt ebenfalls aus Dordrecht, deshalb planen sie, in Kontakt zu bleiben.

Die Heimreise fühlt sich kürzer an. Lien lehnt sich gegen das Mädchen neben ihr, während der Waggon dahinruckelt. Beim letzten Zählappell am Bahnhof von Dordrecht antworten sie nur leise, so müde sind sie. Danach tritt sie zusammen mit Kees und Ali in die Frederikstraat. Zwar erwartet Ma sie mit dem Abendessen, aber sie sind zu müde, um zu essen, und können kaum noch sprechen.

Am Morgen leuchten die Vorhänge in hellem Orange. Marianne läuft unten herum und ruft. Im Bett neben ihr streckt sich Ali.

«Ich habe sooooo gut geschlafen», gähnt sie.

Lien streckt ihre Beine und Arme, macht ihren Körper so lang wie möglich.

Dann spielen sie das Spiel, das sie «Kitzeln, Kratzen und Ausstreichen» nennen und das nach bestimmten Regeln abläuft. Ein Mädchen legt sich flach auf den Bauch, während das andere es sanft den Rücken hinunter kitzelt, dann kratzt. Und zum Schluss kommt das kreisförmige Reiben mit den flachen, warmen Händen – die reinste Wonne.

In diesem Moment kommt Marianne hereingeplatzt und ruft sie zum Frühstück.

«Ihr müsst *aufstehen!*», ruft sie und hüpfte und wiederholt bei jedem Sprung: «*Auf-stehen, auf-stehen!*».

Die beiden Mädchen werden mit zerzausten Haaren hinunter an den Frühstückstisch gescheucht, an dem Ma vor einem Berg Wäsche sitzt und die Stücke auf verschiedene Stapel sortiert. Ihre drei blauen Hemden hängen bereits an der Leine vor dem Fenster und verdunkeln das Zimmer.

«Ihr Mädchen habt bis in die Puppen geschlafen», erklärt Ma schmunzelnd. «Was ihr braucht, ist ein bisschen gesunder Sonnenschein, und dann geht ihr heute Abend mit den Hühnern ins Bett. Morgen fängt die Schule wieder an.»

«Mit den Hühnern ins Bett gehen» – Das bedeutet, sich schlafen zu legen, wenn es dunkel wird. Ma liebt diese lustigen Redewendungen. Das ist einer der Unterschiede in der Ausdrucksweise der van Es und der, an die sie sich bei den van Laars gewöhnt hatte.

«Wenn wir mit den Hühnern ins Bett gehen, können wir am Morgen unsere eigenen Eier legen», antwortet Lien, aber schon während sie das sagt, weiss sie, dass ihr Witz nicht gut ankommt. In Bennekom war die bäuerliche Ausdrucksweise gebräuchlich, aber hier hat die Vorstellung, dass Menschen Eier legen, etwas Schmutziges. Und Lien spürt, dass sie sich von dieser Ausdrucksweise hat anstecken lassen und dass sich die Stimmung im Zimmer durch ihre Äusserung verändert hat. Ali lächelt auf ihre loyale, freundliche Weise, aber Lien spürt einen Anflug von Mitleid. Ma sortiert weiter die Wäsche und stapelt sie.

Lien, die das Schweigen bedrückt, fügt diesen Fehler der Liste des Versagens hinzu, die sie insgeheim führt. So hat Ma sie zum Beispiel erst vergangene Woche als «Umstandskrämerin» bezeichnet, weil sie, so wie Mutter van Laar es ihr beigebracht hatte, mit zwei separaten Lappen geputzt hatte. Und dann war da die Fahrradtour gewesen, bei der sie

ausgerufen hatte: «Hurra den Orangisten!», was ganz falsch gewesen war, wie Ali ihr später erklärte. Die Orangisten waren offenbar die Bösen, nicht die Guten. Die van Es und die Arbeiterpartei standen auf der Seite der Patrioten, während die Orangisten sich auf der Seite der Kirche befanden, die die Seite der van Laars war. Deshalb waren all ihre Träume von Burgen und Türmen, von Prinzen und Prinzessinnen, die sie den in Bennekom und Ede gelesenen Büchern entnommen hatte, falsch gewesen.

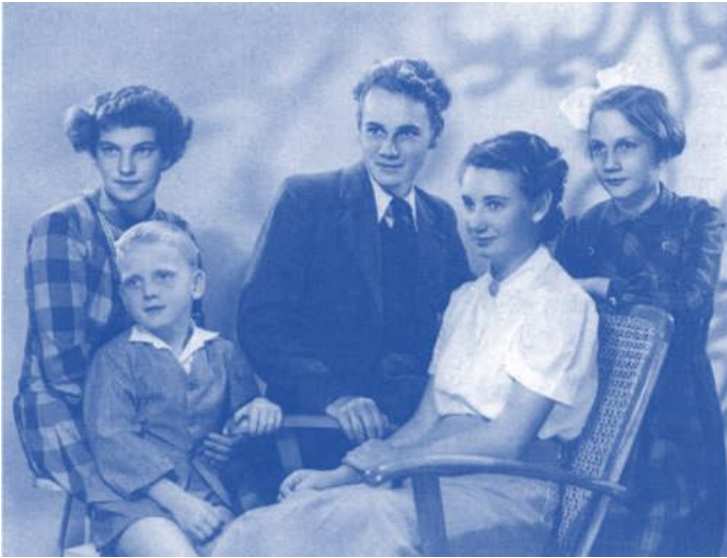
Lien sitzt mit finsterem Gesichtsausdruck da.

«He, Lienepien», sagt Ma nicht unfreundlich, «Schluss jetzt mit diesen bösen Blicken.»

Es gibt ein Gruppenfoto von den fünf Kindern – von Ali, Kees, Lien, Marianne und meinem Vater-, das etwa 1948 aufgenommen wurde. Lien, die inzwischen fünfzehn ist und am linken Rand sitzt, ist zum ersten Mal zu alt, um eine Schleife im Haar zu tragen. Mein Vater, das Nesthäkchen der Familie, sitzt direkt vor ihr, und der Arm seiner Schwester hält ihn aufrecht. Blond und lächelnd sieht er genauso aus wie mein Sohn, als er in seinem Alter war. In der Mitte sitzt Ali in einem Sessel mit Korblehne und wirkt in ihrem langen Rock, der weissen Bluse und der Brosche am Kragen bereits wie eine erwachsene Frau. Als ich alt genug war, um mich an Tante Ali zu erinnern, war sie über fünfzig, aber mit ihrem gutmütigen, schüchternen und ernsten Gesichtsausdruck ist sie leicht zu erkennen.

Marianne, die acht ist und hinter ihrer älteren Schwester steht, ist mir vertrauter. Sie wirkt selbstbeherrscht und trotz der grossen weissen Schleife im Haar überhaupt nicht kindlich.

Die van Es sind eine gut aussehende Familie, aber besonders bemerkenswert ist Kees, bereits mit Anzug und Krawatte bekleidet, der schelmisch und selbstbewusst in die Kamera lächelt. Man kann den Mann in ihm erkennen: den gut aussehenden und freundlichen grossen Bruder, an



Die Kinder der Familie van Es

den mein Vater sich so liebevoll erinnert, dem alles zuzufliegen schien und der später das Familienoberhaupt werden sollte.

Auf dem Foto klafft eine grosse Lücke zwischen Kees und seiner Pflegeschwester. Der Abstand drückt wohl Verlegenheit aus, obwohl beide zu Beginn so enge Freunde gewesen waren. Es liegt jedoch nicht nur an dem Abstand zu Kees, dass Lien abgesondert wirkt. Trotz der körperlichen Nähe wirkt sie von ihren Geschwistern abgekapselt, und das ist nicht nur auf ihren dunkleren Teint und die andere Beschaffenheit ihres Haars zurückzuführen. Während die anderen lächeln und in die gleiche Richtung zum Fotografen schauen, ist ihr Blick ein wenig abgewandt und dabei verträumt und kämpferisch. Sie hat etwas Grüblerisches an sich, was mit Liens Schilderung ihrer damaligen Gefühlslage übereinstimmt.

In meinem Hotelzimmer in Dordrecht lege ich Liens «Zusammenfassung der Geschichte meiner Beziehung zur Familie van Es» zur Seite

und wende mich wieder dem Bericht von *Le-Ezrath Ha-Jeled* zu, den ich bereits am Morgen studiert habe. Darin wird ein «Bruch der emotionalen Bindung des Mädchens» erwähnt und festgestellt, dass «das Kind den Eindruck vermittelt, nicht voll entwickelt zu sein». Der Bericht kommt zu dem Schluss: «Die Verzögerung ihrer geistigen Entwicklung ist auffällig.»

Vielleicht projiziere ich zu viel in ein einzelnes Foto hinein, aber ich spüre in diesem Bild die Aura der Abschottung. Lien erscheint in einem anderen Licht. Es hat fast den Anschein, als wäre sie aus einem anderen Foto herausgeschnitten und dann in dieses eingefügt worden.

Liens «Zusammenfassung der Geschichte» beschreibt ein Vorwissen, das sich in etwa zu der Zeit ereignete, als das Familienfoto aufgenommen wurde:

Ich erinnere mich, dass ich einmal neben dem Ofen Socken stopfte. Das war eine Arbeit, die ich wirklich gern machte. Aber mit einem Mal wurde ich ohne Abendessen ins Bett geschickt, das war eine Strafe, die in diesem Haus angewendet wurde. Ma war der Meinung, ich hätte so wütend und mürrisch dreingeblickt, müsse aber begreifen, dass ich eben manchmal Socken zu stopfen hätte, basta. Es half nichts, dass ich sagte, es habe mir überhaupt nichts ausgemacht, Socken zu stopfen. Die Strafe wurde trotzdem verhängt. Ausserdem sagte Ma ziemlich häufig zu mir: «Du regst mich unglaublich auf, aber ich weiss nicht, warum.»

Das zu schreiben ruft Erinnerungen wach, und ich glaube, ich war damals wohl taub und blind für die Zeichen dafür, dass meine Anwesenheit für die Familie zu viel war. Und die Frage ist: Haben sie mich geliebt?

Schon damals hatte ich immer das Gefühl, dass sie mich nicht brauchten, aber ich brauchte sie. Mir war bewusst, dass ich sie wahrscheinlich mehr liebte als sie mich.

Es gibt diese Momente, in denen Lien sich von der Familie isoliert fühlt, in denen sie in die Ferne starrt und eine bedrückende Traurigkeit verspürt, aber insgesamt ist das Leben wirklich gut. Sie genießt den Trubel im Haus. Es sind immer Leute an der Tür, die mit Pa sprechen müssen. Und beim Abendessen gibt es hitzige Diskussionen: über grosse, wichtige Themen, bei denen es um Grundsätzliches geht. Ma und Pa sind absolut ehrlich. Obwohl das Haus, das sie gemietet haben, recht gross ist, besitzen sie fast nichts, und was sie haben, teilen sie mit anderen. Im Jahr 1953, als die grosse Flut (die *Watersnood*) einen grossen Teil des Landes überschwemmt, öffnen sie, ohne zu zögern, ihr Haus den Geflohenen.

Neben Schwestern und Brüdern hat Lien auch viele Freunde. Hin und wieder schreiben Mädchen ihr noch immer ins Poesiealbum. Inzwischen hat sie einen besonderen Block mit gelbem Papier, den sie für diese zusätzlichen Einträge wie den folgenden nutzt:

*Blaue Augen, roter Mund,
liebe Lien, bleib gesund.*

Inzwischen heisst sie «Lien», nicht mehr «Lientje». Eines Tages erklärt ihr eine Lehrerin, dass «Lientje» kindlich klinge, und dieser Augenblick markiert den Wechsel.

Die Schule macht ihr Spass. Sie ist zwar eine Klasse zurückgesetzt worden, aber schon bald fast wieder die Klassenbeste. Sie genießt die Ruhe bei den Hausaufgaben. Die Zahlen reihen sich aneinander und lösen sich von selbst, während ihr Stift von Kästchen zu Kästchen wandert. Am Niederländischen gefällt ihr der leichte Satzaufbau: Subjekt, Prädikat und Objekt werden an einer unsichtbaren Linie aneinandergereiht. Am besten gefällt ihr das Fach Geografie, bei dem sie die Umrisse von Kontinenten, Ozeanen, Wüsten, Urwäldern und grossen Eisflächen nachzeichnet.

Sie hat Freundinnen in der Schule, im AJC, auf der Strasse und zu Hause, wo sie mit Ali über Wim redet (den sie inzwischen ein paarmal getroffen hat), mit Marianne Puzzles machen oder dem kleinen Henk vorlesen kann. Nur die Verbindung zu Kees hat sie eingebüsst. Er hat etwas Wildes an sich, das sie früher einbezog, inzwischen aber ausschliesst. Er sagt immer, sie sei seltsam. Lien möchte, dass er sie wieder mag, und vielleicht ist das der Grund, weshalb sie ihm, während sie im August über die Felder spazieren, erzählt, was in Ede und danach im Wald am Rand von Bennekom geschehen ist.

Sie sind gerade von einem AJC-Treffen zurückgekehrt, und Lien hält den Blick, während sie spricht, auf ihre Sandalen und die grauen Wollsocken gesenkt.

«Weisst du, als ich weg war, während des Kriegs, hat mir ein Mann Dinge angetan, die ich nicht mochte.»

Kees verlangsamt den Schritt.

«Was für Dinge?», fragt er, sogleich fasziniert.

Sie hatte nicht geplant, darüber zu sprechen, und findet die passenden Worte nicht.

Aber es gibt ein Wort, das Mädchen in der Schule mit aufgerissenen Augen geflüstert haben: «vergewaltigen».

«Er hat mich vergewaltigt», sagt sie.

Der Satz, der aus ihrem Mund kommt, macht sie verlegen.

Kees bleibt stehen.

«Hat er dir die Kleider ausgezogen?», fragt er.

Als sie zu Kees aufblickt, sieht er mit seinem roten Halstuch und seinen khakifarbenen AJC-Shorts auf einmal kindlich aus. Sie dreht sich um und geht weiter.

Er bleibt eine Weile zurück, dann holt er sie ein.

«He, wenn du das mit einem Fremden machen kannst, kannst du es auch mit mir tun», sagt er schnaufend.

«Ich könnte dich zwingen», fügt er einen Augenblick später leise hinzu.

Als er das sagt, bekommt sie auf einmal Angst und beginnt zu rennen.

«Du bist seltsam!», ruft er ihr nach, ohne den Versuch zu unternehmen, sie wieder einzuholen.

Es war ein Wortwechsel, der nur ein paar Sekunden dauerte und den Kees, ein Vierzehnjähriger, der seine sexuellen Gefühle wohl nicht verstand, vielleicht gar nicht wirklich ernst meinte. Danach berichtete er seinen Eltern davon, die ihr Bestes taten, um mit Lien über das Thema zu sprechen. Aber Lien hatte keine Worte für das, was in Ede und Bennekom geschehen war. In diesen ersten Nachkriegsjahren fand man insgesamt kaum Worte für Emotionen. Deshalb blieben die Vergewaltigungen, die Lien erlitten hatte, ein abgeschirmter Teil ihres Lebens, über den niemand sprach, dessen Vorhandensein aber möglicherweise von allen trotzdem gespürt wurde.

Schon kurz danach findet Lien sich auf dem breiten, von Bäumen gesäumten Kiesweg durch den Oranjepark wieder, der zur Hogere Burgerschool führt. Das ist eine Oberschule, in der schwierigere Fächer, wie zum Beispiel Geometrie, Naturwissenschaft, Griechisch und Latein unterrichtet werden und deren Abschluss zum Universitätsstudium berechtigt. Doch daran denkt Lien noch nicht. Fast ein Jahr zuvor hatten die Lehrer, nachdem sie in allen Fächern gute Noten erzielt hatte, ihr geraten, an der Aufnahmeprüfung teilzunehmen. Sie gaben ihr sogar zur Vorbereitung ein paar Extrastunden. Doch meistens schützte Lien eine Krankheit vor und ging nicht hin.

Es ist nicht der Gedanke an die Schule selbst, der ihr Angst macht; es ist der Gedanke daran, was zu Hause passieren wird. Als sie einmal ein englisches Buch aus der Bücherei mitbrachte, sagte Ma zu ihr, sie werde es wohl kaum verstehen und solle sich vor Angeberei hüten. Dieser Kommentar hat sich in ihr Gedächtnis eingebrannt.

Wie würde es sich anfühlen, plötzlich eines dieser überheblichen HBS-Mädchen zu sein, während Kees und Ali die MULO besuchten, die Realschule?

Von allen Seiten gehen Kinder in die gleiche Richtung, einige in Begleitung ihrer Eltern, die ihnen bis zur letzten Minute Ratschläge erteilen. Das Gebäude ist riesig: Reihen hoher, leerer Fenster mit Blick zum Park. Die Menge sammelt sich schweigend vor einem Seiteneingang, und die Kinder graben mit den Schuhspitzen Löcher in die dicke Kieschicht. Nach zwanzig Minuten geht die Tür auf, und ein Mann mit Backenbart lässt sie eintreten.

Es riecht nach Kreide, Chlor, Pausenbrot und feuchten Kleidern. Vor einem Rednerpult und einer Uhr sind viele Reihen von Holztischen aufgestellt. Darauf liegen Papierstapel, mit der bedruckten Seite nach unten, gleichmässig verteilt. Das sind die Prüfungsaufgaben. In dem grossen Raum hallt das Quietschen und Kratzen von Holz wider.

Und jetzt geht es wirklich los. Sobald der bärtige Mann ruft, dass sie anfangen dürfen, beginnt ein wildes Rascheln. Neben Lien fängt ein Mädchen sofort zu schreiben an, es schiebt seine Zunge zwischen den Zahnreihen vor und zurück.

Der erste Aufgabenteil ist Kopfrechnen, und Schätzungen sind nicht erlaubt. Lien dreht ihr Papier um:

$$88 - \dots + 8 = 70$$

$$\frac{3}{125} = \dots$$

Das Mädchen neben ihr rechnet schnell.

Wie wäre es, hier den Unterricht zu besuchen? Lien blickt über die Holzverkleidung zur weissen Wand mit der Uhr hinauf.

$$88 - \dots + 8 = 70$$

Ist es wahr, dass die Mädchen, die in diese Schule gehen, zum grössten Teil Snobs sind?

88- ... + 8 = 70

Wie werden sie zu Hause die Nachricht wohl aufnehmen, wenn sie die Aufnahmeprüfung bestehen sollte? Der Gedanke lässt Lien erschauern. Vor ihrem inneren Auge sieht sie, wie Kees über einen Ausdruck spöttelt, den sie hier aufschnappen wird, «typisch Burgerschool», und wie Ali, die sie zwar unterstützt, innerlich verletzt ist, als hätte Lien sie verraten. Und Pa? Fast jeden Abend sitzt er am Esstisch in seine Studien vertieft. Was wird geschehen, wenn Lien ein Buch über Geometrie, Griechisch und Latein nach Hause bringt? Die Vorstellung erfüllt sie mit Scham, wenn sie an Pa und Ma denkt.

Lien kommt zu dem Schluss, dass sie das nicht will. Sie will nicht als HBS-Schülerin herausstechen. Deshalb fängt sie nach weiteren fünf Minuten an, die Lösungen fast aufs Geratewohl zu erraten und ihre Zahlen auf die gestrichelten Linien zu schreiben.

Nach ein paar Wochen erhält sie die Nachricht, dass ihre Leistungen bei der Prüfung enttäuschend gewesen seien. In dem Brief steht, dass eine Zulassung möglich sei, aber in ihrem Fall nicht empfohlen werde. Die Entscheidung, dass sie stattdessen die MULO besuchen wird, empfindet Lien als Erleichterung.

Und so geht das Leben zu Hause weiter wie zuvor. Lien besucht in der MULO die Klasse unter der von Kees, in der er sich hervortut und Klassensprecher wird. Und sie führen ein wirklich glückliches Leben. Nach Henk wird ein weiteres Baby geboren, Geert Jan. Sie machen Urlaub am Meer und ausgedehnte Besuche bei den Grosseltern in Strijen. Und dann ist da noch Wim vom AJC, mit dem sie sich verloben wird, bevor sie sich wieder trennen.

Selbstverständlich gibt es in der Familie Spannungen. Pa ist, um ehrlich zu sein, ein launischer Mann, und auch Lien besitzt eine leiden-

schaftliche Seite. In seltenen Augenblicken kann Lien vor lauter Zorn über irgendeine Ungerechtigkeit überkochen, in ihrem Zorn herum-schimpfen und trotzig die Konsequenzen ignorieren. Bei diesen Gelegenheiten schlägt Pa sie, und zwar fest. Das kommt allerdings auch bei Kees vor (und auch dann schreit Ma und versucht verzweifelt, die Schläge zu stoppen), und auf der Strasse sind Wutanfälle von Vätern bei Weitem keine Seltenheit. Lien kann sich nicht beschweren. Ihr geht es deutlich besser als den meisten anderen.

Schliesslich verlässt Ali das Zuhause, um eine Krankenschwesternschule zu besuchen, und Kees, der Star der MULO, absolviert eine Ausbildung zum Flugingenieur und arbeitet dann bei der Firma Fokker in der Flugzeugentwicklung, wo er schnell aufsteigt. Und Lien? Sie würde gern mit Kindern arbeiten. Es gibt eine Ausbildungsstätte in Amsterdam, die ihr gefallen würde: ein Kinderheim. Dort könnte sie wohnen und ihre Ausbildung machen und an den meisten Wochenenden nach Dordrecht zurückfahren. Dann würde sie nach einem Jahr an die Middeloo, eine Schule in Amersfoort, wechseln, um ihre Ausbildung zur sozialpädagogischen Pflegekraft abzuschliessen.

Deshalb nimmt sie 1950, mit siebzehn Jahren, den Zug in die Grossstadt und dann die Strassenbahn zu der grossen, von Zäunen umgebenen Villa, wo sie ihre Uniform ausgehändigt bekommt: eine weisse Schürze über einem blauen Kleid. Die Abende sind einsam, weil nur wenige der anderen Mädchen hier übernachten, es sei denn für die Nachtschicht, und Lien geht nie aus. Aber die Arbeit gefällt ihr. Sie nehmen Kinder mit Verhaltensproblemen auf und arbeiten mit ihnen, vermitteln ihnen Selbstvertrauen, locken sie aus der Reserve. Im Laufe ihrer Ausbildung entwickelt Lien ein besonderes Interesse an der Organisation kleiner Konzerte, bei denen die Kinder Blockflöte spielen.

Jeden Freitag packt Lien ihre Tasche und geht zur Bushaltestelle, voll Vorfreude auf das von Ma gekochte Essen und darauf, alle zu Hause

zu sehen. Sie schläft dann in ihrem alten Zimmer und unterhält sich mit Ali, falls auch sie das Wochenende hier verbringt. Pa wird dann unten rauchen und lesen, zuerst die Arbeitsunterlagen aus seiner Mappe, dann seine Bücher über Politik, Geschichte und Wissenschaft. Das ist alles beruhigend, und deshalb tut es ihr weh, dass Ma (wenn sie das Gefühl hat, das Haus sei zu voll) manchmal sagt: «Weisst du, du musst nicht kommen.»

Bei der Arbeit entwickeln sie neue Ansätze. Es geht darum, das Kind als ganze Person mit ganz bestimmter Herkunft und einem eigenen Charakter zu verstehen. Der Grundgedanke ist, den Kindern die Freiheit zu geben, sich als Individuum, aber auch als Mitglied der Gesellschaft zu entwickeln. Es gibt Methoden, um ihnen dabei zu helfen, zum Beispiel Einzelgespräche, Kinderschutzrichtlinien und Spieltherapie, die alte Handlungsmuster ablösen.

Nach einem Jahr geht Lien wie geplant nach Amersfoort, um dort ihre Ausbildung abzuschliessen. Dann muss sie sich ein Jahr später eine Anstellung suchen. Der Direktor bittet Lien in sein Büro, um die Möglichkeiten aufzuzeigen, die ihr zur Auswahl stehen. Es gebe ein neues Kinderheim namens «Ellinchem», das ihr gefallen könnte, wie er meint. Die Einrichtung setze auf Neuerungen. Sie sei die erste, in der Jungen und Mädchen, vom Säuglingsalter bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr, aufgenommen würden. Mit humanistischem Ethos verfolge man dort die Absicht, Probleme wie Einsamkeit und Verlassenheit zu lösen. Der Direktor hat bereits mit der Leitung gesprochen. Ob Lien dort eine Anstellung annehmen und ihre Ausbildung fortsetzen wolle?

Sie überlegt einen Augenblick lang. Die Einrichtung befindet sich in der Nähe von Bennekom, was sie ein bisschen verängstigt, aber sie sagt zu.

Und so arbeitet sie 1953, als sie zwanzig Jahre alt ist, in einer anderen Villa, dieses Mal in einem Dorf, nicht mehr in der Grossstadt. Keine zehn Jahre zuvor war Ellecom Sitz des holländischen Ausbildungszen-

trums der SS gewesen, aber die meisten Menschen haben das Gefühl, das liege schon lange zurück. Und der Direktor hatte recht, die Einrichtung gefällt Lien. Sie knüpft neue Kontakte, wird so etwas wie eine Führungskraft und findet ihre Lebensaufgabe. Dennoch wünscht sie sich wie alle jungen Menschen ein Zuhause, in das sie zurückkehren kann, und spürt die Anziehungskraft der Frederikstraat.

An einem Montag im Spätherbst döst sie nach einem Wochenendbesuch auf dem Sofa, weil sie sich nicht wohlgeföhlt hat. Am folgenden Tag will sie mit dem Zug zurückfahren. Der Regen peitscht gegen die Fensterscheibe. Die Gegenstände im Zimmer sind so vertraut: die Uhr, der Sessel und die Anrichte aus poliertem Holz, auf der die Porzellan-tee-kanne und die nie benutzten, aber dazu passenden Tassen stehen. Ausnahmsweise herrscht im Haus Ruhe. Selbst Ma ist fortgegangen. Nur Pa kann sie in der Küche hören, der mit Geschirr klappert, während er sich seinen Kaffee aufbrüht.

Sie schläft ein, es geht ihr jetzt wieder gut, aber sie ist noch immer müde, und sie wacht erst auf, als die Tür aufgeht und Pa fragt, ob sie sich wohlföhle. Diese Frage ist untypisch für ihn. Lien liegt da, ist einen Moment lang verwirrt und verschlafen, dann antwortet sie, dass es ihr gut gehe.

Dann geschieht etwas Seltsames, Beängstigendes und Unerwartetes. Das Vorkommnis ist flüchtig, und was genau passiert, ist Auslegungssache, aber die Folgen werden tiefgreifend sein. Pa steht neben ihr, während sie auf dem Sofa liegt, und sein Atem geht ungleichmässig. Bevor sie weiss, wie ihr geschieht, küsst er sie und streichelt ihr übers Haar. Dieser Mann, den sie als ihren Vater betrachtet, scheint von ihr als Frau erregt zu sein.

Lien steht auf und lacht, ihr Herz pocht unglaublich schnell. Er steht direkt neben ihr, seine Hand beröhrt ihren Arm.

«Mir geht es nicht so gut, ich gehe nach oben ins Bett», sagt sie vielleicht noch.

Als sie nach oben rennt, ist sie ganz verwirrt und unsicher, was geschehen ist. Sie geht durchs Zimmer, blickt auf den regennassen Balkon hinaus und versucht, sich zu beruhigen. Ihre Hände zittern, mehr vor Schock und Verwirrung als aus Angst. Nachdem zehn Minuten lang Stille herrscht, in denen sie angestrengt lauscht, rollt sie sich unter ihrer Decke auf dem Bett zusammen und starrt durch die Scheibe in der Tür auf das Halbdunkel dahinter.

Und dann wird die Klinke gedrückt, und er ist wieder da, um etwas aus dem Schrank zu holen, wie er sagt. Schon nach einer Minute ist er wieder verschwunden, aber dann kommt er zurück und steht neben ihrem Bett. Pa beugt sich hinab, um sie zu küssen, und sie hört erneut seinen schweren Atem.

Vielleicht schreit sie? Sie weiss es wirklich nicht.

Und dann ist er weg, es ist vorbei, und es ist nichts passiert. Aber für Lien hat sich die Welt verändert und wird nie mehr sein wie zuvor. Denn für sie ist Pa nicht mehr ihr Vater, er ist einfach ein Mann.

Sie schreibt auf einen Zettel, dass sie für eine Weile allein sein müsse, dann verlässt sie das Haus.

In meinem Hotelzimmer dringt der beissende Geruch von Zigarettenrauch von der Terrasse durch den geschlossenen Lüftungsschlitz über dem Fenster herein. Ich gehe ins Badezimmer, und meine Gesichtshaut wirkt im Spiegel in dem von den Fliesen reflektierten Licht bläulich.

Manche werden vielleicht behaupten, dass Lien, da ihre Wahrnehmung durch die Vergewaltigungen, die sie durch Onkel Evert erlitten habe, verzerrt sei, Absichten unterstellt habe, die es gar nicht gegeben habe. Die Umstände – das leere Haus, der vertraute ältere Mann, der sie zunächst offenbar trösten will – sind ähnlich. Vielleicht lösten sie eine Assoziation aus, die in ihrem Kopf schon lange latent vorhanden war?

Doch letztlich glaube ich nicht, dass das, was Lien erlebte, eine Pro-

jektion war. Ihre Aussage in der «Zusammenfassung der Geschichte meiner Beziehung zur Familie van Es» ist eindeutig:

Plötzlich kam er zu mir, atmete sehr schnell und begann mich zu küssen. Ich kann noch immer den Schock und die Angst spüren. Pa, der strenge Vater, der kompromisslose Moralist, der mit einem Mal so greifbar nahe und erregt war ...Er sah mich als Frau.

Später werden Lien und ich über ihre Erinnerung an dieses kurze Ereignis diskutieren. Sich der Gefahr einer falschen Anschuldigung bewusst, hat sie den Vorfall im Gedächtnis wieder und wieder durchgespielt, aber ihre Einschätzung ist die gleiche geblieben. Letztlich muss ich meinen Bericht über diese wenigen Minuten aus ihrer Perspektive wiedergeben, im Wissen, dass er den Ruf meines Grossvaters beschädigen könnte und dass ich riskiere, das Vermächtnis eines mit Mut und Idealen geführten Lebens zu beschädigen.

Morgen werde ich in die Frederikstraat gehen, um mir den Balkon anzusehen und durch diese Zimmer zu streifen. Danach werde ich den Zug nach Amsterdam nehmen, wo ich mich mit Lien treffen werde. Sie will mir die Portugiesische Synagoge zeigen, den Ort, an dem sie geheiratet hat.

AMSTERDAM, DEZEMBER 1959

Das Sonnenlicht ergiesst sich durch die Fenster der Portugiesischen Synagoge in Amsterdam, und unter meinen Füßen spüre ich den Sand, der auf die Holzdielen gestreut wurde, um die Geräusche zu dämpfen. Über meinem Kopf hängen goldene Kerzenleuchter unter der dunklen hölzernen Gewölbedecke, während um mich herum massive honigweisse Steinwände und -säulen emporragen. Bei ihrer Fertigstellung im Jahr 1675 war diese Synagoge die grösste der Welt, und sie ist trotz einer vorübergehenden Schliessung in den 1940er-Jahren noch immer die älteste, die durchgehend genutzt wurde. Noch heute gibt es keine Elektrizität und keine Heizung. Für die grossen Gottesdienste wird sie von fast tausend Kerzen erhellt, die auf Halterungen auf den einfachen Holzbänken sowie hoch oben auf den dreistöckigen Kerzenleuchtern stecken.

Lien, die neben mir steht, lächelt stolz. Wir streifen durch das alte jüdische Viertel von Amsterdam und werden nach der Besichtigung der Synagoge zum Jüdischen Historischen Museum weitergehen. Während wir die Innenhöfe durchqueren und in pedantisch saubere kleine Räume und Büros spähen, erzählt sie mir von ihrer Hochzeit, die am 20. Dezember 1959 hier stattgefunden hat.

Zu diesem Zeitpunkt war die Verbindung mit der Familie van Es wieder hergestellt. Sie hatte sich ein Jahr lang ferngehalten, hatte ziemlich elendig in einer Unterkunft der Einrichtung gelebt, aber dann war

Pa zu Besuch gekommen. Sie trafen sich auf neutralem Terrain in der Bar eines Hotels in Arnheim, nicht weit von ihrem Arbeitsplatz entfernt. Er sagte ihr, dass nichts geschehen sei und dass sie lieber wieder nach Hause kommen solle.

Lien sah das zwar anders, aber weil sie Ma und ihre Brüder und Schwestern vermisste, nahm sie das Angebot an und kam wie früher wieder wochenends zu Besuch. Über den Vorfall und das Jahr ihrer Abwesenheit wurde nie gesprochen.

Doch es herrschte ein neues Gefühl der Distanz zwischen Lien und ihren Pflegeeltern. Vielleicht lag es zum Teil daran, dass sie sich der Jüdischen Studentenvereinigung anschloss und nicht der Politeia, der Vereinigung für sozialistische Studenten, als sie in Amsterdam für einen zusätzlichen Abschluss als Sozialarbeiterin zu studieren begann. Und in Amsterdam lernte sie ihren zukünftigen Mann Albert Gomes de Mesquita kennen, einen Wissenschaftler, der gerade im Begriff stand, seine Doktorarbeit zu beenden. Er war von zarter Konstitution, ein Mann der leisen Töne, strahlte aber dennoch Selbstvertrauen aus.

«Er *war* jemand», wie Lien es ausdrückt. «Ich erinnere mich, dass er mir sagte, es sei ganz einfach, glücklich zu sein. Er verstand es zu leben.»

Für Albert bestand das Glück in den Regeln und Rhythmen des Judentums, den uralten Mustern, die ein Gefühl von Frieden mit sich brachten. Er selbst war ein Nachfahre der Erbauer dieser grossartigen Synagoge. Sein Grossvater mütterlicherseits, ein wohlhabender Bankier, war Vorsitzender des Vorstands des Portugiesischen Jüdischen Rates und sein Urgrossvater war der Autor des berühmten Aschkenasischen Gebetbuchs gewesen. Zwar waren die Familienangehörigen seines Vaters im Gegensatz dazu arme Diamantschleifer, doch auch sie waren praktizierende Juden, deren Leben vom Sabbat, dem Ablauf der Festtage und der Einhaltung der Speisevorschriften geprägt war.

Selbstverständlich hatte auch Albert seine eigene Überlebensgeschichte. Im August 1942, im Alter von zwölf Jahren, hatte er sich zusammen mit seinen Eltern und seiner Schwester in ein paar eigens zu diesem Zweck erbauten Sicherheitsräumen versteckt. In ihrem Unterschlupf im Erdgeschoss eines Amsterdamer Stadthauses hatten sie sich einen grossen Vorrat an Nahrungsmitteln angelegt, einen geheimen Fluchtweg geschaffen, wurden von einer Reihe verlässlicher Freunde versorgt, und hatten ein Programm mit Sport und geistiger Beschäftigung ausgearbeitet, um bei guter Stimmung zu bleiben. Sie spielten Monopoly, Whist, Schach und Bridge. Jede Woche löste Albert die Logikrätsel in einer Zeitschrift, die einer ihrer Helfer zusammen mit frischen Lebensmitteln von draussen besorgte. Jeden Sabbat führten sie die üblichen Rituale durch und sangen die üblichen Gebete.

Doch trotz all ihrer Vorkehrungen wurden sie vor Kriegsende entdeckt. Eines Morgens wurde sehr früh gegen die verdunkelten Fenster gehämmert, dann kam eine stämmige Gestalt durch ihren Fluchtweg hereingeplatzt und schrie sie an, sich in das hintere Zimmer zurückzuziehen. Der Mann befragte ein Familienmitglied nach dem anderen, auch Albert und seine kleine Schwester, und alle gingen fest davon aus, dass draussen ein Polizeiwagen wartete, der sie in ein Konzentrationslager bringen würde. Doch merkwürdigerweise wurden sie nach der Befragung gegen Mittag allein und unbewacht gelassen, sodass sie fliehen konnten. Wie sich herausstellte, war der Mann ein Räuber gewesen, kein Polizist. Die Familie hatte ihr Hab und Gut und ihren Zufluchtsort verloren, aber alle waren immerhin noch am Leben, obwohl sie nun, Ende Dezember, ohne Freunde in Amsterdam auf der Strasse sassen.

Nach diesem knappen Entkommen versteckten sie sich in verschiedenen Schlupfwinkeln in den ganzen Niederlanden, kauerten auf Dachböden hinter Vertäfelungen und entkamen mehreren Razzien. Manchmal litten sie Hunger und waren hoffnungslos von Flöhen zerbissen, aber

irgendwie gelang es ihnen, zusammenzubleiben. Sie konnten sich Geschichten erzählen und dann im Mai 1945 ihr gemeinsames Überleben feiern: die Mutter, der Vater und die zwei Kinder. Und so kam für Al-



Hochzeit 1959

bert der traurigste Moment erst nach der Befreiung, als er erfuhr, dass aus seiner grossen Familie lediglich drei seiner Tanten, Onkeln und Grosseltern noch am Leben waren.

Nach dem Krieg nahm Alberts Familie ihr altes Leben wieder auf, das sie selbst während der Besatzung aufrechtzuerhalten versucht hatte. Sie kehrten in ihre Gemeinde zurück, ernährten sich koscher, befolgten den Sabbat und begingen die Festtage. Am 9. Mai, am Tag der Kapitulation der Deutschen, wurde in der Portugiesischen Synagoge ein Dankgottesdienst abgehalten. Doch Alberts Familie zählte zu den lediglich 800 in den ganzen Niederlanden verbliebenen sephardischen Juden.

Die Fotos von Liens Hochzeit in der Synagoge haben etwas Strahlendes. Sie und Albert stehen Arm in Arm in einem Eingang. Sie hält den Kopf schüchtern gesenkt wie Lady Di. Auf einer anderen Aufnahme sitzen sie auf der Rückbank eines glänzenden Autos, und Lien sieht mit ihrem Colgate-Lächeln, umrahmt von ihrem Schleier, und in ihrem weissen Kleid so perfekt aus wie ein Filmstar der 1950er-Jahre.



Im Hochzeitsauto

Dann gibt es Bilder von der Feier: Mein Grossvater in einem Nadelstreifenanzug mit einem Blumenstrüsschen am Revers und Ma mit Hut, beide mitten im Gespräch festgehalten, während sie mit der strahlenden Lien in einer Reihe dastehen, um die Gratulationen der Gäste entgegenzunehmen. Mein Vater sitzt lächelnd zusammen mit seinen Brüdern und Schwestern an einem Tisch. Er war damals vierzehn Jahre alt und kann sich lebhaft daran erinnern: an die herrlich lustige Ansprache von Jan Heroma; dass das Podest während der Rede des Rabbi zusammenbrach und dass sein kleiner Bruder gerade noch davon abgehalten werden konnte, auf der Strasse an eine Mauer zu pinkeln. Alle waren fröhlich und vereint. Selbst Ben, Liens Cousin (das Baby, das auf den Fotos aus der Pletterijstraat neben ihr gesessen hatte), war anwesend. Er war als Kind versteckt worden, hatte ebenfalls überlebt, und Lien hatte ihn erst vor Kurzem aufgespürt, indem sie die Berichte von *Le-Ezrath Ha-Jeled* über die Kriegs Waisen studiert hatte.

Für Lien und auch für meinen Vater war die Ansprache, die Jan Heroma gegen Ende des Abends hielt, ein Highlight. Die Worte, die er über sie sagte, sind der einzige Teil ihrer Geschichte, den sie mir gegenüber mehr als einmal wiederholt hat. Nachdem er eine kurze, witzige Skizze ihres Charakters vorgetragen hatte, war er auf Albert zu sprechen gekommen und hatte die Zuhörer rhetorisch gefragt: «Und ist dieser dürre, rothaarige Gentleman wirklich gut genug für *unsere Lien*?» Dieses «gut genug für *unsere Lien*» – das war für sie eine Offenbarung: dass sie als besonderer Mensch dargestellt wurde und dass sie als eine von *ihnen* galt. Sie war überglücklich. Sie fühlte sich ganz vereint mit den Freunden und Familienmitgliedern, die sich versammelt hatten, um sie auf ihren gemeinsamen Lebensweg zu schicken. Sie fühlte sich eins mit den von Es und jetzt auch als Teil der jüdischen Gemeinde.

Würde man nach einem einfachen und glücklichen Ende der Geschichte des Mädchens mit dem Poesiealbum suchen, dann wäre dies

der Zeitpunkt, sie abzuschliessen. Albert ist stolz auf sie, beschützend und freundlich, und er weiss so viel. Auch Ma liebt ihn: Er ist so interessiert, arbeitsam und höflich. Am folgenden Morgen fahren die Frischvermählten auf dem Rücksitz des glänzenden schwarzen Hochzeitsautos zum Flughafen, wo eine funkelnde Dakota sie erwartet und Lien ihre allererste Flugreise antritt. Während die flachen, gleichmässigen Gefilde der Niederlande unter ihnen immer kleiner werden, fliegt die «gute Li-entje» auf silbernen Flügeln dem Sonnenlicht entgegen.

AMSTERDAM, JANUAR 2015

Wir lassen die Portugiesische Synagoge hinter uns und überqueren eine verkehrsreiche Strasse, um zum Jüdischen Historischen Museum zu gelangen. Lien fasst mich wie immer, wenn wir hier Strassen überqueren, am Ellbogen, nicht etwa, weil sie als Zweiundachtzigjährige meine Unterstützung bräuchte, sondern weil sie vermutet, dass man mir bei diesem Verkehr nicht über den Weg trauen kann. Wie im Fall der Synagoge dauert es aufgrund der strengen Sicherheitsvorkehrungen eine Weile, bis man das Gebäude betreten darf. Draussen steht ein weisser Polizeicontainer auf Stelzen und präsentiert seine verdunkelten Fenster. Drinnen stellen wir uns wie am Flughafen für den Sicherheitscheck an, bevor wir das eigentliche Museum betreten dürfen. Die um uns herum Wartenden sind zum grössten Teil amerikanische Teenager mit Rucksäcken und Kopfhörern, die offenbar für die geführten Touren bereitgestellt werden. Die Teenager nippen an ihren Wasserflaschen, tragen Lippenbalsam auf und blicken auf ihre Handys, während sie sich über Themen wie die Qualität des Frühstücks in ihrem Hotel unterhalten. Doch sie sprechen auch ernsthaft über Geschichte. Die meisten von ihnen waren im Anne-Frank-Haus oder gehen noch hin, und die beiden Mädchen, die sich neben uns an die Wand lehnen, diskutieren in ihrem schicken New Yorker Akzent über Details des Lebens hier in den 1940er-Jahren, insbesondere über die Vorstellung, einen Judenstern zu tragen. Ich frage mich, ob Lien

neben mir ihnen ebenfalls zuhört. Falls ja, dann muss sie sich fast wie ein Ausstellungsstück vorkommen. Anne Frank war eine Klassenkameradin ihres Mannes Albert gewesen und hatte ihm auf dem Pausenhof einmal angeboten, ihm von ihren Lebensumständen zu erzählen.

Das Museum, das in der alten Grossen Synagoge untergebracht ist (eine der vier historischen Synagogen, die sich in diesem Viertel drängen), ist in zwei Ausstellungsbereiche unterteilt: Der erste ist dem Judentum in den Niederlanden gewidmet, hauptsächlich seiner religiösen Praxis bis Ende des 19. Jahrhunderts; der zweite führt uns durch das 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Lien saust so zielgerichtet wie eine Zehnjährige durch die erste Halle. «Damit brauchen wir uns nicht aufzuhalten», ruft sie mir zu, als ich zurückbleibe und mir eine uralte Thorarolle ansehe, die hinter Sicherheitsglas auf einem Pult liegt. Ich deute auf ein historisches Gemälde, aber die Kunst aus der Zeit vor dem 20. Jahrhundert interessiert sie nicht besonders. «Ich vermute, mir fehlt der Kontext, um sie würdigen zu können», erklärt sie, während wir die Treppe zu den oberen Ausstellungsräumen hinaufsteigen, und Lien hat eindeutig nicht die Absicht, sich diesen Kontext jetzt anzueignen. Sie hat die Leidenschaft meiner Grosseltern für die Moderne geerbt und wird ein Jahr später beruhigt werden, als sie mich in meinem Büro besucht und (im Gegensatz zu ihren Erwartungen von Oxford) feststellt, dass es aus Sichtbeton und Wänden aus Spiegelglas besteht.

Auch der Bereich, der der jüngeren jüdischen Geschichte in den Niederlanden gewidmet ist, befindet sich in der alten Synagoge, macht aber dank der modernen Schaukästen, die Aquarien ähneln, und der schwachen blauen Beleuchtung durch die zahlreichen Bildschirme einen zeitgenössischen Eindruck. Unterabteilungen über Themen wie «Amsterdams jüdisches Viertel», «Die Diamantenindustrie» und «Das Leben in den Provinzen» zeichnen die allmähliche Emanzipation der ärmeren Juden nach, die sich Gewerkschaften und sozialistischen Parteien an-

schlossen und von denen viele nationale Bekanntheit erlangten. Danach zeigt eine Abteilung über «Die Elite», wie ein kleiner Teil der jüdischen Gesellschaft dank grosser Firmen prosperierte, wie zum Beispiel die Warenhäuser De Bijenkorf und die Maison de Bonneterie. Ausserdem gab es den kulturellen Einfluss: Theater, Musik, Literatur. Während ich einen Schaukasten über die berühmten Varieté-Künstler und Jazzmusiker betrachte, ruft Lien mich aufgeregt herbei.

«Schau!», sagt sie. «Das ist genau der Stoff, den meine Mutter, wie ich mich erinnere, am Küchentisch zugeschnitten hat!»

Und da ist er – wie ein Tier, das Damian Hurst in einen Behälter mit Formaldehyd taucht –, ein breiter Streifen gelben, mit Sternen bedruckten Stoffs, auf denen steht: «Jude», «Jude», «Jude», «Jude».

Es ist monströs und zugleich einschüchternd. Lien steht schief lächelnd daneben, den Widerschein von gelbem Licht auf dem Gesicht. Direkt hinter ihr befindet sich in einem weiteren Schaukasten das Kleid eines kleinen Mädchens mit einem aufgenähten Stern, daneben eine Holztafel mit der aufgedruckten Botschaft «Kein Zutritt für Juden».

Eine Stunde später sitzen wir im Museumscafé an einem Tisch aus Kunststoff. Lien will, dass ich eines der koscheren Gerichte koste, die hier serviert werden, und empfiehlt vor allem *gefültefisj* (kalte, salzige Fischfrikadellen) und *bolus* (heisse, süsse, mit Ingwer gefüllte Doughnuts, frisch aus dem Ofen). In der klaren weissen Schlichtheit des Cafés erzählt mir Lien von der Essenszubereitung in den 1960er-Jahren, als sie und Albert in Eindhoven wohnten, wo er bei Philips arbeitete. Jeden Donnerstagabend wurde eine Packung koscheres Fleisch aus Amsterdam geliefert, und angesichts der Tatsache, dass sie keinen Gefrierschrank besaßen, musste es gekocht und verarbeitet werden, bevor am folgenden Tag, am Sabbat, die Kerzen angezündet wurden. Alberts Mutter, eine beeindruckende Frau, war häufig mit ihrem Mann über das Wo-

chenende zu Besuch und gab genaue Instruktionen, wie die Speisevorschriften einzuhalten seien. In einer Reihe von Töpfen, die nur für bestimmte Lebensmittel verwendet werden durften, köchelten verschiedene Gerichte vor sich hin, und alles konzentrierte sich auf den kommenden Abend mit dem mit einem weissen Tuch bedeckten Tisch, den Kerzen und den gesungenen Gebeten.

Lien hatte keine Erfahrung mit dieser Lebensart: Ihre Familie hatte in Den Haag ein paar jüdische Traditionen gepflegt, aber nichts mit dieser Förmlichkeit und diesem Gewicht. Sie fand die streng regulierten Abläufe ziemlich lästig. Albert bestand darauf, dass all dies notwendig sei, wenn seine Eltern in der Lage sein sollten, sie zu besuchen. Für ihn war die koschere Ernährung zum Teil eher ein soziales Gebot als eine religiöse Glaubensangelegenheit. Und zugleich machte die Befolgung der alten Bräuche ihn und auch Lien trotz der Arbeit, die sie bedeutete, glücklich, denn die orthodoxe Lebensweise vermittelte ein Gefühl der Bestätigung dafür, dass sie Teil einer Gruppe waren. Sie sei, wie sie meint, ein Mensch ohne ausgeprägtes Identitätsbewusstsein gewesen, deshalb sei es ihr leichtgefallen, das zu befolgen, was andere ihr vorgegeben hätten.

Lien und ich unterhalten uns über diese Bräuche. Einerseits stellen sie in meinen Augen eine völlig irrationale Beschränkung dar, andererseits haben sie auch etwas Magisches an sich, vor allem aufgrund des Zugehörigkeitsgefühls, das sie vermitteln. Im Christentum gibt es nichts Vergleichbares und selbstverständlich erst recht nicht in meiner atheistischen Familie, in der schon meine Eltern Kinder von Nichtgläubigen waren, die überhaupt keine speziellen Essensrituale kannten. Dennoch kann ich deren spirituelle Bedeutung erkennen. Man kann verstehen, warum Albert sagen konnte: «Es ist einfach, glücklich zu sein.»

Die Muster des alten jüdischen Lebens trugen etwa zehn Jahre lang auch dazu bei, dass Lien sich glücklich fühlte. Sie hatte eine Gemeinde

um sich, es wurden Hochzeiten und Bar-Mizwas gefeiert, und es war tröstlich, Teil einer Gruppe zu sein. Albert war sanft und klug. Er kam beruflich gut voran, und ihre Kinder waren gute Schüler. Und Lien? Sie war eine beschäftigte Mutter und Ehefrau.

Wir verlassen das Café und treten in den Sonnenschein hinaus. Die Eintrittskarte, die wir für die Portugiesische Synagoge gekauft hatten, ermöglicht auch den Zutritt zum Museum. Darüber hinaus ist die Holländische Schouwburg Teil des Rundgangs durch das jüdische Viertel, allerdings ist der Eintritt dort ohnehin frei, deshalb machen Lien und ich uns auf den knapp einen Kilometer langen Weg dorthin. Sie ist noch nie dort gewesen.

Bis zum Krieg beherbergte die Schouwburg ein Volkstheater. Im Jahr 1900 fand dort zum Beispiel die Premiere von *Op Hoop van Zegen* (*Die Hoffnung auf Segen*) statt, eines Theaterstücks über das schwere Leben der Nordseefischer, das von dem jüdischen Theaterschriftsteller Herman Heijermans verfasst wurde und noch heute grosse Zuschauermassen anlockt. Die Nazis erklärten die Schouwburg kurzerhand zu einem offiziellen jüdischen Theater. Im August 1942 wurde sie zu einer Art Gefängnis umgewandelt: zum Sammelpunkt, von dem aus Zehntausende Juden, die zunächst in Amsterdam zusammengezogen worden waren, weiter ins Transitlager Westerbork im Norden der Niederlande und von dort in die Vernichtungslager im Osten geschickt wurden. Ein Jahr lang war sie voll von verängstigten und sehr durstigen Männern und Frauen, die häufig so eng zusammengepfercht waren, dass sie kaum atmen konnten. Nachdem die Schouwburg ihre Aufgabe erfüllt hatte, wurde sie 1944 verkauft und in einen Veranstaltungsort für Partys, Tanzveranstaltungen und Hochzeiten umfunktioniert und sogar noch nach Kriegsende recht erfolgreich weitergeführt.

Lien und ich sehen die Schouwburg, deren Fenster im hellen Sonnenlicht mattschwarz wirken, schon lange bevor wir dort ankommen,

denn auch zu ihrer Bewachung steht ein weisser Polizeicontainer auf Stelzen am Strassenrand. Seit 1962 ist sie eine Gedenkstätte. Hinter der tempelartigen Fassade, die alles ist, was vom Originalgebäude übrigblieb, befindet sich ein Innenhof mit Bänken, und auf einem Sockel in Form des Davidsterns steht eine dunkle Steinsäule. An der Mauer links neben dem Eingang finden sich die Namen von 6'700 Familien über einer ewigen Flamme. Sie stehen stellvertretend für die 104'000 getöteten holländischen Juden.

Der Gegensatz zwischen diesem Ort und der sonnigen Strasse, auf der wir noch vor wenigen Augenblicken fröhlich geplaudert haben, ist niederschmetternd. Ein paar wenige Besucher in dicken Mänteln stehen schweigend da. Zwei flüstern einander zu, während sie die Namensliste durchgehen. Es ist gut, dass dieser Ort inzwischen eine Gedenkstätte ist und keine Festhalle, aber die Mauer (auf der die Namen grün glänzen, von hinten beleuchtet durch dunkles Glas) hat etwas Klinisches an sich. Die Namen der Toten reihen sich – lang und kurz und wieder lang – Spalte für Spalte aneinander wie das Kardiogramm eines Patienten:

Jolis

Jolies

Jolofs

Jonas

Jong

Jong, de

Jon-van Lier, de

Jonge

Jonge, de

Uns wird aus einer Plastikwanne ein smartphoneartiges Gerät ausgehändigt, das wir auf den Namen unserer Wahl richten können, aber es gibt so viele de Jongs, dass wir die Liste durchscrollen müssen, um diejenigen

zu finden, die in der Pletterijstraat Nummer 31 gelebt haben (eine Adresse, die als kleine «interaktive Karte» in einem Kasten rechts auftaucht):

Charles de Jong

Rotterdam, 10. Dezember 1906 – Auschwitz, 6. Februar 1943

Catharine de Jong-Spiro

Den Haag, 28. Oktober 1913 – Auschwitz, 9. November 1942

Auf dem Touchscreen werden uns mehrere Optionen angeboten, wie zum Beispiel «Darstellung der Familie», «Ein Familienmitglied hinzufügen», «FAQ» und «Spenden!».

«Ich gehe nach Hause», sagt Lien.

Nachdem ich sie am Ausgang zum Abschied kurz in die Arme geschlossen habe und wir uns auf eine Uhrzeit für das Abendessen bei ihr geeinigt haben, gehe ich die Treppe hinauf, wo sich hinter der Originalfassade noch einige heruntergekommene Räume befinden. Eine Stunde lang stehe ich über alte Schaukästen gebeugt da, die einige sehr rührende Gegenstände enthalten (zum Beispiel ein Bündel Abschiedsbriefe oder den Holzschuh eines Kleinkinds). Dann verlasse ich das ehemalige Theater, überquere die Strasse und gehe eine Nebenstrasse entlang, an der sich zu meiner Rechten die Eingangstore des städtischen Zoos befinden.

Zwei Minuten später stehe ich am Eingang des Widerstandsmuseums. Das Gebäude war wie die Hollandsche Schouwburg einst ein Zentrum jüdischer Kultur gewesen, da es für einen Gesangsverein erbaut worden war, dessen Davidstern noch immer am Giebel zur Strasse hin zu sehen ist. Der Rundgang durch die Sammlung ist vorgegeben, eine Art Tunnel mit Wänden aus Gipskarton, der den Besucher von der Invasion bis zur Befreiung an einer Reihe von Fenstern vorbeiführt, in denen Dinge wie Einberufungsschreiben und falsche Ausweise ausgestellt

sind. Während man dem Rundgang folgt, verändert sich die Stimmung der Nation von widerwilliger Akzeptanz zum Widerstand der Massen, der immer mehr gewaltsame Vergeltungsmassnahmen der Nazis nach sich zog. Hin und wieder öffnet sich der Tunnel in einen nachgebildeten Innenraum, zum Beispiel in ein Zimmer, in dem ein illegales Nachrichtenblatt hergestellt wird.

In der Geschichte des holländischen Widerstands spielte das heimliche Drucken eine grosse Rolle. Aber auch die Übermittlung von Informationen an diejenigen, die die Deutschen direkt bekämpften, trug zum Aufbau einer neuen nationalen Identität bei, die nach dem Krieg ganz entscheidend war. Selbst heute noch hat ein wesentlicher Teil der nationalen Medien (einschliesslich der Zeitungen und Zeitschriften wie *Trouw*, *Vrij Nederland* und *Het Parool* sowie des Verlags De Bezige Bij) seinen Ursprung in der Untergrundpresse.

Dieser Untergrundpresse wird die Regierungspropaganda gegenübergestellt. Auf einem nachgebauten Platz der Stadt blicke ich zu Plakaten an Wänden und Laternen hinauf. «ANSPRACHE VON MUSSERT» kündigt ein Poster mit dem Abbild des holländischen Faschistenführers an, der im Dezember 1942 zum machtlosen Staatsoberhaupt wurde. Mussert, eine plumpe Version des bereits plumpen Mussolini, fand nie eine grosse Anhängerschaft, aber die anderen Bilder, die ich hier sehe, erzielten zweifelsohne eine gewisse Wirkung. Auf vielen sind Cartoons von hübschen wehrlosen Frauen inmitten von Trümmern und Blut dargestellt. «BOLSCHEWISMUS ist MORD» und «DAS IST DIE ZWEITE FRONT», steht darauf, während die züchtigen Kleider der Frauen trotz all ihrer Bemühungen nach oben rutschen und üppige Oberschenkel sehen lassen. Neben diesen Postern mit Frauen gibt es andere mit muskulösen blonden Männern, das Gesicht mit dem entschlossen nach vorn gereckten Kinn dem kalten Wind entgegengestreckt. «HARTE MÄNNER gehen zur WAFFEN-SS», «SEI MUTIG, SEI EIN STÜRMER» oder «NEUE NIEDERLANDE in einem NEUEN EURO-

PA, schliesse dich dem Kampf der NIEDERLÄNDISCHEN SS an», verkünden sie. Auf einem Plakat ist auch ein bärtiger Bösewicht mit Hakenase abgebildet, der einen kleinen Dolch umklammert und einen sechseckigen Stern zur Schau stellt.

Ich bin der letzte Besucher, der das Museum verlässt. Nachdem ich meinen Koffer abgeholt habe, gehe ich durch das Zentrum von Amsterdam zu Liens Wohnung, überquere dabei Buckelbrücken, spähe in Geschäfte und Cafés und weiche unentwegt Fahrradfahrern aus. Als ich bei Lien ankomme, ist sie bereits in der Küche beschäftigt. Sie führt mich zur Sitzecke und stellt ein paar Schalen mit Snacks und ein Glas Bier vor mich auf den Tisch. Es wird unser letzter gemeinsamer Abend sein, bevor ich nach England zurückfliege.

Nach dem Essen holt Lien einen Brief hervor. Es ist ein langes Schreiben von Ma an sie, in den ersten Monaten nach ihrer Hochzeit verfasst. Darin antwortete sie auf Liens Sorgen über die wachsende Distanz zwischen der wohlhabenden und religiös orthodoxen Welt, der sie inzwischen angehört, und den eher einfachen Werten der Familie in Dordrecht:

Liebe Lien,

oh, oh, manchmal macht uns ein ganzes Leben nicht klüger, glaube ich. Wie unsicher und angreifbar du bist. Und du verstehst manche Dinge häufig so anders, als sie beabsichtigt waren!... Du machst dir Sorgen, sagst du, über die Distanz zwischen Alberts Familie und unserer, was die Grundstimmung und Lebensauffassung angeht, und darüber, dass das immer so sein wird.

Schau, Lien, ich sehe das so:

Als du damals als Kind und heranwachsendes Mädchen zu uns gekommen bist, waren wir oft dankbar, dass du bei uns warst.

Vielleicht erinnerst du dich daran, dass ich dir einmal, als du von Bennekom zurückgekehrt warst, gesagt habe: «Dass Lien, jetzt, wo sie wieder zu Hause ist, sich zum Glück überhaupt nicht verändert hat.»

*Und du hast gesagt: «Nicht verändert? Ich bin so glücklich!»
Ich glaube, du warst erstaunt, dass ich sagte, du seist unverändert.*

Ma kommt auf den Krieg, die Angst und Not und auf ihre Geldsorgen zu sprechen. Dann schreibt sie:

Jetzt muss ich dir sagen, dass unser lieber Herrgott mir ein grosses Geschenk gemacht hat, indem er mich zu einem Fels in der Brandung machte. Ich war 28 und hatte mich um vier Kinder zu kümmern, und nur eines davon war mein eigenes. Ihr wart alle von anderen geformt worden, und ihr habt das, was ich getan habe, häufig sehr kritisch betrachtet. Wenn du einmal selbst ein Kind hast, musst du dir ehrlich für einen Augenblick vorstellen, wie es wäre, drei weitere zu haben, die alle in jeder Hinsicht von dir abhängig sind.

Aber trotzdem, fährt sie fort, habe ich manchmal diese grosse Freude empfunden, weil ich gebraucht wurde. Ich frage dich: Was kann ein Mensch sich im Leben mehr wünschen?

Sie schreibt über die Hochzeiten von Kees und Ali und über Pa:

Auch Pa braucht Unterstützung, und er kommt bei mir am schlechtesten weg, weil ich es ihm manchmal (und das sage ich dir im Vertrauen) übel nehme, dass er die Betreuung von euch allen zum grössten Teil mir überlassen hat. Aber immerhin begegnet man uns überall mit grossem Respekt und mit Bewunderung, und das kommt nicht von

ungefähr. Das hat Pa jede Menge Anstrengungen gekostet und mir grosse Opfer abverlangt.

Sie beschreibt, unter welchem Druck sie steht: Sie muss sich um ihre Eltern und eine kranke Schwester kümmern, um ihre eigenen Kinder und dann auch um die Enkel.

Und wer tröstet mich bei all den Schwierigkeiten? Jeder erwartet etwas von mir. Es ist schön, ein Fels in der Brandung zu sein, aber auch sehr anstrengend.

Ma beschreibt einen chaotischen Nikolausabend vor wenigen Tagen, als sie ein halbes Dutzend Kinder betreuen musste:

Anne schreit, ist völlig erschöpft. Anneke und Geert Jan streiten sich um ein Spielzeug. Kurz darauf übergibt sich Anneke, weil sie ein viel zu grosses Stück Brot geschluckt hat. Und dann war Gerard beleidigt, weil ich es wagte, das ekelhaft zu finden. Ganz im Ernst: Das war wie eine Komödie im Kino. Schliesslich war alles recht problemlos hinzubekommen, aber man muss daran gewöhnt sein. Stell dir deinen Albert in so einem Trubel vor!

Und deshalb, meine liebe «Pientje»: Du wirst immer zu uns gehören, aber wir wollen dich davor bewahren, von der Aussenwelt abgeschotet zu werden. Du musst im Leben Entscheidungen treffen. Du wirst die wertvollen Dinge, die du hinter dir gelassen hast, nie verlieren. Wir haben in der Vergangenheit so viel getan für ein glückliches Leben.

Ma macht sich Gedanken über einige der Entscheidungen, die sie als Mutter getroffen hat, nämlich dass sie ihre Adoptiv- oder Pflegekinder zu früh in die Welt hinausgeschickt habe, dass sie sie freigegeben und zum Gehen gedrängt habe. Dann kommt sie zum Schluss:

«Pien», ich höre jetzt auf, es gibt nicht mehr zu sagen. Versuche, über Weihnachten für ein paar Tage zu kommen. Vielleicht kann Albert dich danach ja abholen?

Tschüss, Lienepien. Liebe Grüsse von Mama, die dich immer genau so liebhaben wird wie die anderen.

Das ist ein freundlicher und liebevoller Brief, der viel Kluges enthält. Ma versteht Lien, und trotz der Probleme, die hinter ihnen liegen, kann man sich nur schwer vorstellen, dass die Bindungen, die zwischen diesen Frauen bestanden, zerbrechen konnten. Meine Grossmutter konnte manchmal hart und voreingenommen sein, aber sie war auch ein Mensch mit einem ausgeprägten Pflichtgefühl, insbesondere gegenüber ihren Kindern. Wie konnte es nach diesem zu jenem Brief kommen, der zum Bruch führte?

EINDHOVEN, 1959 BIS 1972

Die Frischvermählten, Lien und Albert, kaufen ihre Möbel bei Bas van Pelt in der Leidestraat Nummer 24 in Amsterdam. Durch das riesige Schaufenster, mehr als drei Mal so hoch wie sie, blickt man in einen fast leeren Verkaufsraum: auf einen grauen Steinfussboden, weisse Wände und eine weisse Decke, alles absolut nichtssagend und leer. Auf den ersten fünf Metern ist hinter der Glasscheibe nichts zu sehen. Dann, in einem ungewöhnlichen Winkel aufgestellt: ein Tisch aus Stahl und Glas, ein geschwungener Sessel in Hellorange und eine Stehlampe, die die Decke anstrahlt. Im Geschäft riecht es nach poliertem Holz und Leder, und es ist Musik zu hören. Beim Eintreten werden sie vom Verkäufer, der eine violette Krawatte trägt, mit einem Lächeln begrüsst. Sie und Albert sehen sich um, und ihre Absätze klappern auf den Stufen, als sie zu den oberen Ausstellungsräumen hinaufsteigen. Sie lassen sich auf einem Sofa nieder, um zu testen, ob es bequem ist.

Sie haben bereits eine Wohnung in Eindhoven, die ihnen von Alberts neuem Arbeitgeber, Philips, zur Verfügung gestellt wurde. Vor dem Haus befindet sich ein Hubschrauberlandeplatz, und Lien beobachtet mehrere Male am Tag, wie der Hubschrauber wie eine Libelle auf dem gelben «H» landet, das auf den Beton weit unter ihr aufgemalt ist, und die Rotoren einen exakten Kreis in das Gras aussenherum zeichnen.

Eindhoven ist eine Hightech-Stadt. Dort befindet sich nicht nur der Standort von Philips, sondern auch die Technische Universität, die Designhochschule und Brabantia, eine Firma, die glatte Tretmülleimer und andere Haushaltsprodukte aus Edelstahl herstellt. In Zentrumsnähe steht eine riesige fliegende Untertasse, 1966 erbaut, «Evoluon» genannt, neben einem Uhrenturm mit raketenartigen Steuerschwänzen. Aus dem ganzen Land kommen Menschen, um sie sich anzusehen, genau wie die Menschenmassen in Filmen, wenn die Ausserirdischen landen.

Albert ist Chemiker, aber er arbeitet im Physiklabor, das mit seinen Drähten, Schaltern, Rohren und Bildschirmen für ihn wie ein Spielzimmer ist. Er hat so etwas schon immer geliebt. Selbst im Krieg, als seine Familie sich nachts im Speicher eines Hauses versteckte, das an eine kleine Fabrik angrenzte, baute er sich aus Altgeräten ein Radio zusammen und führte mit Chemikalien, die er dort vorfand, Experimente durch. Im Labor entwickeln sie ganz verblüffende Dinge, erzählt er ihr: kleine, tragbare Stereoanlagen, die mit Batterien laufen, und Magnetbänder, die sowohl Bilder als auch Ton speichern. Jeden Morgen radelt er wie ein Schuljunge davon und freut sich auf den vor ihm liegenden Tag.

Bald komplettieren Kinder das Bild. Sie tauchen eines nach dem anderen auf den Familienfotos in Liens Album auf. Zuerst ein Mädchen in Weiss auf den Armen seiner stolzen Mutter; dann sitzen zwei Kinder zwischen dem Ehepaar auf dem Sofa, und die Mutter hält den kleinen Jungen am Arm, um ihn aufrecht zu halten; dann drei, alle lachend, zusammengedrängt, und das Jüngste in der Mitte, wieder ein Junge, der mit seinem Bruder Händchen hält. Batja, 1960 geboren, Daan 1964 und schliesslich Arjeh, der 1970 zur Welt kommt. Sie sind glücklich. Die Jungen machen Judo und spielen Fussball, und Batja ist in der Schule eine grossartige Debattiererin. Die Schulzeugnisse zeigen, dass sie sich gut machen. Das letzte Foto der gesamten Familie in Liens Album ist perfekt: drei strahlende Kindergesichter, Albert über ihnen mit einem

Grinsen im Gesicht und Lien, die glücklich lächelt und den Blick auf den Schoss senkt.

Die Zeit vergeht. Ihr erscheint es nicht richtig, arbeiten zu gehen, jetzt, wo sie verheiratet ist und Kinder hat. Sie sitzt ehrenamtlich in verschiedenen Gremien und trifft sich in ihrer Freizeit mit anderen Hausfrauen, die zum grössten Teil ebenfalls jüdisch sind und deren Männer in ihren beeindruckend klingenden Jobs ebenfalls lange arbeiten. Das Leben könnte kaum schöner sein. Sie richten Abendgesellschaften aus oder laden andere Familien ein, damit die Kinder zusammen spielen können. In den Ferien fliegen oder fahren sie mit dem Autoreisezug nach Österreich, Italien oder Südfrankreich und verbringen die Zeit in schönen Ferienwohnungen. Und eigentlich hat sie nicht so viel zu tun, jedenfalls nicht so viel wie zu Hause bei Ma und Pa. Es gibt die vielen modernen Haushaltsgeräte – den Kühlschrank, die Waschmaschine, den Wäschetrockner, den Staubsauger –, und ausserdem beschäftigen sie eine Putzhilfe. Deshalb steht sie häufig am Rand eines Spielplatzes herum oder ist zu Hause, wenn die Kinder schlafen, und hat stundenlang nichts zu tun. In der grossen modernen Küche des Hauses, das sie nach ein paar Jahren kauft, kommt Lien sich wie das aus einer Zeitschrift ausgeschnittene Bild einer perfekten Hausfrau vor.

Diese Stunden der Freizeit sind für sie ein Luxus, aber sie tut ihr Bestes, um sie mit sozialem Engagement und wohltätiger Arbeit zu füllen. Zum Teil, um sich nützlich zu machen, zum Teil aber auch, weil die Freizeit Fragen aufwirft und weil sie sich nie zuvor Fragen gestellt hat. Sie sind unbequem und manchmal beängstigend. Wer ist sie wirklich? Wohin gehört sie? Woran glaubt sie?

Mit den Fragen kommt im Laufe der Jahre eine neue Angst: vor den Antworten. Einmal wurde sie in Daans Kindergarten aufgefordert, ein Babybuch zusammenzustellen (ein paar Angaben zur Familie, die er lernen kann), aber als man ihr die Sache erklärte, überkam sie auf einmal Panik und sie musste gehen. Die Vergangenheit, vor der man sich zuvor

so leicht verbergen konnte, lauert jetzt umso düsterer, wie ein riesiger Schatten, der, wie sie weiss, hinter ihr liegt, dem sie sich aber nicht zu stellen wagt. Deshalb macht sie weiter, geht zu Kaffeekränzchen am Vormittag und lächelt vom Spielplatzrand.

Dennoch – während das Jahrzehnt verstreicht, Johnson auf Kennedy folgt und Nixon auf Johnson; während die Geschichte von der Kubakrise zur Niederlage der USA in Vietnam weiterschreitet; während der Prager Frühling niedergeschlagen wird, es in Paris Unruhen gibt und Menschen gegen Atombomben auf die Strasse gehen – tauchen die Fragen nachts weiter auf, obwohl der Arzt ihr Tabletten verschrieben hat, damit sie besser schlafen kann. Tante Rosa hat ihr erzählt, wie es war: Liens Mutter und ihre Grossmutter zusammen, Hand in Hand.

Sie hat sich nie damit beschäftigt, aber ihre Mutter muss bei ihrem Tod jünger gewesen sein als Lien jetzt.

«Ich sollte nicht hier sein.» Das ist der Satz, der ihr nicht mehr aus dem Kopf geht. Er steckt in ihrem Hinterkopf, und das Getrommel wird immer lauter. Und während es lauter wird, hat sie den Eindruck, nicht zu der Welt zu gehören, die sie umgibt. Sie gehört nicht in das schöne Haus, zu den schönen Möbeln und den lieben Kindern. Von ihr geht etwas Düsteres aus. Es fällt ihr zunehmend schwer zu lächeln.

Albert geht in die Synagoge, aber die Synagoge hilft ihr nicht mehr. Die Zaubersprüche und die Beschwörungen – Sabbat, Rosch ha-Schana, Chanukka, Pessach, Jom Kippur – fühlen sich alle wie leere Hülsen an. Und sie ist frustriert, dass Albert weiter diese Regeln befolgt, die keinen Sinn haben. Er hat keine Zeit für die Fragen, die sie stellt, und erklärt ihr einfach, dass sie glücklich sein und weitermachen solle. Aber seine Milde ist inzwischen nichtig, so wie die Worte in der Synagoge hohl sind. Sie spürt, dass sie sich innerlich verändert: Ein neues Wesen – ängstlich, fordernd, hungrig – keimt in ihr wie ein Samenkorn.

Sie hat den Eindruck, dass sie in ihrem Leben bis jetzt keine Entscheidungen getroffen hat, dass sie keine echten Wahlmöglichkeiten hatte, und das liegt allein daran, dass sie es nicht gewagt hat, auf die Vergangenheit zurückzublicken. Aber sie ist verängstigt, wenn sie kurze Blicke auf diese Vergangenheit wirft. Und sie hört in ihrem Kopf den Satz, dass sie nicht hier sein sollte, und er bedeutet, dass sie zusammen mit all den anderen in Auschwitz hätte sterben sollen.

Nach einem glücklichen Jahrzehnt ist sie zu Beginn der 1970er-Jahre wieder im freien Fall, teilnahmslos, aber missmutig, von der Welt abgeschnitten. Und sie kann es Albert nicht einmal sagen, weil er, während sie aufgrund ihrer verborgenen Unruhe wie erstarrt dasitzt, unverändert an den alten Konventionen festhält, all seine täglichen Gewohnheiten beibehält, freundlich ist, aber unflexibel und ohne Verständnis für ihr Seelenleben.

Während Lien sich immer mehr nach innen wendet, blickt Ma van Es nach aussen und lädt ihre Sorgen dort ab. In dem Tagebuch, das sie etwa zehn Jahre lang führte, schreibt Ma, dass sie nicht verstehen kann, dass alle Menschen um sie herum so isoliert leben, ohne Pflichten und ohne Sinn für die guten Dinge, die sie haben. Obwohl Ma sie häufig liebevoll erwähnt, ist sie der Meinung, dass Lien, wie alle ihre erwachsenen Kinder, sehr selbstbeobachtend ist, unnötige und hochtrabende Fragen stellt, während die Welt bedroht ist. Und Ma verfolgt in ihren dunkelsten Stunden die Angst vor einem neuen Krieg:

Vergangene Nacht hatte ich schreckliche Angst. Hoffentlich kann ich, wenn so etwas wieder passiert y dagegen ankämpfen y weil ich die ganze letzte Nacht und den ganzen Tag über vor Augen hatte, was passieren würde y wenn ein Dritter Weltkrieg ausbräche. Pa wäre der Erste, den die Russen verhaften würden, oder noch schlimmer. Und euch alle (sie meint ihre Kinder) habe ich nie so geliebt; ihrfüllt mich aus. Und Marianne, falls ich nicht in der Lage sein sollte, sie

älter werden zu sehen, und Henk, ein so guter, gesunder Junge, und Ali, die ihr zweites Baby erwartet, und die kleine Anneke. Und all die anderen. Ach, wie schrecklich.

Mit zunehmendem Alter vergeht die Zeit für Ma immer schneller, und trotz ihrer Sorgen um die Welt nimmt sie weiter andere Menschen bei sich auf. Als sich ihre Schwester Bep scheiden lässt und die Streitereien so heftig werden, dass die Kinder Schaden nehmen könnten, nimmt Ma zum Beispiel ihren Neffen und ihre Nichte für ein halbes Jahr zu sich. Das alles belastet sie psychisch. Sie weiss, dass sie dicker wird, kann ihre Diäten aber nicht durchhalten. Ma macht sich wie immer Sorgen, dass sie als Frau nicht attraktiv genug und für ihren starken und aktiven Mann nicht die richtige Partnerin ist.

Letztlich ist Ma tatsächlich mit kleinen Kindern in ihrem Element: Sie leidet stark mit, wenn sie krank sind, und jubelt über ihre kleinen Momente des Triumphs. Sie freut sich sehr, als ihre Pflege- und ihre Stieftochter – Lien und Ali – schwanger werden, und zur Geburt von Liens «hinreissendem kleinen Mädchen» Batja schreibt sie von überwältigenden Erwartungen und Freude. Für Ma ist die Mutterschaft ein wesentlicher Bestimmungszweck.

Die Bemerkung über Liens Rolle als Mutter ist einer der letzten Einträge im Tagebuch von Ma. «Ich überlege mir, mit diesem Buch aufzuhören», schreibt sie ein paar Seiten weiter, «ich schreibe so unregelmässig und halte es nicht für interessant.» Erschöpft und in dem Gefühl, ohne kleine Kinder weniger gebraucht zu werden, neigt Ma, wie sie einräumt, trotz ihrer Bemühungen, sich ihre gute Laune zu bewahren, zunehmend zu Nörgelei.

Anfang der 1970er-Jahre ist das Verhältnis von Ma und Lien ziemlich distanziert. Sie treffen sich auf Geburtstagsfesten und vielleicht an Weihnachten, aber der Kontakt zwischen ihnen geht selten tief. Wenn Lien bei Ma anruft, sagt sie: «Ich rufe dich zurück», aber das tut sie nur selten.

Dann ist Albert am Abend des Versöhnungstags im September 1972 an der Reihe, in der Synagoge einen Vortrag zu halten. Lien will nicht mit ihm gehen. Sie sitzt stattdessen wie so oft zu Hause und beobachtet, wie der Regen in Bahnen an den Fenstern hinabrinnt, während ihr der Satz, dem sie nicht enttrinnen kann, durch den Kopf geht und ihre Gedanken vernebelt.

Um 21 Uhr 30 hört sie Alberts Schlüssel in der Eingangstür.

«Wie war dein Vortrag?»

«Wenn du mitgekommen wärest, wüsstest du es», antwortet er.

Seine Verärgerung kommt nicht überraschend, aber als er das sagt, passiert in ihr etwas Seltsames. Gerade so, als wäre ein Zauberwort gefallen, als wäre ein Schalter umgelegt worden. Lien steht vom Sofa auf und geht nach oben, ihre Beine sind schwer, dann überquert sie den mit Teppich belegten Treppenabsatz, betritt das Badezimmer und öffnet den Spiegelschrank, der über dem Waschbecken hängt.

In diesem Augenblick ist das für sie die ideale Lösung. Sie lächelt beinahe über deren Brillanz. Was wäre, wenn sie im Handumdrehen nicht mehr da wäre?

Normalerweise schluckt sie nicht gerne Tabletten und kann es auch nicht gut. Sie kleben ihr einfach auf der Zunge, das Wasser läuft über sie hinweg, und sie hinterlassen in ihrem Mund einen bitteren Geschmack. Das ist der Grund, weshalb sie so selten welche nimmt. Das ist der Grund, warum noch so viele übrig sind. Aber dieses Mal fällt es ihr leicht. Es ist so Erfolg versprechend. Im Nu sind all die weissen Plastikdreiecke leer, und es ist nichts mehr übrig, was durch die Folie gedrückt werden könnte. Mit langsamen, bewussten Bewegungen legt sie die Schlaftablettenpackung wieder in den Schrank zurück und geht die Treppe hinunter.

Draussen regnet es noch immer. Sie setzt sich auf das Sofa. Das Geräusch des Regens ist tröstlich, weil es ihr beim Einschlafen hilft.

EINDHOVEN, 1972 BIS 1988

Es gibt ein Foto von Ben Spiero, Liens Cousin, das bei ihrer Hochzeit 1959 aufgenommen wurde. Es ist das erste Bild, das ich von ihm habe, seit den Babyaufnahmen aus der Pletterijstraat, wo er mit rundem Gesicht, den Daumen im Mund, auf dem Schoss seiner Mutter sitzt, Lien neben ihm in dem karierten Kleid und mit der weissen Schleife im Haar. Auf dem bei der Hochzeit aufgenommenen Foto ist er Mitte zwanzig und sitzt während des Essens am Tisch. Mein Vater ist im Hintergrund zu erkennen, offenbar ins Gespräch mit anderen Gästen vertieft. Der Anblick von Bens Gesicht schockiert mich. Eine hässliche wulstige Narbe verläuft quer über seine Wange, und sein linkes Auge blickt starr, in einem eigenartigen Winkel, verdeckt und blind ins Leere. Die Gesichtsverletzungen waren das Ergebnis eines Motorradunfalls, der sich Jahre nach Kriegsende ereignete. Doch seine Fahrweise hing mit einem Gefühl von Verlassenheit zusammen, das auch Lien verspürte. Wie sie wurde auch er von seinen Eltern dem Widerstand überlassen. Wie sie musste auch er während des Kriegs Schreckliches durchmachen. Kurze Zeit nachdem dieses Foto aufgenommen wurde, gelang es Ben Spiero, sich zu erhängen.

Ein paar Tage lang stand auf Messers Schneide, ob Lien die Überdosis überleben würde. Albert brachte sie schnell ins Krankenhaus, wo sie länger als eine Woche blieb. Dann organisierte er anlässlich ihrer Heimkehr



Ben auf der Hochzeit

eine kleine Party. «Die Traurigkeit ist vorbei», schrieb er auf die Karten, die er an ihren Freundeskreis verschickte. Die Tatsache, dass er es mit diesen Karten wirklich ernst meinte, zeigte vor allem die Distanz zwischen ihnen, nämlich dass es ihm nicht gelungen war, sie zu verstehen, beziehungsweise dass es ihr möglicherweise nicht gelungen war, sich zu erklären.

«Es war, als wäre ich der Ehrengast auf meiner eigenen Beerdigung», sagt Lien.

Die Reaktion von Ma ist das genaue Gegenteil von der Alberts. Sie ist wütend. Tabletten zu schlucken und den Ehemann und die Kinder im Stich zu lassen, ist ein Affront gegen alles, woran sie glaubt. Wie konnte Lien nach den Opfern, die andere ihretwegen auf sich genommen hatten, nur so egoistisch sein? Was für ein Mensch tat so etwas?

Was für ein Mensch? Ja, das ist die Frage. Wer ist sie, wenn man das, was sie umgibt, ausschneidet, den Ehemann, den Wissenschaftler, die Synagoge und die Annehmlichkeiten eines Lebens in Wohlstand? Gehört sie wirklich zu den van Es oder zur Welt der jüdischen Rituale oder zu etwas ganz anderem, das sie erst noch finden muss?

Ihr Selbstmordversuch war ein schrecklicher Fehler, das weiss sie, und sie verspricht ihren älteren Kindern, acht und zwölf Jahre alt, dass sie so etwas nie wieder tun wird. Aber ebenso wenig wird sie zu den Kaffeekränzchen und dem koscheren Kochen zurückkehren oder Fragen unbeantwortet lassen, definitiv nicht.

In den folgenden Jahren arbeitet Lien an ihren Problemen. Sie unterzieht sich verschiedenen Therapien, die erfolglos bleiben, verbringt zum Beispiel viel Zeit mit einer Analyse, bei der der Psychotherapeut auf einem Stuhl hinter ihr sitzt, während sie auf der Couch liegt. Dass sie ihn nicht sehen kann, flösst ihr Angst ein.

«Dieser Mann, der anfing, Sie zu küssen», fragt er, «gehe ich recht in der Annahme, dass er der Mann ist, der Ihnen das Leben gerettet hat?»

Die Psychoanalyse hilft nicht und wird abgebrochen, aber andere Ansätze sind hilfreich. Lien findet Trost in der Meditation, in den buddhistischen Lehren, im Humanismus und in Diskussionen mit neuen Freundesgruppen. Sie fragt sich, was sie sich wirklich vom Leben erhofft. Woran glaubt sie wirklich? Und gibt es historische Muster, aus denen wir lernen können?

Weil Lien ihre Persönlichkeit stärken möchte, beschliesst sie, wieder arbeiten zu gehen. Das ist Albert nicht leicht zu vermitteln. Er sieht nicht ein, warum sich etwas ändern muss, und deshalb kommt es im häuslichen Leben zu Spannungen und Streit um Belangloses. Das ist schwer für die Kinder, die, wie es in solchen Situationen häufig der Fall ist, dazu neigen, sich selbst die Schuld dafür zu geben.

Im Frühjahr 1979 klingelt das Telefon. Pa hat Lungenkrebs. Jahre der Arbeit mit Asbest und jahrelanges starkes Rauchen fordern ihren Tribut, und im Herbst liegt er sterbend im Krankenhaus, sie besucht ihn und sitzt neben seinem Bett. Er ist ganz blass, sein Gesicht hagerer als je zuvor, nun, da der Krebs ihn aufzehrt.

Sie sitzt neben ihm, und sie sprechen von Belanglosigkeiten. Sie waren in all den Jahren seit ihrer Ankunft bei den van Es nur selten allein gewesen.

Lien reicht ihm einen Plastikbecher mit Wasser, den er in die fleckigen Hände nimmt, aber er verschüttet den Inhalt.

Sie sagt nicht «Danke» oder «Ich hab dich lieb» oder «Etwas ist passiert, als du in der Frederikstraat versucht hast, mich zu küssen, als ich zwanzig war, und für mich hat es alles für immer verändert». Über solche Dinge spricht man in dieser Familie nicht. Aber in welcher Familie tut man das?

«Ich komme dich nächste Woche wieder besuchen», erklärt ihm Lien.

«Ja, mach das», sagt er kaum hörbar.

Und dann ruft Ma drei Tage später an, um ihr mitzuteilen, dass Pa gestorben sei.

Wie erwartet fällt eine Woche später ein weißer Briefumschlag mit grauem Rand in den Briefkasten. Das wird die Todesanzeige mit den Angaben zum Begräbnis sein, aber als sie den Brief öffnet, fügt ihr der Text einen Schmerz zu, als hätte man ihr ein Messer in den Bauch gestossen:

*Hendrik van Es
Ehemann von
Jannigje van Es-de Jong*

Dordrecht, 8. November 1906 – Dordrecht, 20. Oktober 1979

*Ali und Gerard Kees und Truus Marianne und Pierre Henk und
Dieuwke Geert Jan und Renée*

Enkel und Urenkel

Sie haben auf der Karte alle Kinder von Pa und ihre Partner aufgelistet, aber Liens Name fehlt. Das ist so unerwartet, dass sie es kaum fassen kann. Ihre Finger fühlen sich schwach an.

Aber es ist kein Irrtum, weit gefehlt. Die Hinweise sind klar: Es wird offizielle Trauerfahrzeuge für Ma und die Kinder geben, während Lien mit den Tanten, Onkeln und anderen Familienmitgliedern fahren muss, die dahinter folgen. Pa war in dem Punkt ganz entschieden: Lien sollte der Welt nicht als sein Kind präsentiert werden.

Albert kann nicht verstehen, weshalb man wegen der Arrangements ein Theater machen sollte. Schliesslich sei sie seine Pflege Tochter gewesen, und das sei etwas anderes, und überhaupt, was spielte es denn für eine Rolle, in welchem Auto man fahre oder ob man auf einer Karte erwähnt werde? Nötigenfalls könne man später darüber diskutieren, jetzt aber sei wohl kaum der richtige Zeitpunkt dafür. Beim Trauerempfang plaudert er ganz ungezwungen mit den anderen Trauergästen und bleibt länger als nötig, während Lien verlegen zwischen den Tischen mit Sandwiches hin und her streift und sich fragt, wann sie wohl gehen kann.

Für Lien ist offenkundig, dass ihre Ehe am Ende ist: Sie hat sich verändert, er dagegen nicht. In dem grossen Haus, das sie gekauft haben, um sich aus dem Weg gehen zu können, vermeiden sie den Kontakt, sie haben verschiedene Tagesabläufe. Sie hatte sich gewünscht, über die grossen Fragen zu diskutieren, andere Leute zu treffen, aber er weicht keinen Millimeter von seinen Gewohnheiten ab. Albert kann nicht ver-

stehen, wieso sie alles so kompliziert machen muss, warum nicht alles so bleiben kann wie am Anfang. Im Jahr 1980 zieht er aus und nimmt sich eine Wohnung in der Nähe, derweil bleibt sie mit ihrem jüngsten Sohn in ihrem Haus, bis ihre schöne Villa, die an einer scharfen v-förmigen Kreuzung zweier Strassen steht, verkauft ist.

Und dann wagt sie im Alter von siebenundvierzig Jahren als frisch geschiedene Frau einen Neustart. Lien ist am Tag ihrer Hochzeit ausgebildete Sozialarbeiterin gewesen, aber erst jetzt, zu Beginn der 1980er-Jahre fängt sie an, Vollzeit zu arbeiten. Sie nimmt eine Anstellung bei den Sozialdiensten von Eindhoven an und kauft sich, sobald die Villa verkauft ist, ein bescheidenes Haus in einem belebteren Stadtviertel. Es steht in einem unter dem Namen «Weisses Dorf» bekannten Wohngebiet, das in den 1930er-Jahren von Willem Dudok entworfen wurde, wo belebte Spielplätze voller Kinder sich zwischen gerundete Art-déco-Terrassen einfügen. Hier kleben die Nachbarn gelbe «Atomkraft? Nein danke!»-Aufkleber an die sonderbaren Bullaugenfenster in den langen, identischen Reihen von Eingangstüren. Dies macht das Ganze zu einer Stilmischung, die sie und Albert immer gemocht hatten und die sie an die Herzlichkeit und das Chaos ihrer Kindheit in Dordrecht erinnert. Ihr Leben hier ist nicht einfach (die Arbeit mit den Familien ist schwierig; ihre heranwachsenden Kinder haben ihre eigenen Probleme), aber dieses Dasein ist etwas, wofür sie sich entschieden hat, und Lien hat zum ersten Mal seit mehr als zehn Jahren das Gefühl, dazuzugehören.

Ein paar Jahre später lässt sie sich auf eine neue Beziehung ein. Seit ihrem Umzug nach Eindhoven kennen sie und ihre Familie den Mann, einen Witwer namens Bernard, der von allen «Ber» genannt wird. Er ist zwar dreissig Jahre älter als sie, wirkt aber jünger. Er sieht noch immer jung aus, trägt seine silberfarbenen Haare nach hinten gekämmt und bis oben zugeknöpfte Hemden ohne Krawatte. Ber, Laienschauspieler und Regisseur, hat eine Leidenschaft für Kunst, Bücher, die Oper und auch

für die grossen Lebensfragen. Was sie an ihm am meisten liebt, ist seine kindliche Begeisterung: Er kann sich stundenlang unterhalten, zum Beispiel über die Figuren in einem Theaterstück. Wenn er in einem modernen deutschen Stück auf der Bühne steht, scheint er die ewige Jugend zu besitzen.

Im Sommer 1987 sind sie und Ber seit vier Jahren ein Paar. Dann wird ihm plötzlich bei der Probe für seine neueste Aufführung (*Hochzeit* von Elias Canetti) schwindlig, und er bekommt Kopfschmerzen: Er leidet an einem Hirntumor und hat nur noch wenige Monate zu leben. Angesichts ihres Altersunterschieds lag es immer nahe, dass sie ihn überleben würde, aber der Einschnitt kommt viel schneller, als Lien gedacht hatte. Als die Ärzte zu dem Schluss kommen, dass nichts mehr zu machen ist, wird Ber in ein Hospiz verlegt, verbringt aber zunächst die Wochenenden zu Hause bei Lien. Doch ab Herbstbeginn erkennt er sie nicht mehr und muss gefüttert werden, Löffel um Löffel, während er mit ausdruckslosem Gesicht im Bett liegt. Viele Freunde kommen ihn besuchen.

Mit den Gedanken bei Ber fährt Lien im August eines Vormittags nach Dordrecht, um Ma zu besuchen. Das Haus, das Ma gemietet hat, ist Teil einer grossen neuen Anlage im Süden der Stadt, eines der vielen grossartigen Bauprojekte, die Pa mit auf den Weg gebracht hat. Algoring Nummer 15 ist ein gelbes Reihenendhaus aus Backstein mit fünf Zimmern, gut gepflegt von der Wohnungsbaugesellschaft und von einem Mann, der sich einmal in der Woche um den Garten kümmert. Ma, Anfang siebzig, ist bei sehr guter Gesundheit und hat immer etwas zu tun aufgrund ihres Interesses an der Politik, ihrer Liebe zu ihren Enkeln und ihrer festen Entschlossenheit, das Haus sauber und in Ordnung zu halten.

Lien hat sich selbst zum Kaffee eingeladen. Sie fühlt sich nie wirklich willkommen, wenn sie anruft, um solche Besuche zu arrangieren, auch wenn Ma mit Liens Kindern herzlich umgeht und auch mit Albert, mit dem sie in Kontakt geblieben ist. Liens Scheidung, über die Ma sehr

enttäuscht war, ist nicht verziehen, aber die vorsichtige Distanz zwischen ihnen bestand schon viel früher. Manchmal fragt Lien sich, was Pa über das Vorkommnis in der Frederikstraat erzählt hat, als sie mehr als ein Jahr lang nicht mehr nach Hause kam. Hatten Liens Fehlen auf der Karte und das Arrangement bei Pas Beerdigungsfeier womöglich etwas damit zu tun?

Als Lien mit ihrem Volvo in die Sackgasse einbiegt und dann in dem Versuch, in einer recht kleinen Lücke zu parken, vor- und zurücksetzt, steht Ma an ihrem grossen Panoramafenster. Schliesslich öffnet Lien die Autotür, holt ihre Tasche und einen Strauss weisser Tulpen heraus und lächelt, während sie mit den Blumen winkend auf den Eingang zusteuert. Ma winkt zurück und nimmt sie an der Haustür in den Arm. In solchen Momenten, wenn sie Gastgeberin ist und Leute in ihrem Haus willkommen heisst, übertrifft sie sich selbst. Die Art und Weise, mit der sie Lien für die Wahl der Tulpen gratuliert, die Art und Weise, mit der sie ihr den Mantel abnimmt und ihn an einen der Haken im Flur hängt, verrät ihre Freude. Im Haus riecht es nach Kaffee und Lavendel. Lien zieht die Schuhe aus und spürt den makellos sauberen blauen Teppich unter ihren Fusssohlen.

«Ich habe den Kaffee gerade aufgesetzt», sagt Ma und geht in die Küche, wo die Maschine leise hustende Geräusche von sich gibt.

«Und ich habe beim Bäcker einen Sahnekuchen besorgt – den machen sie dort gut», fügt sie hinzu, während sie die Tulpen auf der Arbeitsfläche auspackt, die Stiele mit einer Schere kürzt und die Blumen dann in einer Vase arrangiert.

Beim Hantieren atmet Ma etwas schwer.

«Kann ich irgendwie helfen?»

«Du kannst sie auf den Esszimmertisch stellen», antwortet Ma, die sich dem Kühlschrank zuwendet.

Deshalb trägt Lien die Blumenvase zuerst in den Flur und dann in ein langes Zimmer, das dank der grossen Fenster zu beiden Seiten lichtdurchflutet ist. Als sie sich umdreht, sieht sie Ma durch die Durchreiche,

die das Zimmer mit der Küche verbindet. Ma schäumt Milch in einem kleinen Topf auf.

«Ich bin in einer Minute da», ruft Ma, ohne aufzublicken.

Lien schlendert zur Sitzgruppe hinüber. Da stehen zwei recht neue, braune Sofas, ein Glastisch sowie ein zur Sofagarnitur passender Sessel mit ausfahrbarer Beinstütze. An der Wand befindet sich ein eingebautes Bücherregal mit Schränken aus dunklem Holz und Glas. Wie immer geht Lien hinüber und schaut auf die beleuchtete Glasmenagerie aus Igel, Schwänen, Kaninchen, Eulen und Pudeln, die kleine Regenbogen gebrochenen Lichts werfen.

Ma kommt mit einem Tablett herein, auf dem zwei geschnittene Kuchenstücke vom Bäcker auf separaten Tellern stehen: Glänzende, dotterfarbene, runde Aprikosen sind zwischen der Sahnecreme zu erkennen.

Auf die Tassen sind hübsche häusliche Szenen gedruckt, mit rotwangigen Müttern, die Tablett mit Kaffee und Kuchen hereintragen.

Sie sind wie kleine Abbilder von Ma in ihren besten Jahren.

Ma schenkt den Kaffee direkt aus der Kaffeemaschinenkanne ein und löffelt aus dem Topf die aufgeschäumte Milch darauf. In ihre eigene Tasse gibt sie zwei Würfel hellen braunen Zuckers.

Nachdem sie ein paar Bissen des schweren Kuchens gekostet haben, beginnen sie sich über Dordrecht und die Familie zu unterhalten: über die Veränderungen des Busfahrplans, den Umbau von Geert Jans Arbeitsplatz, den Gesundheitszustand ihrer Freunde und darüber wie es Liens Kindern geht. Das Ganze verläuft absolut freundlich, aber Ma ist diejenige, die das Gespräch führt, und Ber wird mit keinem Wort erwähnt.

«Hast du schon Pläne für deinen Geburtstag?», fragt Ma nach kurzem Schweigen.

Gewöhnlich richtet Lien anlässlich ihres Geburtstags ein Mittagessen oder eine kleine Feier aus, an der Ma (die Dordrecht inzwischen nur noch selten verlässt) jedoch häufig nicht teilnimmt.

«Dieses Jahr mache ich gar nichts. Der vierundfünfzigste Geburtstag ist kein besonderer, und jetzt, wo Ber im Hospiz ist, fühlt es sich nicht richtig an», antwortet Lien.

Sie unterhalten sich kurz über andere bevorstehende Geburtstage, bei denen sie einander sehen werden, und dann, nach einer zweiten Tasse Kaffee, ist klar, dass der Besuch zu Ende ist.

Sie umarmen sich, geben sich drei Küsschen, und dann steht Ma wieder an dem grossen Fenster, während Lien das Auto vor- und zurücksetzt, um aus der Parklücke herauszukommen. Sobald sie es geschafft hat, winkt sie noch einmal. Schliesslich jault der Motor auf, als sie rückwärts aus der schmalen Strasse fährt.

In diesem September ist das Wetter angenehm, mit sonnigen Tagen und Temperaturen um die 25 Grad. Vor und direkt nach der Arbeit geht Lien zu Ber ins Hospiz, wo er in einem hochgestellten Krankenbett liegt und plötzlich sehr alt wirkt. Eine Unterhaltung ist unmöglich, deshalb sitzt Lien da, hält seine Hand, blickt in den Garten hinaus und begrüsst Bers Besucher.

Jeden Tag ruft Bers Tochter Miep aus Israel an und erkundigt sich nach dem Zustand ihres Vaters. Als sich die Lage verschlechtert, legt sie eine Woche fest, in der sie herüberfliegen will, um ihn zu besuchen, wohl zum letzten Mal. Lien und sie kommen gut miteinander aus, aber es hat wenig Sinn, dass beide so viele Stunden an seinem Bett sitzen, und ausserdem wird es Miep guttun, ein wenig Zeit allein mit ihrem Vater zu verbringen. Deshalb hat Lien über das Wochenende ein wenig freie Zeit.

Und tatsächlich fügt sich alles gut. Das Wetter ist noch immer traumhaft, deshalb schlägt Lien einer Freundin vor, für ein paar Tage ein Hotelzimmer am Meer zu buchen und gemeinsam Spaziergänge zu unternehmen. Nach den vielen Monaten im Hospiz hat sie eine solche Auszeit dringend nötig.

Und so wandert Lien am 7. September über die Dünen, lässt sich den

Wind ins Gesicht wehen und blickt auf den Van-Speijk-Leuchtturm, der seit 1833 auf den Sanddünen von Egmond aan Zee steht. Seine kupferne Turmspitze leuchtet im Sonnenschein, und als sie näher kommen, können sie die goldene Meerjungfrau an der Windfahne erkennen. Als sie im kleinen Foyer ihres Hotels ankommen, sind beide müde, aber glücklich. Und als sie gerade im Begriff sind, zu ihren Zimmern hinaufzugehen, werden sie von zwei alten Freundinnen mit Jubelrufen begrüsst. Sie sind völlig überrascht.

Eine der Freundinnen ist Esther van Praag, die Schwester ihres Ersatzpflgevaters, jenes Mannes, der mit seiner Frau bereit gewesen wäre, sich um sie zu kümmern, falls Ma oder Pa irgendetwas zugestossen wäre. Esther kennt Lien schon sehr lange, sie ist für sie eigentlich wie eine Art Nichte.

Die andere Frau, die sich beeilt, sie in die Arme zu schliessen, ist Took.

Die weisshaarige, fast achtzig Jahre alte und seit Jahrzehnten verwitwete Took Heroma ist noch immer so lebhaft wie früher. Sie erfüllt Lien mit Staunen, so wie sie es schon getan hatte, als Lien noch ein recht kleines Kind gewesen war. Bei ihr spürt man die Aura einer grossen Persönlichkeit – als ehemalige Parlamentarierin, ehemalige Delegierte bei den Vereinten Nationen, ehemaliges Mitglied des Vorstands der Arbeiterpartei –, aber auch die Intensität der Beziehung, als sie sich bei Lien, die Hände auf deren Schultern gelegt, nach Ber erkundigt.

Die Weingläser stehen bereits auf einem Tisch in der Bar, und sie haben einen Tisch in einem Restaurant reserviert, nur fünf Minuten zu Fuss die Strasse hinunter. Lien ist absolut glücklich; sie unterhalten sich über ihre Lieblingsthemen, das Essen ist hervorragend, und sie lachen, bis ihnen die Luft wegbleibt.

* * *

Im November stirbt Ber. Sein Leben wird mit einer grossen und schönen Beerdigung gefeiert, an der Lien entscheidend mitwirkt. Es herrscht Trauer, aber auch ein Gefühl der Vollendung – ein gut gelebtes Leben und eine erfüllte Pflicht.

Dann wird Anfang des neuen Jahres bei den van Es ein weiterer Geburtstag gefeiert: eine Party in einem Haus in Dordrecht mit Wein und Kindern und Kuchenstücken. Lien kommt an, überreicht der Gastgeberin ihre Blumen und mischt sich unter die Familienmitglieder und Freunde.

Ma ist da, sie sitzt in einem Sessel. Doch irgendetwas stimmt nicht, denn als Lien auf sie zugeht, wirft sie ihr einen finsternen Blick zu und wendet das Gesicht ab. Dennoch nimmt Lien nach einer Weile ihren Mut zusammen und setzt sich auf ein Sofa, das neben dem Sessel steht.

Mas Stimme, die normalerweise so energisch ist, wirkt heute sehr leise.

«Ich möchte nicht mit dir reden», sagt sie und schaut in die Ferne. Die beiden sind einander so nahe, berühren sich fast, aber sie sitzen schweigend da, voneinander und von dem Trubel um sie herum abgeschottet.

«Was ist denn los?», fragt Lien erschrocken.

Es ist offensichtlich, dass Ma das Sprechen schwerfällt.

«Ich halte es eben für sehr verlogen», sagt sie schliesslich mit zusammengebissenen Zähnen. Ihre Worte ergeben kaum einen Sinn. Dann fügt sie hinzu: «Ich habe es von Took erfahren», und Lien versteht nach ein paar Sekunden, dass es um ihr Geburtstagsfest geht, von dem sie Ma gesagt hatte, dass es in diesem Jahr ausfallen würde, das aber von Esther und Took als Überraschung organisiert wurde.

Eine Erklärung ist sinnlos. Ihre Unterlassung, die Party im Nachhinein zu erwähnen, scheint so etwas wie ein Verrat zu sein, und Ma, die das Ganze als Verschwörung betrachtet, glaubt Lien sowieso nichts mehr. Als Lien nicht aufsteht, um sich woandershin zu setzen, erhebt Ma

sich mühevoll und sagt zu einem der anderen Kinder, dass sie nach Hause gebracht werden wolle.

Noch an diesem Abend schreibt Lien einen Brief. Es ist der «schreckliche Brief», den Ma nach erstem Lesen in Stücke reisst. Für Lien ist es ein erklärender Brief: über die Geburtstagsfeier, darüber, wie wichtig Ma für sie sei und wie sehr sie sie liebe, aber auch über ihre gemischten Gefühle Pa gegenüber. Sie erwähnt den Augenblick in der Frederikstraat nicht, als er sie küssen wollte, aber sie schreibt, dass sie Ma immer mehr geliebt habe als ihn. Lien glaubt, dass dieses Schreiben die Situation bereinigen wird, aber solche Briefe sind gefährlich. Briefe wie dieser werden nicht so verstanden, wie sie gedacht sind. Ihre Empfänger picken die für sie verfänglichsten Sätze heraus, und der Rest bleibt völlig unbeachtet.

Wenn ich für einen Augenblick die Perspektive meiner Grossmutter einnehme, kann ich die Quelle ihrer Verärgerung erkennen, aber das soll nicht etwa heissen, dass sie richtig reagiert hat. Sie kannte das Wort «Trauma» nicht. Aus ihrer Sicht war Lien, als sie aus Bennekom zurückkehrte, lediglich ein schwieriges und ziemlich missmutiges Kind. Und später widersprachen Liens Selbstmordversuch und die Scheidung allem, woran Ma glaubte. Sie hielt Lien für masslos. Ausserdem war Ma über den Zustand der modernen Welt betrübt. Und die Tatsache, dass Lien ausgegangen und ausgerechnet mit Took heimlich glücklich gewesen war und einen erklärenden Brief geschrieben hatte, in dem Pa mit Mangel an Respekt behandelt wurde, befeuerte einen Groll, der schon lange geschwelt hatte.

Ich gehe nicht davon aus, dass Ma an Liens Ausschluss von den Berdigungsfestlichkeiten oder an die vielen groben Worte dachte, die sie im Laufe der Jahre zu Lien gesagt hatte.

Am folgenden Tag fällt ein fliederfarbener Umschlag in Liens Briefkasten in der Burghstraat in Eindhoven. Die Adresse ist krakelig geschrie-

ben: «An Frau L. de Jong», und die Briefmarken sind in seltsamen Winkeln aufgeklebt, eine davon verkehrt herum.

Zunächst zögert Lien, mir den Brief zu zeigen. Und als sie ihn mir schliesslich gibt, wendet sie den Blick ab.

Dordrecht, 7.4.88

An Lien,

wie du weisst, schreibe ich nicht gerne Briefe. Sie sind immer Anlass für Missverständnisse. Und ich möchte dich bitten, mich eine Weile nicht mehr anzurufen und so weiter. Das scheint mir angesichts der Situation das Beste zu sein.

Mit den besten Wünschen

Frau v. Es

Das sind die letzten Worte, die Lien von meiner Grossmutter erhielt, die sieben Jahre später starb, ohne dass der Streit beigelegt worden war.

AMSTERDAM, ENDE JANUAR 2015

Ein Streit über eine Geburtstagsfeier ist so trivial vor dem Hintergrund der Geschichte, die die beiden während des Zweiten Weltkriegs zusammenführte. Trotzdem eskaliert der Streit rasch. Ma fordert ihre anderen Kinder auf, den Kontakt mit Lien zu meiden, und erzählt, dass Lien in einem Brief schreckliche Dinge geschrieben habe und dass sie sich nie mehr in einem Raum mit Lien aufhalten werde. Alle Versuche, Ma zum Überdenken zu bewegen, stossen nur auf Verärgerung. Zwar kommen einige von Liens Geschwistern gelegentlich auf sie zu, doch die Verbindung zwischen Lien und dem Rest der Familie ist ab dem Zeitpunkt abgerissen.

Im Juni 1995 erfährt Lien von meiner Mutter, dass Ma gestorben ist. Ungebeten nimmt Lien an der Beisetzung und einem eintönigen Gottesdienst teil, in dem Lien (und genau genommen der ganze Krieg und die Rolle, die Ma darin spielte) ausgespart wird. Sie fühlt sich vollkommen ausgegrenzt.

Aber gibt es vielleicht so etwas wie kreative Zerstörung? Beginnend mit einem Berater an ihrem Arbeitsplatz macht Lien sich an die Arbeit des Wiederaufbaus: lange Therapiestunden, durch die sie ganz allmählich ein ausgewogenes Gefühl für das eigene Selbst entwickelt. Sie geht ins Jüdische Historische Museum und fordert, Informationen über die Todesdaten ihrer Eltern und Details der Umstände ihres Todes zu erfahren. Liens «Zusammenfassung der Geschichte meiner Beziehung zur Fa-

milie van Es», das Dokument, das ich in meinem Hotelzimmer in Dordrecht zuerst gelesen habe, ist ein Ergebnis dieser Zeit.

Wenig später kam es zu einem weiteren Durchbruch. Es war eine Art von Wiedervereinigung, nämlich eine Konferenz für während des Kriegs versteckte Kinder, die im August 1992 mehr als fünfhundert Überlebende in Amsterdam zusammenführte. Drei Tage lang lernten sich diejenigen, die fünfzig Jahre zuvor als Kinder versteckt worden waren, bei Workshops, Vorträgen und Dichterlesungen kennen, durch Fotos, die an Anschlagbrettern befestigt wurden, durch Filme, durch Psychologievorträge und durch zahllose Einzelgespräche. Lien empfand diese Konferenz als Augenblick der Erkenntnis, weil so viele andere dort ebenso wie sie seit Jahrzehnten von dem Gefühl verfolgt wurden, nirgendwo dazuzugehören. Die Organisation, die die Konferenz ausrichtete, die *Stichting Joods Maatschappelijk* (Stiftung für Jüdische Sozialarbeit), brachte für die Teilnehmer eine Zeitung heraus, damit sie ihre Geschichten erzählen und festhalten und auf die der anderen reagieren konnten. Als Kinder, die in Isolation aufgewachsen waren, empfanden fast alle, dass ihre Geschichten zu erzählen etwas war, das ihnen gefehlt und wonach sie sich gesehnt hatten.

Ed van Thijn, der Bürgermeister von Amsterdam, der selbst als Kind im Krieg untergetaucht war, eröffnete die Konferenz mit diesem Thema der «nicht erzählten Geschichte». Obwohl er kein Problem mit öffentlichen Reden habe, einschliesslich öffentlicher Reden über den Holocaust, sei er, wie er den Zuhörern bei seiner Eröffnungsansprache mitteilte, bei dem Gedanken in Panik geraten, vor ihnen über Persönliches sprechen zu müssen. «Noch gestern», erklärte er den 500 ehemals Versteckten, «wusste ich nicht, was ich sagen soll beziehungsweise kann.» Erst in letzter Minute sei ihm in den Sinn gekommen, dass von sich selbst zu sprechen als im Krieg verstecktes Kind schon fast definitionsgemäss ein Ding der Unmöglichkeit sei:

Mit wem hätten wir sprechen sollen? Wer war wirklich in der Lage, sich unsere Geschichte anzuhören? Das Verstecken hat unser Leben bestimmt, aber wir – zumindest die meisten von uns – haben unser ganzes Leben lang verzweifelt versucht, das von uns zu schieben.

Lien weinte, als sie das hörte, wie fast alle anderen im Saal.

Die Konferenz für die verborgenen Kriegskinder war, im Nachhinein gesehen, die erste Phase ihres Umzugs nach Amsterdam gewesen, wo sie heute ihrer Meinung nach endlich ihren Platz gefunden hat. Sie ist mit der *Stichting Joods Maat sch appelijk* Werk in Kontakt geblieben, die für die etwa 30 000 noch immer in den Niederlanden lebenden Juden, von denen die meisten in Amsterdam wohnen, eine Zeitschrift herausgibt und nichtreligiöse Reisen und kleine Zusammenkünfte organisiert. Lien sitzt mir gegenüber zufrieden auf dem Sessel, den sie mit Albert vor so vielen Jahren in dem schicken Amsterdamer Möbelgeschäft gekauft hat.

«Nach den vielen Therapien und den durchweinten Nächten war es für mich endlich vorbei. Ich kann jetzt ohne Emotionen darüber sprechen, auch wenn das vielleicht seltsam klingen mag. Im Buddhismus gibt es ein Konzept von Wellen in der Geschichte, von denen die Menschen mitgeschleppt werden. Man erkennt, dass man nicht alles unter Kontrolle hat und dass man in der Wahrnehmung dieser grösseren Strömungen Frieden findet.»

Über ihre grossen Worte ein wenig verlegen, umklammert sie ihre Teetasse.

«Jedenfalls», fährt sie fort, «hat sich für mich alles verändert, als ich das, was mir zugestossen ist, in eine grössere Struktur einordnen konnte. Ich konnte Entscheidungen treffen, wie zum Beispiel die, hier in Amsterdam zu leben.»

Ich habe die Magie der Stadt an diesem Morgen noch vor Augen: ihre Türme, Brücken und die Häuserreihen mit den steilen Giebeln, die im kalten Januarlicht auf dem Wasser widerschimmern. Die selbst in ih-

rem Zentrum recht ruhige Stadt scheint ein Ort zu sein, der mit sich im Reinen ist.

Lien zog von ihrem schönen, weiss getünchten Haus in Eindhoven zunächst in ein verwehrtes Arbeiterhäuschen in De Pijp, einem bei jungen Leuten beliebten Viertel, das für seinen Strassenmarkt, seine Cafés und seine rebellische, alternative Atmosphäre bekannt ist. Ihre Freunde machten sich Sorgen um sie, aber Lien war glücklich. Sie kaufte sich ein Opernabonnement, besuchte Kunstgalerien, hörte Vorträge über den Buddhismus, begann zu meditieren und Yoga zu machen und lernte viele neue Leute kennen. Dann hörte sie nach fünfzehn Jahren von einem Freundeskreis, dem viele Künstler und Sozialarbeiter angehörten, der plante, im Ruhestand zusammen zu wohnen. Es war für sie noch ein bisschen früh, aber die Gelegenheit war so perfekt, dass sie sich erkundigte, ob sie sich ihnen anschliessen dürfe. Und in diesem Apartmentblock unterhalten wir uns gerade.

Lien stellt ihre Tasse auf den Tisch und schenkt Pfefferminztee nach.

«Erst dann – ich kann mir Daten nicht gut merken, aber es muss nach 2003 gewesen sein – fühlte ich mich bereit, mich Auschwitz zu stellen. Bis dahin hatte ich grosse Angst davor. Ich dachte: Das kann ich nicht. Ich fürchtete, dass etwas gesagt werden könnte, was mich verletzen würde, wenn ich mit einer nichtjüdischen Gruppe hinfahre. Wenn ich hingegen mit anderen Juden hinreiste, würde ich der Spur des kollektiven Traumas folgen, und das wollte ich auch nicht, deshalb habe ich es einfach nie gewagt. Aber ich hörte von einem buddhistischen Lehrer, der mit anderen für eine Woche nach Auschwitz fuhr, um zu beten und zu meditieren, wobei man Persönliches sagen durfte, und das fühlte sich für mich richtig an. Sie haben ein Video davon gemacht. Sollen wir es uns zusammen anschauen?»

Und so sitzen wir wenige Augenblicke später wieder an ihrem Schreibtisch und blicken auf ihren Computer. Genau so hatten wir uns ihre Aussage vor der *Shoah Foundation* angesehen. Doch die Lien in

dieser Aufnahme ist der, die neben mir sitzt, altersmässig viel näher. Und im Gegensatz zum letzten Mal ist Lien heute mit den Bildern zufrieden, die vor uns auf dem Bildschirm ablaufen.

«Ich habe es als positive Erfahrung empfunden. Mir wurde so viel Zeit gelassen, wie ich brauchte. Die Leute haben geweint. Und das mit Respekt», erklärt sie, als der Film beginnt.

Dort, vor dem Tor zur Hölle, zwischen eingestürzten Mauern und Reihen verrosteten Stacheldrahts, steht Lien mit vor Kälte bläulichblasser Haut. Das Video ist mit scharfer, abschreckender und disharmonischer Musik, die irgendwie menschlich klingt, und einer Stimme aus dem Off unterlegt, die Fakten darüber nennt, was in dieser «Todesfabrik» geschah. Die buddhistische Gruppe verbrachte viele lange Tage zusammen bei ihren Mahnwachen. Sie blieben eine Woche lang dort, schliefen in einer Art Jugendherberge, sassen und standen stundenlang auf den Gleisen, in den Baracken und sogar in den Gaskammern.

Auf der DVD verändert sich der Schauplatz, und die Kamera macht einen Schwenk, um fensterlose Betonräume zu zeigen, die lediglich von ein paar Kerzen erhellt werden. Darin kauern Menschen und starren in die Ferne oder flüstern mit fest geschlossenen Augen Gebete. Nach der Hälfte kommt der Punkt, an dem Lien an der Reihe ist, die Ansprache der Mahnwache zu halten. Sie steht im Dämmerlicht der ehemaligen Frauenbaracken, ein grosser Kreis Menschen um sie herum, und spricht auf Englisch, unterbrochen von vielen Pausen, und hin und wieder versagt ihr die Stimme. Das sind die genauen Worte, einschliesslich der kleinen grammatischen Fehler, die Lien spricht:

Als ich acht Jahre alt war, hat man mich versteckt, und ich habe mich von meinem Vater und meiner Mutter verabschiedet und dachte, es sei nur für ein paar Wochen.

Aber es ging weiter und weiter und nahm kein Ende, und ich habe sie nie mehr wieder gesehen.

Mein Vater war Charles de Jong, und er starb in Auschwitz und er war siebenunddreissig

Meine Mutter war Catharine Spiero und sie starb zusammen mit ihrer Mutter, Sara Verveer. Meine Mutter starb mit neunundzwanzig und meine – meine Grossmutter mit sechsundfünfzig Die Eltern meines Vaters waren David de Jong, er wurde achtundfünfzig und starb zusammen mit seiner Frau, Hesseline Lion, und sie wurde siebenundfünfzig

Mein Vater hatte eine Schwester, sie wurde neununddreissig, und sie starb am gleichen Tag wie ihre Kinder: Serina Mozes und David Mozes. Serina war meine Lieblingscousine, und sie wurde fünfzehn, und David war nur drei Monate älter als ich. Ich habe immer mit ihm zusammen gespielt, und er wurde neun.

Und sie sind alle in Auschwitz gestorben.

Ihr Vater starb in Sobibor. Er wurde vierundvierzig.

Der Bruder meiner Mutter wurde vierundvierzig und starb in Auschwitz.

Ein anderer Bruder war zweiunddreissig, und er starb mitten in Europa, und seine Frau war sechsunddreissig und starb in Auschwitz. Und ihre Kinder – und ihre Kinder Nico und Robbie starben im Alter von vier und drei Jahren, und der Älteste wurde –, lebte – nach dem Krieg, aber er erhängte sich nach dem Krieg

Und dann gab es eine Schwester meiner Mutter, und sie wurde siebenundzwanzig und starb in Auschwitz.

Euch will ich das sagen. Ich habe sie mein ganzes Leben lang vermisst.»

Danach herrscht Schweigen, und leises Weinen ist zu hören. An Liens lange Namensliste schliessen sich noch weitere der anderen Teilnehmer an.

Frieda Singer, Mordecai Singer, Golda Singer, Moshe Singer...

Wir sitzen eine Weile da und schweigen. «Es ist schön», sage ich schliesslich, « wie du ihre Namen nennst.»

Lien nickt.

«Ich war damit sehr zufrieden», sagt sie.

Die folgende Nacht verbringe ich bei Freunden in Leiden. Die erste Phase meiner Recherchen für mein Buch über Lien ist jetzt abgeschlossen. Am nächsten Vormittag überprüfe ich noch ein paar letzte Verweise in der Universitätsbibliothek und mache Pläne, später im Jahr wiederzukommen. Als wir diese Reise im Dezember verabredeten, sagte mir Lien, dass sie am letzten Tag meines Besuchs bereits verplant sei. Bis gestern Vormittag erklärte sie nicht, was sie genau vorhatte, weil sie vielleicht ein wenig verlegen war, etwas so Intimes und Intensives zu beschreiben wie die buddhistische Diskussionsgruppe, die sie in ihrer Wohnung erwartete. Doch gestern Abend erzählte sie mir davon und wie wichtig diese Sitzungen jetzt in ihrem Leben seien. Lien schlug vor, dass wir zusammen zu Mittag essen könnten. Das buddhistische Treffen würde erst um 14 Uhr 30 beginnen. Bevor die Mitglieder der Gruppe ankämen, könne ich mich in den vorderen Teil der Wohnung zurückziehen, der durch Glastüren vom Wohnzimmerbereich abgetrennt werden kann. Ich könne dort sitzen und arbeiten, bis ich um etwa 16 Uhr losfahren müsse, um meinen Flug zu bekommen.

Und so sitzen wir als Freunde beim Mittagessen ein letztes Mal für eine Weile zusammen, während die Sonnenstrahlen durch die kunstvollen Buntglasmotive in den Fenstern hereinfallen. Und dann, die Gruppe wird bald eintrudeln, schliesst Lien die Glastüren. So kann ich mich, sobald die Sitzung begonnen hat, zur Seitentür hinausschleichen, ohne die Leute auf der anderen Seite der Glastür zu stören. Wir verabschieden uns voneinander. Ich umarme sie. Wir sagen: «Bis Ostern» – dann werde ich für einen weiteren Recherchetrip wiederkommen, und schon früher sehen wir uns über Skype.

Anschliessend macht Lien sich daran, das Zimmer herzurichten, und ich setze mich an ihren Schreibtisch. Es scheint mir eine gute Idee zu sein, Kopien aller Interviews, Fotos und Dokumente anzufertigen, die ich zusammengetragen habe. Ich werde sie sicherheitshalber auf ihrem Computer und mehreren USB-Sticks speichern. Und so sitze ich da und übertrage die Dateien. Kurz darauf huschen die ersten Mitglieder der Gruppe am Fenster vorbei, klingeln und gehen durch den Flur direkt ins vordere Zimmer, nachdem Lien ihnen aufgemacht hat.

Als alle Kopien gemacht sind, lege ich einen USB-Stick auf Liens Schreibtisch, stecke einen zweiten in meine Tasche und einen dritten in meinen Koffer. Die Erinnerungen, die ich gesammelt habe, kommen mir jetzt wie mein kostbarster Besitz vor. Ich überprüfe noch einmal mein Ticket und vergewissere mich, dass ich meinen Pass griffbereit habe. Es ist Zeit zu gehen. Bevor ich die Wohnung verlasse, trete ich kurz an die Glastür, die die Wohnung jetzt unterteilt, um Blickkontakt mit Lien aufzunehmen und ihr kurz zuzuwinken. Sie sitzt bei den anderen und lächelt, als sie mich sieht. Dann überlegt sie es sich plötzlich anders, steht auf, tritt näher und macht die Tür auf. Die Glasflügel öffnen sich, und sie bittet mich herein.

Lien wendet sich an die Menschen um sie herum. «Das ist mein Neffe Bart», sagt sie, «er wird mein Buch schreiben.»

EPILOG

JULI 2017

«Ohne Familien gibt es keine Geschichten.»

Als ich diese Worte vor knapp drei Jahren zum ersten Mal hörte, wusste ich wenig über die Geschichte meiner Familie während des Krieges und so gut wie gar nichts über Lien. Und ich verstand noch weniger von meiner Beziehung zu meinen eigenen Kindern, insbesondere zu Josie, über deren Probleme zu sprechen oder nachzudenken mir schwerfiel. Lien kennenzulernen hat mich verändert. Es hat mich nachdenklicher und offener gemacht. Zum ersten Mal habe ich den Eindruck, das Innere eines anderen Menschen von frühester Kindheit an zu kennen. Ausserdem habe ich mich selbst in einem anderen Menschen wiedererkannt, nämlich in meiner Grossmutter. Nicht in ihrem Mut natürlich, aber in einigen ihrer Fehler.

Dass Lien mich im Januar 2015 der buddhistischen Gruppe als «Neffen» vorstellte, bestätigte etwas Besonderes, nämlich die Heilung einer Verletzung. Das ist keineswegs mein Verdienst. Lien selbst hat die Heilung erreicht. Trotzdem haben sich unsere Treffen als der Beginn einer Reihe von neuen Beziehungen entpuppt. Inzwischen habe ich Liens Kinder kennengelernt und sie meine. Im vergangenen Sommer hat Lien uns in Oxford besucht, wo sie im Haus meiner Eltern wohnte und meinen Vater zum ersten Mal seit vielen Jahren wiedertraf.

Lien und ich begegnen uns jetzt als Freunde und halten einander über Neuigkeiten auf dem Laufenden. Während ihres Besuchs in Oxford erwähnte Lien meiner Frau gegenüber, mit der sie sofort eine gute Beziehung aufbaute, zum ersten Mal, dass sie sich mit jemandem treffe, mit einem Mann, der nett zu sein schien. Es handelte sich aber nicht um eine neue Bekanntschaft. Ich hatte sein Gesicht in Wahrheit schon am allerersten Tag, damals im Dezember 2014, als ich mich zum ersten Mal mit Lien traf, auf einem Foto gesehen.

Damals war es nur ein Foto von vielen gewesen: das Schulfoto, das 1939 in Den Haag aufgenommen worden war und auf dem die mit einem Latzrock bekleidete Lien mit einem anderen kleinen Mädchen auf einer Schulbank sitzt, zwei kleine Jungen, die Krawatten tragen, zu ihrer Rechten.

Wie ich später erfuhr, erhielt sie das Foto, als sie zwanzig Jahre alt war und in einem Weihnachtsstück an der Middeloo auftrat, wo sie ihre erste Ausbildungsphase zur sozialpädagogischen Pflegekraft absolvierte. Nach der Vorstellung trat eine Dame, die unter den Zuschauern gewesen war, auf die Bühne.

«Ich glaube, ich kenne Sie. Sind Sie zufällig Lientje de Jong?», fragte sie.

Lien antwortete verduzt, ja, das sei sie.

Die Frau kannte sie aus Den Haag. Lien und der Sohn der Frau, Jaap, waren zusammen in die Grundschule gegangen.

«Ich habe noch immer ein Foto von Ihnen», sagte sie, «von Ihnen und Jaap, als Sie beide fünf waren.»

Jaap van der Ham besuchte inzwischen ebenfalls die Middeloo, er machte sogar die gleiche Ausbildung wie Lien. Sie kannten sich, aber keiner der beiden erinnerte sich, dass sie einmal Klassenkameraden und sogar Freunde gewesen waren. Ein paar Tage später schickte Jaaps Mutter Lien einen Abzug des Fotos und wies daraufhin, dass ihr Sohn der Junge ganz links mit dem ordentlichen Seitenscheitel, der kurzen Hose und den langen, gestreiften Strümpfen sei.

Zu jenem Zeitpunkt in ihrem Leben war Lien nicht gut darin, Fragen zu stellen: Sie fürchtete sich davor, sich mit der Vergangenheit zu befassen. Und obwohl sie und Jaap in verschiedenen Kreisen verkehrten, unterhielten sie sich ein paarmal über ihre gemeinsame Kindheit in Den Haag. Es stellte sich heraus, dass sie noch zwei weitere Jahre lang Klassenkameraden gewesen waren, nachdem dieses Foto aufgenommen worden war. Dann hatte Lien 1941 die jüdische Schule besuchen müssen. Jaap musste die Schule nicht wechseln: Sein Vater war Jude, seine Mutter jedoch nicht. Aus diesem Grund war Jaap im März 1943, zu der Zeit, als Lien bereits seit über einem halben Jahr in Dordrecht versteckt wurde, bei seiner Mutter zu Hause, während sein Vater nach Polen deportiert wurde, von wo er nie mehr zurückkehrte.

Lien bewahrte das Foto, das Frau van der Ham ihr geschickt hatte, auf und fügte es den wenigen Bildern hinzu, die sie von ihren Eltern besass. Abgesehen davon war die Beziehung zu Jaap distanziert. Er hatte eine feste Freundin, mit der er sich bald verlobte, und obwohl er nett und charmant war, verloren er und Lien sich aus den Augen, als der Kurs an der Middeloo zu Ende war.

Als Lien und ich uns im Dezember 2014 trafen, war das Foto von ihr als kleines Mädchen auf der Schulbank mit Jaap auf der einen Seite lediglich ein Erinnerungsstück wie viele andere. Doch im Oktober des darauffolgenden Jahres erhielt sie einen Brief von einigen ihrer ehemaligen Mitschüler der Middeloo, in dem ein Ehemaligentreffen vorgeschlagen wurde. Jaap war einer der Organisatoren. Obwohl Lien sich gegen eine Teilnahme entschied, antwortete sie ihm und fragte, wie es ihm gehe. Schliesslich hatten sie sich seltsamerweise schon als Kinder in der Grundschule gekannt. Ihre Frage führte zum Austausch von E-Mails und dann zu zwei Treffen, das erste in Amsterdam und das zweite in dem Dorf Velp nahe Arnheim, in dem Jaap inzwischen wohnte.



An einem schönen Vormittag im Mai 2016 kommt Lien mit dem Zug aus Amsterdam am Hauptbahnhof von Den Haag an. Sie trifft sich nun zum dritten Mal mit Jaap. Als sie sich das letzte Mal in Velp gesehen haben, haben sie sich über ihre frühen gemeinsamen Jahre unterhalten und sind auf die jüdische Schule zu sprechen gekommen, und Lien sagte, sie würde sie gerne einmal besuchen. Jaap, der bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr in Den Haag gelebt hatte, wusste noch, wo sie einst stand. Inzwischen wurde an der Stelle ein Denkmal errichtet.

Er wartet in der hohen Bahnhofshalle. Obwohl er ein bisschen korpulent geworden ist und einen Gehstock braucht, hat er noch immer etwas von dem einstigen Schuljungen an sich. Er trägt eine Schiebermütze, und die Streifen auf seinem Hemd und seinem Jackett passen überhaupt nicht zusammen, worüber Lien schmunzeln muss. Er hat etwas Freundliches, eine Liebenswürdigkeit an sich, als er ihr entgegenkommt und sie umarmt.

Schon bald darauf sitzen sie auf einer Terrasse in der Frühlingssonne, trinken Kaffee und planen ihre Route. Lien würde gerne zuerst an ihrem alten Zuhause in der Pletterijstraat vorbeigehen, das nur eine kurze Strecke von ihrer Grundschule entfernt war. Von dort können sie zu der Gedenkstelle gehen und anschliessend zu Mittag essen. Sie haben schliesslich den ganzen Tag für diesen Rundgang.

Und so stehen sie eine Stunde später in dem Torbogen aus rotem Backstein vor der Tür des Hauses Pletterijstraat Nummer 31. Rechts sind die Betonstufen mit dem Metallgeländer, die zum Treppenabsatz hinaufführen, wo sich die Türen der Nummern 27 und 29 befinden.



Jaap und Lien 2017

Es war auf diesem Treppenabsatz, auf dem sie gewöhnlich mit Lilly sass und die Beine herunterbaumeln liess, die Nase gegen das Schmiedeeisen gedrückt. Und hier in der Halle stellte ihre Mutter immer ihr Fahrrad ab. Sie war diese Treppe hinuntergerannt, um Mamma zu fragen, ob sie das Geheimnis weitererzählen dürfe, dass sie für eine Weile woanders wohnen würde. Lien und Jaap stehen schweigend da, nehmen den Anblick in sich auf.

Das Gelände, auf dem einst ihre Grundschule stand, ist jetzt mit einem Wohnblock bebaut, aus dunklem Backstein und ziemlich brutal, zwölf Stockwerke hoch. Sie schauen als Dreiundachtzigjährige zu dem Block hinauf und fühlen sich zwergenhafter als damals, als sie kleine Kinder waren und vor der Schule standen.

Es fühlt sich richtig an, mit Jaap hier zu sein.

Sie unterhalten sich, während sie am Kanal entlang zum Stadtzentrum gehen und der Verkehr neben ihnen vorbeirauscht, dessen Lärm von den schmutzigen Fenstern heruntergekommener Geschäfte widerhallt. Sie müssen nicht über das grosse Thema Vergangenheit sprechen, um einander zu verstehen. Die Unterhaltung wechselt von einem Thema zum anderen: ein Konzert, das sie gemeinsam besuchen könnten; ein Lied, an das sie sich erinnern, das sie in der Grundschule gesungen haben; Jaaps Pläne, den Urlaub mit seinem Sohn in Israel zu verbringen; eine Skulpturenausstellung im Juli hier in Den Haag. Sie bleiben immer wieder stehen, und Jaap erzählt ihr, welche Gebäude früher an den Stellen gestanden haben, an denen sich jetzt Hotels und Bürogebäude mit Spiegelglasfronten erheben, die in der Sonne glänzen: die alte Bäckerei, der Gemüsehändler und der Eisenwarenladen von Liens Onkel.

Und dann haben sie sie erreicht: die Stelle, wo einst die jüdische Schule stand. Inzwischen ist es ein schöner Platz mit modernen Wohnblocks, davor eine gepflasterte, mit Ahornbäumen bepflanzte Fussgängerzone. Vor einem Sushi-Restaurant stehen Tischreihen unter Sonnenschirmen, und auf einer Seite befinden sich die imposanten Mauern und

der Garten einer Kirche aus dem 17. Jahrhundert. Das ganze Durcheinander baufälliger Gebäude, die hier standen, als sie Kinder waren, ist verschwunden. Jaap stützt sich für einen Augenblick auf seinen Gehstock und betrachtet die Szene.

Das Denkmal ist nicht auffällig, aber sie finden es unter einem der Ahornbäume: ein Gewirr glänzender Edelstahlrohre in Form einer kleinen Gruppe von Stühlen. Als die beiden darauf zugehen, erkennen sie, dass es sechs Stühle sind, in unterschiedlicher Höhe, mit Querstreben wie Leitern. Ein Fahrrad ist an den nächststehenden Stuhl gelehnt, und ein dunkelhaariges Mädchen klettert gerade mit ernstem Gesicht auf den Stuhl in der Mitte, entschlossen, nicht herunterzufallen. Aus geringer Distanz schaut ihr eine Frau zu und lächelt aufmunternd.

Das Denkmal an der Stelle der ehemaligen jüdischen Schule ist als Klettergerüst entworfen und passt zum Trubel auf dem Platz. Nur wenn man genau hinsieht, erkennt man, dass Namen und Altersangaben in die Stahlrohre eingraviert sind. Es sind die Namen von vierhundert ermordeten Kindern.

Nach ihrem Besuch der Gedenkstelle für die ehemalige jüdische Schule in Den Haag treffen sich Jaap und Lien immer öfter. Im vergangenen Sommer haben sie zusammen Urlaub in Spanien gemacht und sind jetzt ein Paar. Sie verbringen die Zeit zum Teil in Amsterdam, zum Teil im Dorf Velp. Sie genießen ausgedehnte Spaziergänge, Museumsbesuche, Musik und gemeinsame Unternehmungen mit ihren Kindern und Enkeln, manchmal zusammen als Gruppe. Inzwischen hoch in den Achtzigern, wissen sie, dass es nicht ewig so weitergehen wird, aber sie sind glücklich. Lien fühlt sich mit der Welt um sie herum verbunden. Sie fühlt sich ganz.

DANKSAGUNG

Von Anfang an war dieses Buch eine Gemeinschaftsarbeit. Der 21. Dezember 2014 war der erste von vielen Tagen, die Lien und ich miteinander verbracht haben, während dieses Buch langsam Gestalt annahm. Auf Stunden aufgezeichneter Gespräche folgten Stunden gemeinsamer Spaziergänge, gemeinsame Mahlzeiten, Skype-Telefonate und ein reger E-Mail-Wechsel, um die verschiedenen Textfassungen zu diskutieren. Liens Vertrauen, ihre Ehrlichkeit und Weisheit sind die Grundlage für *Das Mädchen mit dem Poesiealbum*. Unsere Freundschaft werde ich immer wertschätzen.

Dieses Buch ist eines über Familien, und es freut mich, mich nach allen Seiten hin bei ihnen bedanken zu können. Liens Kinder – Daan, Batja und Arjeh – waren sehr grosszügig mit ihrer Zeit und ihren Erinnerungen. Dass ich sie kennenlernen durfte, war eine der vielen wertvollen Folgen dieses Buchs. Ihr Vater, Albert Gomes de Mesquita, hat die Kapitel, die seine Ehe und seine Erfahrungen während des Kriegs beschreiben, gelesen und mir Feedback dazu gegeben. Er sagte mir, dass er nicht besonders gut wegkomme in dieser Geschichte, aber ich hoffe – und glaube –, dass er sich darin täuscht.

Meiner Mutter, Dieuwke, habe ich es zu verdanken, dass ich überhaupt Kontakt zu Lien aufnehmen konnte. Von Anfang an war sie besorgt darüber, dass sich jemand von meinem Projekt angegriffen fühlen könnte oder dass es dem Ruf unserer Familie schaden könnte – dennoch

half sie mir. Das Gleiche gilt für meinen Vater, Henk, der mir so viel von seiner Kindheit erzählte und der so zu einer wichtigen Quelle für meinen Bericht wurde. Ich bin dankbar für ihre Offenheit und bin mir, wie in Bezug auf Albert, sicher, dass dieses Buch in seiner Gänze Verständnis erzeugen wird für die Menschen in Liens Leben, anstatt sie vorschnell zu verurteilen.

Mein Bruder Joost, seine Frau Sally und ihre Kinder haben grosses Interesse an diesem Buch gezeigt. Mein Onkel, Geert Jan, liess mich das Tagebuch seiner Mutter lesen, das meine Tante Greta netterweise abtippte, damit ich es benutzen konnte. Andere Verwandte wollten nicht involviert werden, und ich respektiere diesen Wunsch.

Jaap van der Ham half mir beim Schreiben des Epilogs.

Meine Verwandtschaft mütterlicherseits war unglaublich grosszügig. Sabrina Meurs und Jan Willem Koekebakker tauchen in dieser Geschichte nur kurz auf, dennoch haben sie durch ihre Freundschaft, ihr Wissen und ihre Taten mehr zu diesem Buch beigetragen, als ich je schreiben könnte. Dankbar bin ich auch Corinne Meurs, Rob van Lümmel, Steven van Lümmel und Annemargreet Meurs, die mir Unterkunft boten und mich mit Essen versorgten und die sich immer sicher waren, dass mein Projekt ein wichtiges ist.

Darüber hinaus waren auch meine Freunde eine grosse Inspiration. Marianne Reijnhoudt, Frank Pot, Rajika Pot und Eric van Noort, die mich auf meinen zahlreichen Recherchereisen aufnahmen und mit Essen eindeckten. Es war mir eine besondere Freude, sie an der Entstehung dieses Buchs teilhaben zu lassen. So viele andere öffneten mir auf meinen Reisen ihre Türen: Wout de Bond, Corrie Verhoef-de Bond, Marianne van der Top, Sascha und Ruud van Gageldonk, um nur einige zu nennen.

Experten auf dem Feld waren aussergewöhnlich hilfsbereit. Ad van Liempt, dessen viele Bücher ich wieder und wieder gelesen habe, nahm sich die Zeit, mich zu treffen und mir das Nationalarchiv in Den Haag zu erklären. Gert van Engelen tat dasselbe für Dordrecht, Kees Heitink

und Ad Nooij gewährten mir Zugang zu Quellen über Bennekom. Dieses Buch hat weder Fussnoten noch eine Bibliografie, und doch ist es natürlich zu einem Grossteil die Forschung anderer, die seine Entstehung ermöglichte. In einer Danksagung kann man nicht jeden, bei dem man in der Schuld steht, ausreichend anerkennen, dennoch möchte ich anmerken, wie sehr ich angewiesen war auf die Arbeit von Bert Jan Flim (der sehr umfangreich über die Rettung jüdischer Kinder im Zweiten Weltkrieg in den Niederlanden publiziert hat) und J.C.H. Blom, auf die Arbeit Dienke Hondius' und Chris van der Heijdens (besonders über die Erfahrungen von Juden nach Kriegsende).

Die Mitarbeiter zahlreicher Büchereien und anderer Einrichtungen haben mir geholfen; namentlich das Niederländische Nationalarchiv; die Universitätsbibliothek Leiden; das NIOD, Institut für Kriegs-, Holocaust- und Genozidstudien, in Amsterdam; die Bibliothek von Den Haag; die Stadtbibliothek Dordrecht; das Jüdische Historische Museum in Amsterdam; das Museum des Widerstands in Amsterdam; das Museum 1940-1945 in Dordrecht; und die *Shoah Foundation* der University of Southern California, USA.

Im Januar 2015 habe ich angefangen, dieses Buch zu schreiben. Von Anfang an war mein guter Freund Tore Rem sehr wichtig. Seine Anmerkungen zu den verschiedenen Fassungen und unsere Gespräche über den Text haben mir das Selbstvertrauen gegeben, weiterzuschreiben.

All meine Kollegen in Oxford haben mich in meinem Vorhaben bekräftigt. Dass ich überhaupt damit anfang, meine Gespräche mit Lien aufzuzeichnen, ist Peter McDonald (St. Hugh's College) zu verdanken, mit dem ich beim Squashspielen häufig über dieses Buch sprach. Andrew Kahn, Louise Fawcett, Justine Pila, Marc Mulholland, Adam Smythe, Lorna Hutson, Sophie Ratcliffe, Peter McCullough, Paulina Kewes und Catherina Clarke (Felicity Bryan Associates) standen mir mit Bestätigung und Ratschlägen zur Seite. Meine Kolleginnen und Kolle-

gen am English Department von St. Catherine – Kirsten Shepherd-Barr, Jeremy Dimmick, David Womersley und Ben Morgan – und natürlich der Master, Roger Ainsworth, haben dieses Projekt sehr genau verfolgt. Dasselbe gilt auch für Kollegen und Kolleginnen an anderen Universitäten, u. a. Tiffany Stern, Andrew Hadfield, Douglas Bruster, Lukas Erne, Patrick Cheney, Michael Suarez und Indira Ghose.

Dank eines Ratschlags von James Atlee und einer meiner ehemaligen Studentinnen, Katherine Rundell, habe ich im August 2015 eine Arbeitsfassung der ersten neun Kapitel an die literarische Agentur Rogers, Coleridge & White gesandt, wo sie, über Peter Straus, an David Miller gelangten. David hat, mehr als jeder andere, dazu beigetragen, der Arbeit bis zu diesem Punkt eine neue Form zu geben. In einer langen Serie von nächtlichen Telefongesprächen, von Gesprächen in Pubs und Restaurants spornte er mich dazu an, innovativer zu sein, was Inhalt und Form dieses Buchs betraf. Es war ein Schock für mich, als David, ungefähr ein Jahr nachdem ich ihn getroffen hatte, im Alter von nur fünfzig Jahren starb. Doch sein Ehrgeiz und seine Leidenschaft, seine klugen Anmerkungen und seine tiefgehenden Fragen, seine schiere Freude am literarischen Text werden lebenslang bei mir bleiben.

David machte mich mit der Verlagswelt bekannt, wo eine ganze Menge Leute mir halfen. Von diesen möchte ich Martijn David, Philip Gwyn Jones, Lisa Highton, Arabella Pike, Ravi Mirchandani, Alan Samson und Neil Beiton danken, die alle Interesse an diesem Buch gezeigt und mir mit Rat zur Seite gestanden haben. Bei Rogers, Coleridge & White möchte ich mich bei Melanie Jackson, Laurence Laluyaux und Stephen Edwards für ihre Unterstützung bedanken, ausserdem bei Katharina Volckmer, Federica Leonardis, Matthew Marland, Miriam Tobin und Rosie Price. Am allerwichtigsten: Ich möchte mich bei Zoë Waldie bedanken, die nach Davids Tod meine Agentin wurde. Ihre Stärke,

Freundlichkeit, ihr Verständnis und Enthusiasmus waren unheimlich wichtig für mich beim Schreiben, Überarbeiten und während der Produktion dieses Buchs. Sie hat einiges gut bei mir.

Überarbeiten und Lektoriertwerden waren aufregende Prozesse. Meine Verlage (Juliet Annan von Penguin UK, Scott Moyers von Penguin USA und Haye Koningsveld von De Bezige Bij in den Niederlanden) versorgten mich mit zahlreichen Vorschlägen auf dem Weg von – wie Scott sagte – Version 1.0 zu Version 2.0 und darüber hinaus. Ihr gesammelter Input, zusammen mit dem von Catharina Schilder, Christopher Richards, Mia Council, Ellie Smith, Natalie Wall und Kiara Barrow, hat dieses Werk viel stärker gemacht. Die Sorgfalt und Vorsicht der Lektoratsphase hielten während der gesamten Arbeit an, wofür ich auch Caroline Pretty (Penguin UK) und Jane Cavolina (Penguin USA) danken möchte. Beide waren in der Detailarbeit unglaublich hilfreich. Schliesslich möchte ich auch Cat Mitchell und Elizabeth Calamari für ihre Arbeit an der Vermarktung dieses Buches danken.

Ich habe diese Danksagung mit einem Dankeschön für Freundschaft und an Familie begonnen. Abschliessen möchte ich ebenso. Meine Frau Anne Marie hat mit mir zusammen dieses Buch gelebt, sie war die erste Leserin jedes einzelnen Kapitels, oft mit Tränen in den Augen. Ihre tiefen Einsichten und ihre moralische Unterstützung waren ein grosser Rückhalt für mich. Das Gleiche gilt für meine Kinder – Josie, Beatrice und Edgar –, die für mich da waren, nicht nur als Leser, sondern auch als emotionale Anker während der Rekonstruktion von Liens Lebensgeschichte. Die Leser dieses Buches werden wissen, dass es Momente gab, in denen ich eine starke Parallele zwischen Josies Gefühlsleben und Konflikten und dem Konflikt zwischen Lien und meiner Grossmutter sah. Josie und ich hatten unsere Schwierigkeiten miteinander, als sie ein Teenager war, aber wir haben beide daraus gelernt. Ich bin ungeheuer dankbar für den offeneren Blickwinkel Josies auf dieses Projekt –

von Anfang an. Familien sind nichts Unkompliziertes, immer gibt es Anlass zur Sorge. Aber sie sind auch die Grundlage grösstmöglicher Liebe und Geborgenheit.

INHALT

Prolog

Dezember 2014 ... 7

Den Haag, April 1941 ... 14

Den Haag, Januar 2015 ... 23

Den Haag, Mai 1942 ...32

Dordrecht, Frühjahr 2015 ... 39

Dordrecht, Spätsommer 1942 ... 53

Den Haag, Frühjahr 2015 ... 66

Dordrecht, Herbst und Winter 1942 bis 1943 ... 81

Amsterdam, 21. Dezember 2014 ... 105

Nirgendwo, Frühjahr 1943 ... 110

Ijsselmonde, Frühjahr bis Spätherbst 1943 ... 116

Amsterdam, Januar 2015 ... 125

Amsterdam, Ijsselmonde, Bennekom, Januar 2015 ... 130

Bennekom, Spätherbst 1943 bis Sommer 1944 ... 140

Amsterdam, Januar 2015 ... 154

Bennekom, Herbst 1944 ... 158

Bennekom, Januar 2015 ... 169

Bennekom, Januar 2015 ... 176

Ede, Januar 2015 ... 185

Ede, Oktober 1944 ... 195

Dordrecht, Januar 2015 ...	220
Dordrecht, Frühjahr 1946 ...	236
Amsterdam, Dezember 1959 ...	255
Amsterdam, Januar 2015 ...	262
Eindhoven, 1959 bis 1972 ...	274
Eindhoven, 1972 bis 1988 ...	281
Amsterdam, Ende Januar 2015 ...	295

Epilog

Juli 2017 ...	303
---------------	-----

Danksagung ...	310
----------------	-----



MIX
Papier aus ver-
antwortungsvollen
Quellen
FSC® C083411

Februar 2020

DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © Bart van Es 2018

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
,The Cut Out Girl. A Story of War and Family, Lost and Found'

bei Fig Tree, ein Imprint der Penguin Random House Group, London.

© 2019 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln

Übersetzung: Silvia Morawetz und Theresia Übelhör

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: © privat

Satz: Fagott, Ffm

Gesetzt aus der Caslon

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-6532-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

www.dumont-buchverlag.de